805
LIT
V.4

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class
805

Book
L IT

Volume
4

Ja 09-20M

Return this book on or before the **Latest Date** stamped below. A charge is made on all overdue books.

University of Illinois Library

JUL 23 1981

L161—H41

Literarhistorisches

Taschenbuch.

Herausgegeben

von

R. E. Prutz.

Vierter Jahrgang:

1846.

Mit Beiträgen von A. Bock, Cybulski, Hertzberg, Hofmann von Fallersleben, K. A. Mayer, M. Rapp, E. Ruth, J. W. Schaefer, Karl Stahr, Jul. Tittmann und dem Herausgeber.

Hannover,
Verlag von C. F. Kius.

Litterarisches Lesebuch.

Ludw. Uhland,

dem Dichter und Forscher,

widmet

diesen vierten Band

des

Literarhistorischen Taschenbuchs

der

Herausgeber.

163872

Dem

Literarhistorischen Taschenbuch

haben ihre Theilnahme zugesagt

die Herren:

J. A. Altenhöfer in Augsburg.
Berthold Auerbach in Carlsruhe.
Agathon Benary in Berlin.
Theod. Bergk in Marburg.
Bernhardy in Halle.
Bock in Göttingen.
Brinckmeier in Halle.
Cybulski in Berlin.
Duncker in Halle.
Eckermann in Hannover.
Ellissen in Göttingen.
Feuerbach in Bruckberg bei Ansbach.
Flügel in Meissen.
Gervinus in Heidelberg.
Göttling in Jena.
J. Grimm in Berlin.
W. Grimm in Berlin.
Haarbrücker in Halle.
Hagen in Heidelberg.
Haltaus in Leipzig.
Hand in Jena.
Helbig in Dresden.
Hertzberg in Elbing.
Herwegh in Paris.
Hiecke in Merseburg.
Hoffmann von Fallersleben.
J. P. Jacobi in Breslau.
Jordan in Leipzig.
Jung in Königsberg.
Kahlert in Breslau.
Keller in Tübingen.
Klüpfel in Tübingen.
Koberstein in Pforta.
Köppen in Berlin.
Mayer in Oldenburg.
Meyen in Berlin.
Kanzler **von Müller** in Weimar.
Müller-Strübing in Berlin.
Oppermann in Hoya.
Passow in Meiningen.
Pott in Halle.
Rapp in Tübingen.
A. Reumont in Berlin.
Regis in Breslau.
Ritschl in Bonn.
Rödiger in Halle.
Röpell in Breslau.
Rosenkranz in Königsberg.
Ruge in Zürich.
Rupp in Königsberg.
E. Ruth in Heidelberg.
Schaefer in Bremen.
Schöll in Weimar.
Schücking in Augsburg.
Schwarz in Halle.
A. Stahr in Oldenburg.
K. Stahr in Stettin.
Strauß in Stuttgart.
Teuffel in Tübingen.
J. Tittmann in Göttingen.
Vischer in Tübingen.
Wellmann in Stettin.

Inhalt.

Seite.

Beaumarchais. Von Dr. K. A. Mayer 3

Die letzte Revolution Polens und die ihr vorangehende politisch-literarische Bewegung. Von Dr. Cybulski 75

Der Begriff der antiken Elegie in seiner historischen Entwicklung. Von W. Hertzberg.

Zweiter Aufsatz: Die Elegie der Alexandriner . . 125

Johannes von Soest, der Singermeister. Von Hoffmann von Fallersleben 189

Die Spanischen Romanzen. Von Karl Stahr 199

Friedrich Karl von Moser, der Herr und der Diener. Von A. Bock 257

Über Goldoni. Von E. Ruth 289

Die Farças des Gil Vicente. Zur Geschichte der älteren spanischen Bühne. Von M. Rapp 333

Thomas Abbt. Von dem Herausgeber 371

Miscellen und Notizen:

I. Zur Kritik der Goethe-Schillerschen Epigramme von 1796. Von J. W. Schaefer 447

II. Über einige hochdeutsche Übersetzungen und Bearbeitungen des Reineke de Vos. Von Julius Tittmann 453

Beaumarchais.

Von

Dr. K. A. Mayer.

In dem zweiten Jahrgange des literarhistorischen Taschenbuches habe ich versucht, durch Darstellung des sogenannten französischen Siebengestirns die Wurzeln bloßzulegen, auf welchen sich der Baum des Klassicismus erhoben hat: ein nicht in Gottes Sonne erstarkter, sondern künstlich in Hofluft emporgetriebener Baum, welcher, den besten Saft der Poesie in sich saugend, über drittehalb Jahrhunderte lang seine Äste durch die Literatur eines der trefflichsten Völker Europa's gebreitet und starken Schatten in die Literaturen der Nachbarvölker geworfen hat. Vorliegende Blätter stellen sich die Aufgabe, einem der Anfänge des Romanticismus in den letzten Jahren vor der Revolution nachzugehen: zu einer Zeit also, wo jener mächtige Baum allerdings noch stand, schon aber, vermorscht und ausgehöhlt, dem Sturm entgegensah, der ihn in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, und auch dann nicht ohne hartnäckigen Widerstand, zerschmettern sollte. Aus dem geborstenen Schooße dringen in jenen Tagen, da der große Völkersturm sich vorbereitet, zwar noch schwache, aber doch lebensfrische Pflanzen hervor und erheben sich, froh der halbunbewußten Bestimmung, einst die Trümmer des zusammenbrechenden Stammes zu überwuchern. Wie allem Neuen, läßt man diesen Anfängen nur so viel Recht widerfahren, als sie sich ertrotzen können; sie stehen im Parteigeschrei der Menge, jauchzend begrüßt von den Kindern der jungen Zeit, verlästert und zerrissen von den Alten.

Wenn je eine Literatur gleiche Pulsschläge mit dem politischen Leben zählte, so ist es die französische. Der Klassicismus ist der flitterglänzende Mantel, den sich die Könige um die Schulter warfen; der vierzehnte Ludwig, der Unumschränkteste unter ihnen, trug ihn am Prunkendsten. Dann begann er abzubleichen. Voltaire trug neue Farben auf: Farben, die das Auge ergötzten, aber den Stoff selbst, gleich Scheidewasser, zerfraßen. Rousseau, Diderot, Beaumarchais begannen ihn, weinend und lächelnd, zu zerfetzen. Dann, während der Revolution und in der Kaiserzeit, lag er in einem Winkel versteckt. Die Restauration, die nichts vergessen, was alt war, hatte nicht übel Lust, ihn wieder aufzunehmen, bis zuletzt die Epoche der Julirevolution ihn für immer unter dem zusammenstürzenden Thron der Könige par la grâce de Dieu begraben hat. Zwar finden sich Inconsequenzen. Viktor Hugo, das Haupt der Romantiker, aber freilich jetzt den Musen beinahe abgestorben, ist gegenwärtig Vicomte und Pair von Frankreich — »lyrischer Pair,« wie der Courrier sich ausdrückt. Noch mehr: gleich wie der roi des Français Restaurationsgelüste blicken läßt, so zeigte neulich auch die französische (romantische) Poesie klassische Gelüste, indem Ponsard eine Lucrèce im alten Stil verfaßte und das Publikum diesen Revenant mit einem Beifall begrüßte, der freilich mehr dem Curiosum galt, als einer wirklichen innerlichen Sympathie entsprang. — Und so haben alle diese Widersprüche nicht viel zu sagen: was einmal der Geist überwunden hat, kehrt nicht wieder, wenn auch die dahingeschwundenen Zeiten noch Schatten werfen, ehe sie tiefer in die Nacht versinken.

Der Klassicismus stand um Beaumarchais' Zeit auf der dritten Stufe seiner Entwicklung. Von Ronsard († 1585) bis Malherbe († 1628) war ihm noch keine

Vermittlung mit dem Genius der französischen Sprache gelungen. Die Nachahmung der Alten erscheint nicht bloß als eine äußerliche, wie dies auch in den spätern Perioden der Fall war und nie anders sein konnte: denn wie sollte der wirkliche Gehalt einer Literatur jemals wiederkehren? — sondern auch als eine mechanische, als eine rohe, eher gelehrte als poetische Uebertragung griechischer und römischer Flittern auf das widerstrebende französische Idiom. Mager nennt daher diesen Abschnitt die Gräkomanie.

Der elegante correkte Lyriker Malherbe bildet den Ausgangspunkt der zweiten Periode, welche mit den Heroen des Klassicismus unter Ludwig »dem Großen« schließt — treffliche Dichter, in der That, aber in einem kleinen Genre, wie man sehr richtig gesagt hat. Es ist dies (nach Mager) die höfisch akademische Periode. Malherbe wußte die Toga mit französischem Faltenwurfe zu tragen, antikisirend blieb er Franzose. Unter Ludwig schien der Gipfel der Poesie erreicht. Man hatte keine Ahnung davon, daß ein nach mißverstandenen Regeln des Aristoteles gearbeitetes Drama, ein Drama, das, in die spanischen Stiefel der Einheiten des Ortes und der Zeit gepreßt, sich nur im engsten Kreise bewegte, ein Drama ohne Charakterzeichnung, rhetorisch prunkend und mit de beaux discours aufgestutzt, aber arm an wahrer Poesie, und dabei sich fortbewegend in dem ewigen Klippklapp regelmäßig halbirter gereimter Alexandriner [1]) — daß ein solches gespreiztes, durchaus nur konventionelles Geschöpf von dem wahrhaftigen, freien, lebendigen, nationalen Drama himmelweit abliege. National? hör' ich Boileau und la Harpe entrüstet rufen. Unser klassisches

1) Wodurch man den Hexameter sowohl als den Trimeter köstlich ersetzt glaubte!

Drama sollte nicht national sein? Sind Racine's Verse nicht reinster französischer Honig? Ja, was die vorzüglichste und eigentlich nationalste unsrer Tugenden ist (oder war, fügen wir hinzu), die Höflichkeit, die Galanterie, der feine Anstand, werden sie je außer Augen gesetzt? Ruft nicht Jünie noch in dem Augenblick, wo ihr die Kunde wird, daß Britannicus, ihr Geliebter, an Nero's Gift verscheidet, der Kaiserin Agrippina ein

Pardonnez, madame, à ce transport! [1])

zu? »Hohe Frau, verzeihen Sie dieser Wallung; denn es ist durchaus unanständig, in Dero Gegenwart die Contenance zu verlieren.« — Es ist freilich wahr, fahren sie fort, daß wir die vaterländische Geschichte bei Seite liegen lassen, und unsre Stoffe von den Griechen, Römern und Türken nehmen. Aber redet denn der alte Mithridat seinen »Kanzleistil der Liebe« nicht eben so gut wie irgend ein junger Marquis am Hofe zu Versailles? Nicht national? Trugen nicht zu des großen Ludwigs Zeit Brutus und Cäsar Allongeperrücken, und trat nicht Phädra in einem Reifrock auf? Sagen Sie, kann ein vernünftiger Mensch mehr Nationalität verlangen?

Doch lassen wir diesen scherzenden Ton fallen und fügen wir, um gerecht zu sein, hinzu, daß der Tadel, der hier gegen das Drama gerichtet wird, das Lustspiel nur theilweise trifft. Die Komödien Moliere's, der, weil mit den Spaniern verwandt, eine romantische Ader hat, bewegen sich zwar ebenfalls auf dem engen Felde der Konvenienz, aber sie schöpfen doch aus der Zeit, geben eine scharfe Charakteristik und schreiten in lebendiger Handlung vorwärts.

Die dritte Periode der klassischen französischen Poesie

---

1) Siehe Racine's Britannicus. Akt V. Scene 4.

ist ein langsames Hinabgleiten von der gewonnenen Höhe; sie ist aber zugleich auch ein Aufnehmen neuer Elemente, die freilich ihren Fall nicht hemmten. Man sah auf Corneille, Racine und Molière etwa wie unsere Epigonen-Periode (die nachgerade zu Ende geht) auf Schiller und Goethe zurück. Selbst Voltaire, den seine Nation wie keinen Andern vor ihm und nach ihm auf den Schild der Bewunderung hob, steht noch mit halbem Gesichte rückwärts gerichtet. Seine Dramen, auf die er bekanntlich mehr Werth legte, als auf Alles, was er sonst geschrieben, halten an der alten Form fest; ja er, der bitterste Feind aller Vorurtheile und alles Aberglaubens, verehrte und vertheidigte doch in strengster Orthodoxie »les unités« sammt der ganzen alten Litanei Corneille's. Aber dennoch ist der Gesichtskreis dieser Voltaire'schen Stücke (und zwar nicht immer zum Frommen des Dichtwerks) unendlich erweitert; die philosophische Welt- und Lebensansicht des Dichters dringt unabweislich überall hervor; wir hören, wohin wir treten, den Maulwurf der jungen Zeit unter dem Boden rumoren. Diese Periode heißt daher die philosophische.

Bekanntlich führt die neue, noch in voller Gährung begriffene Richtung der französischen Poesie den Namen Romanticismus. Dieser Romanticismus ist, im Gegensatze zu dem Klassicismus, dem Nationalen eben so zugewendet, wie unsre deutschen Neuromantiker, trotz aller Minnesängerei, demselben abgewendet waren. Der Romanticismus ist eine Emancipation der Poesie, er ist eine literarische Revolution, die natürlich auch ihre Jakobiner hat. Wie in jenen Zeiten seines Beginnens im Leben Alles nach Befreiung von den Fesseln des religiösen und politischen Dogmas strebte, so begann auch die Poesie an ihren wunderlichen Schranken zu rütteln, und schrie nach Luft und Freiheit. Da kam der Bürger von Genf und rief die Menschen aus der Un-

natur in die Natur zurück, mit allem Zauber der Sprache, wie sie nur ein Mensch besitzt, der selber an den Brüsten der alma mater gelegen. Da kam Diderot, der Sohn der Champagne, heiß und sprudelnd wie der Wein seiner Heimat, und warf die Fackel in die erstarrte Wissenschaft, und ließ Rousseau's Ruf nach der Natur laut über die Bühne schallen, so daß die goldpapierenen Kronen der klassischen Könige zu fallen drohten. Da kam Beaumarchais, der kluge, rastlose, tapfer ausdauernde, lustige, witzsprühende Beaumarchais, der Mann des dritten Standes, der im Leben und auf der Bühne (und Beides war für ihn nur Eines) den Bevorrechteten die Stirne bot; der Figaro, der den Almavivas die Braut entreißt; der Held, der, heute niedergeworfen, morgen wieder in Waffen steht und auf seinem Schild den Voltaire'schen Spruch trägt: Ma vie est un combat!

Pierre Augustin Caron de Beaumarchais ist am vierundzwanzigsten Januar 1732 [1]) zu Paris geboren. Er war, wie der zwanzig Jahre ältere J. J. Rousseau, Sohn eines Uhrmachers, [2]) und trieb als junger Mensch das Gewerbe seines Vaters. Als ein trefflicher Kopf, der auch in einer Sphäre, die viel zu eng für ihn war, seine Tüchtigkeit bewährte, erfand er eine Hemmung in den Uhren, die so bedeutend erschien, daß sie ihm ein berühmter Meister streitig machte. Die Akademie der Wissenschaften ward als Schiedsrichterin aufgerufen, und ihr Spruch lautete zu Gunsten des Jünglings.

Bald aber strebten Caron's Gedanken (denn dies ist

1) Nach Andern 1729

2) Il réunissait, sagt Beaumarchais III. 171, von seinem Vater (ich citire nach der Pariser Ausgabe in sechs Theilen vom Jahr 1821) à plusieurs branches de commerce une assez grande célébrité dans l'art de l'horlogerie.

sein eigentlicher Familienname) über die Werkstatt hinaus. Bei der Lebendigkeit und Schnelligkeit seines Geistes war es ihm leicht, Kenntnisse zu sammeln und feinere Bildung zu erwerben: Eigenschaften, die er mit glänzendem Witz und Körperschönheit verband. Ein Profilportrait in dem ersten Bande der Werke, ein Reisepaß, den man in den Memoiren [1]) findet, und biographische Nachrichten bestätigen, daß er braune, von Feuer strahlende Augen, kastanienbraunes Haar und eine feine, schöngeformte Nase hatte; dazu einen zwar etwas großen Mund, den aber Geist und schalkhafte Heiterkeit umspielten.

Beaumarchais war auch ein musikalisches Talent; er besaß Fertigkeit auf mehren Instrumenten und hatte in kurzer Zeit Meisterschaft auf der Harfe erlangt, deren Mechanismus er auch zu verbessern bestrebt war. Selbst als flacher Kopf hätte er sich mit ihr, dem Lieblingsinstrumente jener üppig-empfindsamen Zeit, den Eingang in die Salons bahnen können: wie viel mehr als homme spirituel, dessen Geistesblitze schon damals von Mund zu Mund durch Paris wanderten. Die Prinzessinnen Adelaide und Victoire, Töchter Ludwigs des Fünfzehnten, die gerade Unterricht auf der Harfe zu nehmen begehrten, hatten Beaumarchais' Geist und Talente preisen hören. Er ward ihnen vorgestellt, gefiel, wie man sich denken kann, und nahm fortan Theil an ihren Privatconcerten, denen selbst der König bisweilen beiwohnte. Hier wußte er sich als Weltmann zu benehmen, und da er in der Gunst der hohen Damen stieg und den Höflingen nicht als demüthiger Musikus und Uhrmachersohn entgegentrat, sondern als ein charaktervoller Mann, der seinen Werth sehr wohl kennt und immer gerüstet steht, jede

1) V. 425.

Unbill augenblicklich mit der Schärfe des schnell treffenden Wortes zu ahnden; da er offen und ehrlich war, während sie alle, wie kaum gesagt zu werden braucht, logen, [1]) so begann hier schon heimlich Neid und Haß an seinem Wege zu lauern und Streiche aus dem Finstern nach ihm zu führen.

Einige zwanzig Jahre alt, fügte er seinem Familiennamen den adeligen Namen Beaumarchais bei. Er mochte dies wegen der Kreise, in denen er sich bewegte, für zweckmäßig halten. Überdies hatte er sein Gewerbe aufgegeben und sich an großen Handelsspeculationen betheiligt, die ihn auch als Geschäftsmann fortwährend mit hohen Personen in Verbindung brachten. Es mochte also weniger Eitelkeit als Klugheit sein, was ihn zu diesem Schritte trieb, der damals noch weit gewöhnlicher war und keine Schwierigkeiten hatte, nach dem Sprichwort: En France marquis est qui veut. Jedenfalls hat Beaumarchais immer bürgerliche Gesinnung bethätigt. Spottend erwiedert er in einer seiner berühmten Proceßschriften [2]) einem Gegner, der ihm seine dunkle Herkunft zum Vorwurf macht: Forcé de passer condamnation sur cet article, j'avoue avec douleur que rien ne peut me laver du juste reproche d'être le fils de mon père. — Mais je m'arrête: car je sens derrière moi qui regarde ce que j'écris, et rit en m'embrassant (sein alter Vater, den der Sohn in sein Haus genommen hatte). O vous, qui me reprochez mon père, vous n'avez l'idée de son généreux coeur. — — Mais je

1) Le dauphin, fils de Louis XV., dit un jour trop indiscrètement que Beaumarchais était le seul qui lui dit la vérité. Ce mot fut l'origine secrète de toutes les calomnies qu'on répandit contre lui. Dire la vérité à l'héritier même du trône, c'était déplaire aux courtisans; et depuis on ne lui pardonna rien. (Anmerk. Gudin's, des Freundes und Herausgebers der Schriften Beaumarchais': VI. 510.)

2) III. 171.

connais trop bien le prix du temps, qu'il m'apprit à mesurer, pour le perdre à relever de pareilles fadaises.

Beaumarchais heirathete nach einander zwei reiche Wittwen, von denen ihm jedoch nur die zweite Vermögen hinterließ. Eine zahlreiche Familie, Vater, Geschwister, Kinder, fand in ihm ein liebe- und einsichtvolles Haupt und einen immer freigebigen Helfer. Bei dem Tode seiner ersten Frau, einer Aubertin, mit der er sich noch sehr jung vermählt hatte, ward das beträchtliche Vermögen derselben von ihren Verwandten eingezogen, weil Beaumarchais es versäumt hatte, seinen Heiratskontrakt eintragen zu lassen. Nichts desto weniger, als dieselben zwanzig Jahre später, vielleicht von seinen Feinden dazu aufgereizt, einen langwierigen Prozeß gegen ihn erhoben und — verloren, so erließ er ihnen edelmüthig die Zahlung ansehnlicher Geldsummen, die sie von ihm in Händen hatten. Ma vie entière, sagt er IV. 594, s'est usée de pardonner des infamies. Und so ist es wahrlich. Erst verfolgt er in seinen zahlreichen, von seinen Feinden angeregten Processen mit eiserner Ausdauer sein Recht; ist ihm dies geworden, so schwindet sein Groll und er giebt nur der Milde Gehör.

Den Grund zu seinem beträchtlichen Vermögen legte Beaumarchais hauptsächlich durch seine vieljährige Verbindung mit dem reichen Hofbanquier Paris Düverney, dem Stifter der Militär- und der königlichen Schule. Beaumarchais hatte den König veranlaßt, jene Anstalten in Augenschein zu nehmen. Durch diesen und ähnliche Dienste war er dem Banquier näher gerückt, der sehr bald mit scharfem Blick den Speculationsgeist des jungen Mannes unterschied, ihm Theil an seinen Unternehmungen verstattete und Beaumarchais' eigene Unternehmungen auf das Großartigste unterstützte. Düverney, der keine Kinder hatte, scheint eine große Zuneigung

zu Beaumarchais gefaßt zu haben, die sich auch in geheimnißvollen Briefen äußerte, welche sie bei wichtigen Geschäften mit einander wechselten. Sie schrieben dann wohl unter der Maske eines Liebespaars »au style oriental,« wie sie es nannten; sie dutzten sich, und Beaumarchais titulirt seinen bejahrten Freund mit: Ma petite. Wir machten es, sagt Beaumarchais in seinen Memoiren,[1]) wie unser guter König Heinrich der Vierte mit seinen Staatssekretären. Da hieß der König der Franziskaner, die Königin von Spanien der Spargel, der König von Polen die Heuschrecke, der Landgraf von Hessen der Kapaun, das Königreich Neapel die Torte u. s. w. — Die Auseinandersetzung dieses Verhältnisses mit Düverney ist für die Folge von Wichtigkeit.

Zwei und dreißig Jahre alt, ging Beaumarchais nach Madrid, zunächst um einer Schwester seine Hilfe zu leihen, welcher ein einflußreicher Spanier, Don Joseph Clavijo y Flaxardo, Archivarius des Königs, ein Eheversprechen gebrochen hatte. Es ist dies ein in seinen Memoiren[2]) erzähltes Abenteuer, das in demselben Jahre, wo jene Memoiren erschienen (1774), von Goethe zu dem bekannten Trauerspiel bearbeitet worden ist.[3]) Goethe berichtet uns in seinem Leben, daß er seinen Clavigo, einem Mädchen zu Gefallen, in acht Tagen vollendet habe, wobei er jedoch, »berechtigt durch den Altvater Shakspeare, keinen Anstand genommen,

---

1) IV. 187. Unter „Memoiren" werden immer die Proceßschriften verstanden.

2) III. 414—467.

3) Goethe schreibt bekanntlich (offenbar um einen den Deutschen mundgerechten Namen zu haben) Clavigo; Beaumarchais: Clavico. — Übrigens hat auch ein Franzose, Marsollier de Vivetière, elf Jahre später den Stoff zu einem Drama benutzt.

die Hauptscene und die eigentliche theatralische Darstellung wörtlich zu übersetzen.« Ich übertrage einen Theil der Erzählung Beaumarchais' ins Deutsche, theils um dem Leser, dem das französische Original nicht zur Hand ist, Gelegenheit zu geben, einen Vergleich zwischen ihr und Goethe's Dichtung anzustellen, theils auch, um den Charakter unsers Helden dadurch in ein helleres Licht zu stellen.

Ich komme, erzählt Beaumarchais [1]) am 18. Mai 1764 Morgens in Madrid an. Seit einigen Tagen erwartet, fand ich meine Schwestern (es war noch eine ältere da) von ihren Freunden umgeben, welchen mein feuriger Entschluß den Wunsch eingeflößt hatte, meine Bekanntschaft zu machen.

Nachdem wir unsern Thränen Lauf gelassen hatten, wandte ich mich zu meinen Schwestern und sagte: Wundert euch nicht, daß ich gleich schon jetzt den genauen Hergang der unglücklichen Begebenheit zu erfahren begehre. Ich bitte die ehrenwerthe Gesellschaft, in deren Mitte ich mich befinde und die ich als meine Freunde betrachte, da sie die eurigen sind, euch nicht die geringste Ungenauigkeit hingehen zu lassen. Wenn meine Bemühungen Erfolg haben sollen, muß ich treuen Bericht erhalten.

Der Bericht war genau und ausführlich, und ich sah in der Aufregung Aller die meinige gerechtfertigt. Ich umfaßte meine Schwester [2]) und sagte: Jetzt, da ich Alles weiß, sei getrost. Mit Freuden seh' ich, daß Du jenen Menschen nicht mehr liebst. Dies erleichtert meine Aufgabe. Sagt mir nur, wo in Madrid ich ihn finden kann. Alle erhoben die Stimme und riethen mir, fürs Erste unsern Gesandten

---

1) III. 418.

2) Die sich, wie vorher berichtet worden, seit Clavico's Treulosigkeit in sehr leidendem Zustande befand.

in Aranjuez aufzusuchen, dessen außerordentliche Klugheit meine Schritte in einer so schwierigen Angelegenheit leiten müsse, indem unser Feind durch sein Amt mit sehr mächtigen Personen in Berührung stehe, an denen er eine große Stütze finde. Kurz, ich dürfe nichts in Madrid wagen, bevor ich nicht Sr. Excellenz in Aranjuez meine Aufwartung gemacht.

Gut, meine Freunde, denn als solche betrachte ich Sie, verschaffen Sie mir nur einen Wagen; morgen will ich dem Herrn Gesandten bei Hofe aufwarten. Aber verargen Sie mir es nicht, wenn ich, ehe ich ihn sehe, einige Erkundigungen einziehe, die für meinen Plan von Wichtigkeit sind. Der einzige Dienst, den Sie mir alle erweisen können, ist, das Geheimniß meiner Ankunft bis zu meiner Rückkehr aus Aranjuez zu bewahren.

Ich ließ mir ein Kleid aus dem Koffer nehmen, erkundigte mich während des Anziehens nach der Wohnung des königlichen Archivars Don Joseph Clavico und eilte sofort dahin. Er war ausgegangen. Man sagte mir, wo ich ihn treffen könne. Mitten in dem Salon einer Dame, wo er sich befand, sage ich ihm, ohne meinen Namen zu nennen: ich sei an diesem Tage aus Frankreich angelangt und mit Aufträgen an ihn versehen; weshalb ich um die Erlaubniß nachsuche, ihn möglichst bald zu sprechen. Er bestellte mich auf den nächsten Tag Morgens um neun, und lud mich zur Chokolate ein, was ich für mich und den mich begleitenden französischen Kaufmann annahm. [1])

Folgenden Tages, am 19. Mai, fand ich mich um halb

---

1) Er hatte bei Beaumarchais Handelsgeschäfte als Zweck seiner Reise angegeben; in der That aber war er heimlich von der Familie Caron beauftragt, unsern Helden zu begleiten und über seine Sicherheit zu wachen.

neun bei ihm ein. Ich fand ihn in einem prachtvollen Hause, das, wie er mir sagte, Don Antonio Portugues gehörte, einem der angesehensten Büreauchefs des Ministeriums, mit dem er so befreundet sei, daß er in dessen Abwesenheit sich der Wohnung desselben ganz wie seiner eigenen bediene.

Mein Herr, sagte ich zu ihm, ich bin durch einen Verein von Schriftstellern beauftragt, in allen Städten, die ich berühre, eine literarische Correspondenz mit den gelehrtesten Leuten des Landes einzuleiten. Da nun kein Spanier besser schreibt, als der Verfasser des Blattes, das den Namen Pensador führt — mit dem ich die Ehre zu sprechen habe und dessen literarische Verdienste die Aufmerksamkeit des Königs in dem Grade erregt haben, daß er ihm eines seiner Archive anvertraut hat —: so war ich der Meinung, ich könne meinen Freunden nicht besser dienen, als wenn ich sie mit einem Manne von Ihrem Verdienste in Verbindung brächte.

Er war entzückt über meinen Vorschlag. Um meinen Mann besser kennen zu lernen, ließ ich ihm Zeit, sich über die Vortheile auszulassen, welche verschiedene Nationen aus solchen Mittheilungen ziehen könnten. Er sah mich zärtlich an, sprach wie ein Buch und im liebreichsten Tone, und dabei glänzte sein Gesicht von Ruhmbegier und Vergnügen.

Mitten in seiner Freude fragt er mich, was mich nach Spanien führe. Ich werde mich glücklich schätzen, fügt er hinzu, wenn ich Ihnen von Nutzen sein kann. — Ich nehme Ihre schmeichelhaften Anerbietungen mit Dank an und ich werde Ihnen nichts verheimlichen.

Meine Absicht war, ihn in Verwirrung zu setzen und erst am Schluß meiner Rede mit der Wahrheit hervorzutreten. So stellte ich ihm denn von Neuem meinen Freund vor. Er ist nicht ganz unbekannt mit dem, was ich zu sagen habe,

bemerkte ich, und seine Anwesenheit wird von Nutzen sein. — Dieser Eingang bewirkte, daß er meinen Freund mit forschenden Augen betrachtete.

Ein französischer Kaufmann, reich an Kindern und von mäßigem Vermögen, hatte viele Correspondenten in Spanien. Einer der reichsten, der vor neun oder zehn Jahren nach Paris kam, machte ihm folgenden Vorschlag: Geben Sie mir zwei Ihrer Töchter mit nach Madrid. Ich bin ein alter Junggesell, ohne Familie. Sie sollen bei mir wohnen, sollen meine letzten Tage erheitern und Erbinnen des reichsten Hauses in Spanien werden.

Zwei Schwestern, von denen die ältere schon verheirathet gewesen, werden ihm anvertraut. Der Vater übernahm es, das Madrider Haus mit allen französischen Waaren, die begehrt würden, zu versehen.

Zwei Jahre darauf starb der Correspondent und hinterließ den beiden Französinnen nichts als die verwirrende Aufgabe, allein einem Handlungshause vorzustehen. Trotz der beschränkten Verhältnisse bewahrten sie sich doch durch ihr gutes Benehmen und die Anmuth ihres Geistes eine Menge Freunde, die sich beeiferten, ihren Credit und ihre Geschäfte zu mehren. (Hier sah ich, wie Clavico's Aufmerksamkeit sich spannte.)

Ungefähr um diese Zeit hatte sich ein junger auf den Canarischen Inseln gebürtiger Mensch in dem Hause vorstellen lassen. (Alle seine Heiterkeit verschwand bei diesen Worten, die ihn bezeichneten.)

Er war in beschränkten Verhältnissen; da er aber großen Eifer für die französische Sprache und die Wissenschaften zeigte, waren sie ihm behilflich, schnelle Fortschritte darin zu machen.

Voller Begier sich bekannt zu machen, entwirft er endlich den Plan, der Stadt Madrid ein Vergnügen zu bereiten,

das für die Nation neu war: sie sollte ein periodisches Blatt, in der Art des englischen Zuschauers, erhalten. Seine Freunde ermuthigten und unterstützten ihn in jeder Weise. Ein solches Unternehmen mußte jedenfalls den größten Erfolg haben. In der lebhaften Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, sich einen Namen zu machen, wagt er nun bei der jüngeren Schwester einen offenen Heirathsantrag.

Lassen Sie uns, sagt ihm die Ältere, erst gute Erfolge abwarten; und wenn ein Amt, Gunst bei Hofe oder irgend ein anderes Mittel zur Erlangung einer achtbaren Lebensstellung Sie berechtigt, sich gegen meine Schwester auszusprechen: so werde ich, falls Sie andern Bewerbern vorgezogen werden, meine Einwilligung nicht versagen. (Indem er mich so sprechen hörte, bewegte er sich in seltsamer Unruhe auf dem Sessel. Ich that, als ob ich nichts bemerkte, und fuhr in folgender Weise fort:)

Die Verdienste des Bewerbers übten ihren Einfluß auf die jüngere Schwester; sie schlägt mehre vortheilhafte Partien, die sich ihr bieten, aus, und, indem sie lieber harren wollte, bis der, den sie seit vier Jahren liebte, das glückliche Ziel erreicht habe, auf das alle seine Freunde für ihn hofften, ermuthigte sie ihn, die erste Nummer seines philosophischen Blattes unter dem stolzen Titel Pensador in das Publicum zu geben. (Hier war er nahe daran ohnmächtig zu werden.)

Die Zeitschrift, fuhr ich im kältesten Tone fort, machte ein außerordentliches Glück; sogar der König gab, aus Wohlgefallen an dem köstlichen Blatte, dem Verfasser öffentliche Zeichen der Gunst; er versprach ihm die erste offene Stelle von Bedeutung. Fortan entfernte seine ganz öffentliche Bewerbung alle Freier von seiner Geliebten. Wenn die Heirath aufgeschoben wurde, so geschah es nur in Erwartung des versprochenen Amtes. Endlich nach sechsjährigem Harren von

der einen, nach sechsjährigem Werben und eifriger Huldigung von der andern Seite erscheint das Amt, und er — verschwindet. (Hier entfuhr ihm ein Seufzer, was ihm selber nicht entging; denn er erröthete vor Verwirrung. Ich bemerkte, immer sprechend, Alles.)

Die Sache hatte zu großes Aufsehn gemacht, als daß man ihre Entwicklung mit Gleichgiltigkeit hätte ansehen sollen. Die Damen hatten eine Wohnung für zwei Haushaltungen gemiethet; das Aufgebot in der Kirche war geschehen. Empört über die Beschimpfung, waren die beiderseitigen Freunde eifrig bestrebt, die Schmach zu rächen; selbst der französische Gesandte mischte sich hinein. Als aber Clavico erfuhr, daß die Französinnen den Schutz hoher Personen mit Erfolg gegen ihn anriefen, fürchtete er einen Einfluß, der den seinigen stürzen, und in einem Augenblick sein werdendes Glück zerstören konnte, und warf sich seiner erbitterten Geliebten zu Füßen. Jetzt war er es, der sich seiner Freunde bediente, um sie wieder zu gewinnen: und da der Zorn einer verrathenen Frau fast immer nur versteckte Liebe ist, so kam Alles wieder ins Gleiche. Von Neuem wurden wieder Vorbereitungen zur Ehe getroffen, von Neuem das Aufgebot verkündet; in drei Tagen sollte Hochzeit sein. Die Versöhnung hatte eben so viel Aufsehen als der Bruch des Verhältnisses gemacht. Als er nach St. Ildefonso abreiste, wo er den Heirathsconsens von seinem Minister einholen sollte, sagte er: Meine Freunde, erhaltet mir das schwankende Herz meiner Geliebten, bis ich von Sitio real zurückkehre, und ordnet Alles so, daß ich im Augenblick meiner Rückkunft mit ihr zur Kirche gehen kann.

Trotz des furchtbaren Zustandes, in den ihn meine Erklärung versetzte, ungewiß noch, ob ich eine Geschichte erzähle, die mir fremd sei, sah Clavico von Zeit zu Zeit meinen Freund an, dessen kaltblütiges Wesen ihm ebensowenig Aus-

kunft gab, als das meinige. Jetzt erhob ich meine Stimme lauter, und fuhr, die Augen auf ihn heftend, fort:

Wirklich kommt er am zweitfolgenden Tage von Hofe zurück; aber, statt sein Opfer zum Altare zu führen, läßt er, zum zweiten Male wechselnd, der Unglücklichen sagen, daß er sie nicht heirathen werde. Empört eilen die Freunde augenblicklich zu ihm; der Freche kennt keine Schonung mehr, und fordert sie auf, ihm so viel Schaden zuzufügen, als sie nur immer könnten. Wenn die Französinnen, fügt er hinzu, ihn zu beunruhigen trachteten, so möchten sie sich wohl vorsehen, daß er sie nicht in einem Lande, wo sie ohne Stütze seien, auf immer zu Grunde richte.

Bei dieser Kunde fiel die junge Französin in einen konvulsivischen Zustand, der ihr Leben gefährdete. In der trostlosesten Lage meldet die Ältere die öffentliche Schmach, die er ihnen angethan, nach Frankreich; die Erzählung erschüttert das Herz ihres Bruders in dem Grade, daß er sofort Urlaub begehrt und von Paris nach Madrid fliegt, um in einer so verwirrten Sache Hilfe zu schaffen. Und dieser Bruder — bin ich! Ich habe Alles verlassen, Vaterland, Pflichten, Familie, Stand und die Freuden des Lebens, um in Spanien die unschuldige unglückliche Schwester zu rächen. Ich komme, bewaffnet mit der Gerechtigkeit meiner Sache und mit aller Entschlossenheit einen Verräther zu entlarven, um mit blutiger Schrift seine Schmach auf sein Gesicht zu schreiben: und dieser Verräther — bist Du!

Man male sich diesen Menschen in staunender Bestürzung über meine Rede, wie er den Mund öffnet, und das Wort auf den kalten Lippen erstirbt; man sehe diese strahlenden Züge, wie sie sich aufklären über meinen Lobsprüchen und dann immer finsterer werden; man sehe die erlöschenden Augen und das verlängerte bleifarbige Gesicht.

Er wollte Einiges zu seiner Rechtfertigung stammeln. — Unterbrechen Sie mich nicht, mein Herr; Sie haben mir nichts zu sagen und viel von mir zu hören. Um einen Anfang zu machen, haben Sie die Güte, vor diesem Herrn, der eigens mit mir aus Frankreich gekommen ist, zu erklären, ob meine Schwester irgendwie durch Untreue, Leichtsinn, Schwäche, Empfindlichkeit oder irgend einen andern Fehler die doppelte Schmach, der Sie sie grausam öffentlich preisgegeben, verdient hat. — Nein, mein Herr; Ihre Schwester Donna Maria ist mir als eine Dame von Geist, Anmuth und Tugend bekannt. — Hat sie Ihnen jemals Ursache zur Klage gegeben, seit Sie mit ihr bekannt sind? — Niemals, niemals! — Und warum denn, Ungeheuer, sagte ich, indem ich aufstand, warum hast Du die Grausamkeit, sie zum Tode zu schleifen, einzig und allein, weil ihr Herz Dich zehn Anderen vorzog, die redlicher und reicher waren als Du? — Ach mein Herr, die Verhetzungen, die Rathschläge! Wenn Sie wüßten... — Genug!

Darauf wandte ich mich gegen meinen Freund: Sie haben die Rechtfertigung meiner Schwester gehört; machen Sie sie bekannt. Was ich diesem Herrn ferner noch zu sagen habe, bedarf keiner Zeugen. Mein Freund geht; Clavico, noch weit mehr betroffen, steht nun auch auf; ich heiße ihn wieder niedersitzen. — Vernehmen Sie nun, da wir allein sind, meinen Plan, und ich hoffe, daß Sie ihn billigen werden.

Es liegt weder in Ihrem noch in meinem Interesse, daß Sie meine Schwester heirathen, und Sie fühlen wohl, daß ich nicht hierher gekommen, um den Bruder in der Komödie zu spielen, der der Schwester einen Mann schaffen will. Sie haben sich eine Freude daraus gemacht, eine Dame von unbeflecktem Rufe zu beschimpfen, weil Sie sie ohne Schutz im fremden Lande glaubten. So handelt ein unredlicher, ein niederträchtiger Mensch. Fürs Erste erklären Sie also eigen-

händig und freiwillig, bei offenen Thüren und in Gegenwart Ihrer Dienerschaft, die uns nicht verstehen kann, weil wir französisch sprechen, daß Sie ein abscheulicher Mensch sind, der meine Schwester ohne Ursache betrogen, verrathen und beschimpft hat. Mit dieser Erklärung geh' ich nach Aranjuez zu unserm Gesandten; ich zeige ihm das Blatt, lasse es dann drucken, und übermorgen sind Stadt und Land damit überschwemmt. Ich habe hier mächtige Unterstützung, Zeit und Geld; Alles soll angewendet werden, um Sie Ihrer Stelle zu berauben, um Sie rastlos in jeder Weise zu verfolgen, bis die Rache meiner Schwester gestillt ist, und sie mir Einhalt gebietet.

Ich thue diese Erklärung nicht, sagte Clavico erbittert. — Ich glaub' es; vielleicht thät' ich sie an Ihrer Stelle auch nicht. Betrachten wir jetzt die Sache von einer andern Seite. Schreiben Sie oder schreiben Sie nicht: von diesem Augenblick an bleib' ich bei Ihnen, ich verlasse Sie nicht mehr, ich folge Ihnen überall auf dem Fuße, bis Sie, solcher Gesellschaft überdrüssig, hinter Buen retiro meiner los zu werden suchen. Bin ich glücklicher als Sie, so fass' ich, ohne meinen Gesandten zu sehen, ohne mit Jemandem hier zu sprechen, meine sterbende Schwester in den Arm, bringe sie in den Wagen und kehre mit ihr nach Frankreich zurück. Begünstigt aber das Schicksal Sie, so ist Alles abgethan. Sie haben es uns dann in allen Dingen zuvorgethan, und es steht Ihnen frei auf unsere Unkosten zu lachen. Lassen Sie das Frühstück herauf bringen.

Ich ziehe die Glocke ohne Umstände; ein Bedienter kommt mit der Chokolate. Während ich meine Tasse trinke, geht er schweigend, in tiefes Hinbrüten verloren, auf und nieder, faßt dann rasch seinen Entschluß und spricht zu mir:

Herr von Beaumarchais, hören Sie mich an. Mein

Betragen gegen Ihre Fräulein Schwester ist unverzeihlich. Ehrgeiz hat dies Unheil über mich gebracht. Hätt' ich aber voraussehen können, daß Donna Maria einen Bruder wie Sie besitzt, weit entfernt sie als eine hilflose Fremde zu betrachten, hätt' ich vielmehr große Hoffnungen an unsere Verbindung geknüpft. Sie haben mir die größte Achtung eingeflößt, und ich werfe mich zu Ihren Füßen mit der flehentlichen Bitte: Helfen Sie all das Leid, das ich Ihrer Schwester angethan, wenn's möglich ist, wieder gut zu machen. Geben Sie mir sie zurück, und ich will mich überglücklich schätzen, Ihnen meine Frau und die Vergebung aller meiner Verbrechen zu verdanken. — Es ist zu spät; meine Schwester liebt Sie nicht mehr. Stellen Sie uns die Erklärung aus; das ist Alles, was ich von Ihnen verlange, und gestatten Sie dann, daß ich als offener Feind meine Schwester nach dem Maßstabe ihres Hasses räche.

Er machte viele Umstände, sowohl in Bezug auf die Abfassung, die ich verlangte, als auch, weil die Erklärung von seiner Hand und seine Leute beim Schreiben gegenwärtig sein sollten. Indessen, da die gestellte Alternative drängte, und er vielleicht auch noch Hoffnungen hegte, eine Frau, die er geliebt hatte, zu versöhnen, so bequemte sich sein Stolz dazu, die Erklärung niederzuschreiben, die ich ihm in einer Art von Gallerie, wo wir uns befanden, auf und nieder gehend, in die Feder sagte....

Ich nehme das Blatt und sage beim Weggehen: Mein Herr, ich bin kein verzagter Feind, und die Rache, die ich nehme, wird schonungslos sein. Ich habe Sie im Voraus davon unterrichtet. Sie kennen den grausamen Gebrauch, den ich von der Waffe machen will, die Sie mir überliefert haben. — Ich habe mit dem gekränktesten, aber auch mit dem edelsten der Menschen zu thun. Bewilligen Sie mir,

ehe Sie meinen Ruf zerstören, einen Augenblick Zeit zu dem Versuche, Donna Maria's Herz noch einmal zu gewinnen. Nur in dieser Hoffnung habe ich die Erklärung, die Sie mit fortnehmen, ausgestellt. Aber ehe ich vor sie trete, habe ich beschlossen, ihr einen Mann zu senden, der meine Sache bei ihr führen soll, und dieser Mann — sind Sie. — Ich thue nichts in dieser Sache. — Wenigstens werden Sie ihr von der bittern Reue sagen, von der Sie mich ergriffen sehen. Das ist Alles, um was ich Sie bitte. Schlagen Sie mir es ab, so muß ich einen Andern ersuchen, ihr meine Ergebenheit zu melden. — Ich versprach es ihm.

Von hier gehen Beaumarchais' Erzählung und Goethe's Stück immer weiter auseinander, bis zuletzt der Dichter für den Schluß seines Trauerspiels eine englische Ballade benutzt, wie er uns selbst in seinem Leben erzählt. Ich beschränke mich deshalb darauf, den ferneren Verlauf des Abenteuers in kürzestem Auszug zu geben. Beaumarchais eilt zu seinen Schwestern, die ihn mit Lob überschütten. Nach einer zweiten kurzen Zusammenkunft mit Clavico, worin dieser von neuen Versuchen, sich den Schwestern zu nähern, spricht, begiebt sich unser Held nach Aranjuez zu dem Marquis von Ossun, dem französischen Gesandten, welchem er von den beiden Prinzessinnen empfohlen worden war. Dieser räth ihm, sich den Schritten des reuigen Liebhabers bei seinen Schwestern nicht zu widersetzen; er sei ein Mann, den vielleicht eine große Zukunft erwarte.

Unentschlossen kehrt Beaumarchais nach Madrid zu seinen Schwestern zurück, wo unterdessen Clavico erschienen war. Maria hat ihn zwar nicht angehört; aber ihr Benehmen hat doch seiner Hoffnung Raum gegeben. Clavico tritt zu Beaumarchais, den er durch Geist, Kenntnisse und zutrauliches Wesen zu gewinnen weiß, in ein näheres Verhältniß.

Am fünfundzwanzigsten Mai, also sechs Tage nach dem ersten Besuche Beaumarchais' bei dem falschen Spanier, verläßt dieser plötzlich in auffallender Weise die prächtige Wohnung seines Freundes Portugues, und zieht zu einem Officier in das Invaliden-Quartier. Am folgenden Tage erhält Beaumarchais einen Brief von ihm, worin er dringend um Verwendung bei Donna Maria gebeten wird. Der Bruder spricht für Clavico; die schon so oft hintergangene Schwester willigt seufzend unter Thränen in eine Zusammenkunft ein; Clavico erscheint, wird wohl empfangen, und setzt freiwillig ein Heirathsversprechen auf, das er und Maria in Gegenwart vieler Freunde unterzeichnen.

Die folgenden Tage verstreichen unter Vorbereitungen zur Heirath. Clavico, der wenig bemittelt ist, erhält sogar pariser Geschmeide und Spitzen aus des künftigen Schwagers Hand für die Braut: als der Spanier plötzlich wieder das Invaliden-Quartier verläßt, ohne der Verlobten oder ihrem Bruder Kunde davon zu geben, so daß dieser ihn erst am fünften Juni nach langem Suchen in der Ludwigsstraße eingemiethet findet. Wie für den ersten Wohnungswechsel, so weiß Clavico auch für den zweiten Gründe anzuführen, die freilich Beaumarchais' Verdacht nicht beseitigen. Überdies weigert sich Clavico, unter dem Vorwande, daß er unwohl sei, Beaumarchais zu Maria zu begleiten.

Am siebenten Juni, wo der Heirathscontract unterzeichnet werden sollte, erfährt der Bruder bei dem Notar, daß eine Duenna Einsprache gegen Clavico's Vermählung mit Maria gethan, weil sie schon im Jahre 1755 ein Heirathsversprechen von ihm erhalten habe. Clavico, darüber zu Rede gestellt, läugnet das alte Verhältniß gar nicht, stellt aber das Hinderniß als geringfügig dar, und schlägt Beaumarchais die Vermittlung eines Advokaten vor, mit dem er ihn bekannt machen

wolle. Als Beaumarchais Clavico deshalb in der Ludwigsstraße aufsucht, hat er sich von Neuem auslogirt. Die Nachforschungen wiederholen sich. Endlich benachrichtigt ein Brief des französischen Gesandten unsern Freund, daß Clavico — den Schutz des Kommandanten von Madrid gegen ihn in Anspruch genommen habe: »weil Beaumarchais ihm nicht allein in seinem eignen Hause mit vorgehaltener Pistole das schriftliche Heirathsversprechen abgedrungen habe, sondern ihn auch jetzt überallhin verfolge.«

Wüthend über den neuen Verrath fliegt Beaumarchais nach Aranjuez zu seinem Gesandten. Der Marquis von Ossun berichtet ihm, Clavico habe Hof und Minister auf seiner Seite; ein Verhaftsbefehl sei bereits ausgefertigt, und nur er, der Gesandte, habe einigen Aufschub für seinen Landsmann erlangt, dem er, wie jetzt die Sachen ständen, keinen bessern Rath geben könne, als aufs Schleunigste abzureisen.

Beaumarchais irrt verzweifelt eine Nacht im Park von Aranjuez umher. Am folgenden Morgen begiebt er sich bien raffermi, bien résolu de périr ou d'être vengé zu dem Staatsminister Grimaldi. In dem Vorzimmer hört er, daß ein ehemaliger Minister Whal, Franzose von Geburt und früher in französischen Diensten, in demselben Palaste wohnt. Beaumarchais begiebt sich zu dem würdigen Greise, und liest ihm ein Memoire vor, das der rastlose Mann vor seiner Fahrt nach Aranjuez zu entwerfen Zeit gefunden. Whal führt ihn zu Grimaldi und dem Könige; er schildert in glühender Beredsamkeit, was seine Schwester und er gelitten, und der König befiehlt, daß Clavico sofort seines Amtes verlustig gehe, und auf immer aus seinem Dienste verbannt werde.

Beaumarchais verweilte ein ganzes Jahr in Spanien, da ihm im Augenblick seiner Abreise aus Paris außerdem

der Auftrag geworden war, de négocier en Espagne une affaire très-intéressante au commerce de France. Die Schritte, die er edelmüthig that, um Gnade für Clavico auszuwirken, blieben vergeblich. Eine Stelle in einem Briefe des Letzteren an Beaumarchais scheint darauf hinzudeuten, daß Donna Maria später eine andere Verbindung geschlossen hat.

Man sieht, das Abenteuer mit Clavico, wie es hier, vielleicht etwas ausgeschmückt, aber doch wesentlich der Wirklichkeit nacherzählt [1]), vor uns liegt, ist durchaus dramatisch, ja dramatischer als Goethe's Stück, wo ein elender Weichling zum tragischen Helden gestempelt wird, während hier Beaumarchais, durch die Energie und Gewandheit seines Handelns über alle niedrigen Intriguen triumphirend, allein im Vordergrunde steht.

Männer, wie Beaumarchais, gestalten sich, zumal in bewegter Zeit, die Wirklichkeit zum lebendigsten Drama, wie denn auch seine berühmten Proceßschriften überall ins Dramatische umschlagen. Von der andern Seite wird ihm aber auch, wie sich namentlich weiter unten aus seinen Lustspielen ergeben wird, das Drama zur Wirklichkeit.

Im fünfunddreißigsten Jahre, also drei Jahre nach der spanischen Reise, trat Beaumarchais zuerst als Schriftsteller auf. Er war reich geworden, und wollte nun zu dem Ruhme eines tüchtigen und glücklichen Geschäftsmannes den Lorbeer des Dichters fügen. Und in der That war er hierzu in nicht geringem Grade befähigt.

Damals war in Frankreich das rührende Drama an der Tagesordnung. Es war dies eine Übergangsstufe vom Classicismus zum Romanticismus, das Extrem des

---

1) Der Bericht ist mit authentischen Belegen versehen.

Natürlichen, in welches das Extrem des Künstlichen umschlagen mußte im dialektischen Proceß. Ein Schriftsteller, der das Theater verabscheute, J. J. Rousseau, ist der eigentliche Vater desselben. Offenbar wirkte auch die empfindsame moralische Richtung der englischen Romane nach Frankreich, wie auch zu uns, herüber. Man lese nur Diderot's éloge de Richardson, dessen Pamela und Clarissa vor Rousseau's Auftreten den Beifall Europa's erworben hatten. Lachaussee, ein dramatischer Schriftsteller von schnell verklungenem Namen, gilt für den Schöpfer der Rührstücke. Bedeutender ist das Natürlichkeitsprincip sowohl theoretisch als praktisch durch Diderot vertreten, dessen Père de famille uns Deutsche zu ähnlichen Bestrebungen eines Lessing, Goethe, Schiller, Iffland, Kotzebue überleitet. Hier ist auch das Feld, wo sich der Dichter Beaumarchais 1767 durch seine Eugénie die ersten Sporen verdiente.

Die Heldin, die dem Stücke den Namen gegeben, ist ein von einem vornehmen Wüstling verführtes Mädchen (ähnlich wie in Goldsmith's Vicar, der ein Jahr zuvor erschienen war, wo sich auch die Scheinheirath findet); worauf ihr denn die Verwandten zur Hand des Lords verhelfen, und der Vater mit den erbaulichen, an den Verführer gerichteten Worten abschließt: N'oubliez donc jamais qu'il n'y a de vrais biens sur la terre que l'exercice de la vertu.

Die sogenannten Einheiten sind in dem Stücke noch beobachtet. Eine Neuerung dagegen, mehr seltsam als glücklich, nahm er mit den Zwischenakten vor: er wollte sie, da die Handlung ja unmöglich ruhen könne, durch ein stummes Spiel, welches dieselbe unter Musikbegleitung fortsetze, ausgefüllt wissen. Wirklich schreibt er auch den im Stück auftretenden Domestiken allerlei Geschäfte vor, wie Aufräumen, Stühle setzen, Koffer auspacken ꝛc.; die Schauspieler in Paris,

wahrscheinlich nicht so tief von dem Natürlichkeitsprincip durchdrungen, wollten aber nicht darauf eingehen.

Die Kunst sollte eine zweite Natur sein; daneben verlangte man so viel Rührung und Moralität, als möglich. Le sujet de mon drame, sagt Beaumarchais in dem Essai sur le genre dramatique sérieux, den er dem Stücke voranschickt, um die neue Gattung zu rechtfertigen, est — le désespoir, où l'imprudence et la méchanceté d'autrui peuvent conduire une jeune personne innocente et vertueuse. Um das Interesse des Drama's bis ins Unendliche zu steigern, werden sämmtliche Personen so oft und so sehr als möglich in Angst, Schrecken und Pein versetzt, damit par le concours des troubles particuliers l'événement principal de plus en plus affreux werde.

Billig könnte man sich verwundern, daß in einer Zeit, wo die Verderbniß des Hofes und der Stadt aufs Höchste gestiegen war, wo eine Lustdirne (denn was anders war die Dübarry?) Frankreich beherrschte, ein solches Gewicht auf die Moralität gelegt wurde. Aber einestheils sehnte man sich wirklich darnach, aus diesem Pfuhl der Liederlichkeit heraus zu kommen, anderntheils hat es aber auch mit dieser Moralität selbst nur wenig auf sich. Qu'est-ce que moralité? fragt Beaumarchais in seinem Essai. C'est le résultat fructueux et l'application personnelle de réflexions qu'un événement nous arrache — wobei aber, setze ich hinzu, das Aussprechen der réflexions immer die Hauptsache bleibt. Genauer besehen ist die Wahrheit diese: daß solche Stücke, obgleich in den Grenzen eines gewissen Anstandes gehalten, die Immoralität predigen, indem nicht allein die offenbaren Schufte häufig zu Ehren kommen (wie dies die tägliche Praxis in Staat und Kirche war), sondern auch die

angeblich tugendhaften Personen, in der Eugenie z. B. der Vater und die Tante, bei näherer Prüfung sehr wurmstichig erscheinen. Statt: »Der Lord ist in seiner Jugend sehr liederlich gewesen,« sagt die Tante: Peut-être a-t-il un peu trop négligé de faire parler avantageusement de ses moeurs. Dieser Euphemismus sagt, denk' ich, genug. Die ganze Luft ist verdorben in dieser Zeit, und selbst die Gesundesten zeigen sich angesteckt. Interessant ist der Krieg, den Beaumarchais in dem Essai gegen die classische Poesie führt; er ist hier durchaus revolutionär. „J'entends citer partout de grand mots, sagt er (I, 7.), et mettre en avant, contre le genre sérieux, Aristote, les anciens, les poétiques, l'usage du théâtre, les règles, et surtout les règles, cet éternel lieu commun des critiques, cet épouvantail des esprits ordinaires. En quel genre a-t-on vu les règles produire de chefs-d'oeuvre? N'est-ce pas au contraire les grands exemples qui de tout temps ont servi de base et de fondement à ces règles, dont on fait une entrave au génie en intervertisant l'ordre des choses? Les hommes eussent-ils jamais avancé dans les arts et les sciences (sage lieber: in allen menschlichen und göttlichen Dingen), s'ils avaient servilement respecté les bornes trompeuses que leurs prédécesseurs y avaient prescrites? Le nouveau monde serait encore dans le néant pour nous, si le hardi navigateur génois n'eût pas foulé aux pieds ce nec-plus-ultra des colonnes d'Alcide, aussi menteur qu'orgueilleux."

Sodann werden Richardson's Romane, Lachaussee's und Diderot's Stücke als Fürsprecher des seinigen vorgeführt — die Romane neben den Dramen; denn jene sind selber „de vrais drames" und das Drama ist „le tableau fidèle des actions des hommes." Die Darstellung des gemeinen

Lebens wird dann auf die bekannte Weise vertheidigt. La peinture touchante d'un malheur domestique est d'autant plus puissante sur nos coeurs qu'il semble nous menacer de plus près. Diese Gattung offre une moralité plus directe que la tragédie héroïque, et plus profonde que la comédie plaisante [1]). — Bevor Ihr den Bannfluch wegen dieser ketzerischen Ansichten auf mich schleudert, fährt er fort, hört mich weiter an. Die tragischen Charaktere der Alten sind übergroß, ihre Leidenschaften gehen ins Ungeheure, die Verbrechen und die Schicksale der Helden sind furchtbar; überdies erscheinen sie als unschuldige Opfer eines Verhängnisses, das uns empört. Si l'on tirait une moralité d'un pareil genre de spectacle, elle serait affreuse. Was ergreift uns aber dennoch bei diesen Stücken? Das Reinmenschliche, das die Charaktere an sich tragen. Nun aber steht ein Fürst unserm Herzen weit ferner, als Jemand, der unseresgleichen ist. Das Reinmenschliche findet sich demnach unmittelbar und also am Wirksamsten in dem drame sérieux.

Eine Stelle, die er bei dieser Gelegenheit aus Rousseau anführt, ist um so interessanter, als sie leicht das Saatkorn sein könnte, aus der diese ganze Gattung entsprossen ist. Ne serait-il pas à désirer, sagt Jean Jaques, que nos sublimes auteurs daignassent descendre un peu de leur constitutionelle élévation, et nous attendrir quelquefois pour l'humanité souffrante, de peur que n'ayant de la pitié que pour des héros malheureux, nous n'en ayons jamais pour personne?

Neben Rousseau wird auch Diderot mehrmals angeführt, qui a renfermé dans le quart d'un in-douze tout ce

1) comédie plaisante als Gegensatz von comédie larmoyante.

qu'on peut penser de vrai, de philosophique et d'excellent sur l'art dramatique [1]).

Um zu veranschaulichen, daß das Näherliegende uns mehr rührt als das Fernere, giebt er ein Beispiel, in Bezug auf welches ihn freilich die Geschichte Lügen gestraft hat. Der Untergang Lima's und seiner Bewohner (1746), sagt er, rührt mich, während der an Karl dem Ersten verübte Justizmord (1649) mich nur empört; denn ein Erdbeben kann uns alle Tage treffen, au lieu que je ne puis jamais appréhender bien d'absolument semblable au malheur inouï du roi d'Angleterre. — Sechsundzwanzig Jahre nach diesem Worte blutete Ludwig der Sechszehnte.

Nachdem der Maßstab der Moralität an die antiken und antikisirenden Dramen gelegt worden, wird das Lustspiel nach demselben Maßstabe gemessen; wobei sich denn als Resultat ergibt: la moralité du genre plaisant est ou peu profonde, ou nulle, ou même inverse de ce qu'elle devrait être.

Auf den folgenden Seiten lesen wir eine directe Ausführung der Vorzüge des genre sérieux; wobei Beaumarchais bemerkt, daß er nur zu denen rede, die gern weinen, und am Liebsten gleich nach dem ersten Stücke nach Hause gehn [2]). Er unterscheidet zwei Fälle: entweder ist die Lage des Zuschauers der Lage der Personen des Stücks verwandt: dann wird Jener gewiß die wärmste Theilnahme fühlen, und vielleicht auch Veranlassung zur Selbstprüfung und Besserung finden; oder, was aber selten vorkomme, sie ist ihr nicht verwandt: dann hat er doch Gelegenheit, ein gutes Herz zu zeigen, indem er sich durch fremde Leiden rühren läßt.

---

1) Ohne Zweifel ist hier von Diderot's Aufsatz: Sur l'art dramatique die Rede, den er seinen beiden Dramen beigegeben.

2) In dem Théâtre français pflegt noch jetzt nach dem Trauerspiel ein Lustspiel gegeben zu werden.

Zuletzt untersucht er (was vor ihm, sagt er, noch nicht untersucht worden) ob ein Stück in Prosa oder Versen geschrieben werden solle: wobei er zu dem Ergebniß kommt, daß die Tragödie in Versen, das drame sérieux, das als »aussi vrai que la nature même« keinen Schmuck vertrage, in Prosa, das Lustspiel aber, je nach der Haltung desselben in Prosa oder Versen zu schreiben sei — ein richtiges Resultat, wie man sieht, bei unrichtiger Rechnung. — Nebenbei sei bemerkt, daß Schiller und Goethe erst zwanzig Jahre später (etwa um 1787), Beaumarchais' Gesetz anerkennend, nach Lessing's Beispiel von der Prosa zum Vers übergingen.

Eugenie wurde von dem Publikum mit Beifall aufgenommen; zwei Übersetzungen machten sie schon im folgenden Jahre in Deutschland bekannt, und bis auf die neuere Zeit hat sich das Stück durch seine rührenden Situationen auf der Bühne erhalten. Beaumarchais selbst erzählt uns in seinem Essai von der großen Wirkung desselben auf die gens sensibles et naïfs unter den Zuschauern. An der Stelle, sagt er, wo Eugenie, obgleich betrogen und verrathen, sich doch in voller Sicherheit wähnt, hörte man diese Leute unwillkürlich: Ah, la pauvre malheureuse! rufen, und ebenso schleuderten sie dem falschen Lord ein Va-t-en, scélérat! zu.

Weniger Wirkung that das zweite drame sérieux: *les Deux Amis* ou *le Négociant de Lyon*, das Beaumarchais drei Jahre später folgen ließ. Die Hauptfiguren sind Aurelly, ein reicher Kaufmann von Lyon, der durch eine unglückliche Conjunctur für den Augenblick zahlungsunfähig wird, und sein Freund Melac, der Generalpächter (in dem Personenverzeichnisse als philosophe sensible bezeichnet), der in die Kasse greift, um ihn zu retten. Da will das Unglück, daß der Philosoph selber eine unerwartete große Zahlung nach Paris machen soll; Schande und Strafe bedrohen

ihn; dennoch schweigt er gegen Aurelly, der sich mißtrauisch von ihm wendet, bis endlich die Dinge sich freundlich lösen. Pauline, Aurelly's Nichte (eigentlich aber seine natürliche Tochter: denn ohne Verführungen oder natürliche Kinder geht es nicht leicht ab in diesen Rührstücken), Melac der Sohn, der zuletzt Paulinens Hand erhält, und die übrigen Personen sind ebenfalls Tugendhelden, wie denn überhaupt sehr viel Tugend verbraucht wird.

Offenbar hatte eine falsche Geschmacksrichtung der Zeit Beaumarchais auf ein Feld gedrängt, das seinem Talente keinen vollen Spielraum gewährte, und das er nun verließ, weil es aufhörte, ihm Lorbeeren zu bringen. Sein poetischer Beruf war das Intriguenstück. Ehe wir ihm aber dahin folgen können, müssen wir seine Gerichtshändel ins Auge fassen, die zuerst seinen Namen durch Frankreich, ja durch Europa erschallen ließen.

Man hat Beaumarchais proceßsüchtig genannt: in der That aber hat er immer nur ungerechte Angriffe abgewehrt, und dann freilich Alles daran gesetzt, um sein Recht zu erlangen. In nachtheiliger Stellung, wie jeder Angegriffene, er, der Bürgerssohn, der homo novus den privilegirten Ständen gegenüber, hat er doch stets zuletzt den Sieg davongetragen. Das war es aber gerade, was seine zahlreichen Feinde noch erbitterter machte. Erst mit der Revolution fielen die Vorrechte, und dieser Mensch wollte jetzt schon keine mehr gelten lassen! Er wagte es, in allen Dingen Gerechtigkeit zu verlangen, und forderte laut, daß Themis mit gleichen Schalen abwägen solle, wenn er, Pierre Auguſtin Caron, auf der einen, und ein Graf oder Parlamentsrath auf der andern Seite stand!

Wir haben oben des Banquiers Düverney gedacht, der dem Speculationsgeiſte Beaumarchais' die Schranken öffnete,

und viele wichtige Unternehmungen gemeinschaftlich mit ihm betrieb. Beide Männer standen fortwährend gegenseitig in Rechnung, und schuldeten Einer dem Andern oft sehr bedeutende Summen, die von Zeit zu Zeit ausgeglichen wurden. Bei der letzten dieser Ausgleichungen am ersten April 1770 fand sich ein Rechnungsrest von fünfzehntausend Franken, den Düverney an Beaumarchais zu zahlen hatte, wie ein von Beiden unterzeichnetes Papier deutlich auswies. Der schon hochbetagte Düverney hatte diese Schuld zu wiederholten Malen tilgen wollen, war aber immer abgehalten worden: als ihn, drei Monate nach Ausstellung der Rechnung, der Tod überraschte. Ein Vetter des kinderlosen Mannes, der eben so stolze als habsüchtige und gewissenlose Graf Falcoz de la Blache, maréchal de camp, zog als Universalerbe ein Vermögen von anderthalb Millionen Franken an sich. An ihn wandte sich nun Beaumarchais mit seinem Schuldbriefe, und der Graf, der, nach seinem eigenen spätern Ausspruche, Beaumarchais so leidenschaftlich haßte, wie man sein Mädchen liebt, hatte die Frechheit, die Rechnung für falsch zu erklären, und überhaupt ein näheres Verhältniß zwischen Beaumarchais und Düverney in Abrede zu stellen.

Die Sache kam 1772 vor Gericht (aux requêtes de l'hôtel), und ward in erster Instanz für Beaumarchais entschieden [1]). Der Graf de la Blache appellirte an das Par-

1) Interessant ist, wie de la Blache sich bei dieser Entscheidung benahm. Vous jugez (erzählt Beaumarchais IV. 272) s'il devint furieux, s'il jurait, piétinait (hin und her trippelte), injuriait, courait et bondissait comme un lièvre qui a du plomb dans la cervelle! *Or, comme nous étions dans un temps de subversion où l'homme accrédité se croyait peu dépendant des tribunaux qui le jugaient,* et que le comte de la Blache avait la modestie de se classer dans se rang supérieur, sa colère et sa vanité, confondant tout, lui firent faire une scène chez un des maîtres des requêtes après le jugement: il alla lui demander fièrement compte de son avis, et poussa l'assu-

lament zu Paris, und dieses ernannte am ersten April 1773 einen seiner Räthe, einen Herrn Gözman (Goëzman), aus dem Elsaß, zum Berichterstatter. Da Gözman mit der Sache ziemlich unbekannt war, und schon am fünften der Spruch erfolgen sollte; da überdies de la Blache bereits mit dem Rathe in Verbindung getreten war: so hielt es Beaumarchais mit Recht für unumgänglich nothwendig, sich seinerseits ebenfalls gegen den Richter auszusprechen.

Es scheint, daß der Graf nicht allein auf Gözman, sondern auch auf das Parlement überhaupt, sei es durch seinen Rang und seine Stellung oder, was wahrscheinlicher ist, durch Bestechung großen Einfluß ausgeübt hat. Wenigstens ist es sehr auffallend — um nur einen Umstand hervorzuheben — daß die Entscheidung des Prozesses gerade in eine Zeit verlegt wurde, wo Beaumarchais wegen eines Ehrenhandels auf dem Fort l'Eveque in Haft war [1]).

Indeß gelang es Beaumarchais, sich die Erlaubniß auszuwirken, in Gesellschaft des Polizeibeamten Santerre Aus-

---

rance de dire au magistrat: Il est bien étrange, monsieur, que vous ayez appuyé, peut-être formé, l'opinion devenue contraire à mes intérêts, aux requêtes de l'hôtel; mais ma chaise est à votre porte, *et je m'en vais m'en plaindre hautement à Versailles:* nous verrons ce qui en résultera.

1) Beaumarchais war zu sehr Franzose und Sohn seiner Zeit, um nicht die Weiber zu lieben. Die Maitresse eines Herzogs, auf die der kecke Bürger sein Auge gerichtet, zog ihm eine Herausforderung zu, und es wäre zu einem Zweikampfe gekommen, wenn sich nicht die maréchaux de France ins Mittel gelegt hätten, indem sie beide Gegner in ihrer Wohnung bewachen ließen. Der König, welcher fürchten mußte, daß der Spruch des Ehrengerichts gegen den Herzog lauten würde und vielleicht Beaumarchais' Tapferkeit fürchtete (die sich bereits in einem frühern blutigen Duelle bewährt hatte, und die wir auch auf einer Donaureise im Kampfe mit Räubern erprobt sehen: VI. 251) schickte den Herzog auf eine Festung; Beaumarchais aber wurde von dem Schiedsgericht in Freiheit gesetzt: als er plötzlich durch eine lettre de cachet, also ohne Urtheil, auf Befehl des Ministers Herzog de la Vrillieres in jenes Gefängniß gebracht wurde (IV. 274).

gänge zur Betreibung seines Processes zu machen, mit der ausdrücklichen Bestimmung jedoch, nur die Richter zu besuchen und im Gefängnisse zu speisen und zu schlafen. Hierdurch war Beaumarchais außerordentlich gehemmt, während sein Gegner in voller Freiheit alle Mittel, die ein Mann seiner Art ergreifen kann und mag, in Bewegung setzte. Beaumarchais hatte Gözman schon zu wiederholten Malen noch vor dem ersten April aufgesucht, aber nur einmal flüchtig sprechen können. Jetzt, als der Parlamentsrath zum Vortragenden ernannt worden war, mußte es ihm sehr wichtig sein, sich Gehör bei ihm zu verschaffen. Er begab sich also nicht weniger als dreimal am Vormittag des ersten Aprils in dessen Wohnung, aber eben so oft sah er sich abgewiesen und jedesmal schrieb er sich in der Loge des Portiers ein. Am Morgen des folgenden Tages erschien er zum viertenmal; diesmal erhielt er den ausdrücklichen Bescheid: der Herr wolle durchaus Niemanden sehen. Der fünfte Besuch Nachmittags hatte ebensowenig Erfolg.

Bitter gekränkt begibt sich Beaumarchais zu einer seiner Schwestern, um sein Herz auszuschütten. Dort erfährt er zufällig, daß ein gewisser Lejai, ein Buchhändler, welcher Gözmans Schriften drucke, für Geld Gehör bei dem Richter schaffe. Was war zu thun? Nicht allein der Verlust jener Schuld, sondern auch die Bezahlung ungeheurer Proceßkosten bedrohte ihn! Eine dritte Person wurde beauftragt, die nöthigen Schritte zu thun. Erst werden zweihundert Louisd'or verlangt, dann die Forderung auf hundert herabgestimmt, die Lejai wirklich zu Madame Gözman trägt, welche diese Art von Geldgeschäften für ihren Mann mit dem Buchhändler abzumachen pflegte. Nous avons l'art de plumer la poule sans la faire crier, hatte sie einst zu mehren Personen in vertraulicher Mittheilung gesagt: von dem

Gehalte meines Mannes können wir ja doch nicht anständig leben.

Die Mittelsperson kommt zu Beaumarchais mit der Nachricht, Madam Gözman habe eine Audienz auf den Abend desselben Tages versprochen. Présentez-vous, so lautete die Instruction, ce soir à la porte de Monsieur Goëzman; on vous dira encore qu'il est sorti; insistez beaucoup; demandez le laquais de Madame; remettez lui cette lettre qui n'est qu'une sommation polie à la dame de vous procurer l'audience, suivant la convention entre elle et Lejai, et soyez certain d'être introduit. Beaumarchais stellte sich mit seinem Advocaten und Santerre ein. In der That wird der Eintritt hartnäckig verweigert; sofort begehrt Beaumarchais nach dem Lakaien der Madame Gözman, dem er den Brief einhändigt. Der einfältige Lakai erwiedert zögernd: er könne jetzt den Brief nicht abgeben, da der Herr bei Madame sei. Um so mehr mußt Du den Brief gleich besorgen, erwiedert Beaumarchais: ich verspreche Dir, man wird es Dir Dank wissen. Bald darauf kommt der Mensch wieder und heißt die Herren in Gözman's Stube hinaufkommen. Endlich um neun Uhr Abends findet die Zusammenkunft Statt. Beaumarchais ist erstaunt, wie wenig Gözman in dem Processe Bescheid weiß; dennoch sagt ihm der Richter mit zweideutigem Lächeln: er wisse genug, um den Spruch zu fällen. Da das Abendessen auf dem Tische steht, wird die Unterredung bald abgebrochen, und Beaumarchais sucht ihm schriftlich auseinanderzusetzen, was er ihm bei mehr Muße mündlich mitgetheilt hätte. Aber wer steht ihm dafür, daß er es liest? Und kann er in der Schrift des Richters Einwürfe voraussehen? Eine zweite Audienz ist also nothwendig. Wie sie erlangen? Neue Schwierigkeiten: »Madame Goëzmann tenait à un second sacrifice« Endlich ent-

schließt sich Beaumarchais seufzend, ihr eine mit Diamanten besetzte Repetiruhr zu schicken. Dafür wird eine zweite Zusammenkunft den Vierten Abends versprochen, wobei jedoch noch die Bedingung gestellt wird, fünfzehn Louisd'or für den Secretär hinzuzufügen, »welche Madam Gözman zu überliefern die Güte haben wolle.« Auch die fünfzehn Louisd'or werden ihr zugestellt; dennoch wird Beaumarchais zurückgewiesen, n'ayant pas cette fois de passe-port auprès de Madame (ein zweites Briefchen).

Wüthend kehrt Beaumarchais zurück. Eine Mittelsperson, die sich der Sache weiter annimmt, bringt die Nachricht von Madam Gözman: »es sei nicht ihre Schuld, daß Beaumarchais nicht empfangen worden. Er möge am nächsten Morgen noch einmal vorkommen. Übrigens sei sie billig genug, ihm sämmtliche Geschenke wieder zuzustellen, wenn die Audienz nicht Statt finde.« — Beaumarchais kommt wirklich vor und wird mit kurzen Worten abgewiesen, so daß ihm nichts übrig bleibt, als sich noch einmal in einem Briefe, den er, anderthalb Stunden in der Portierloge verweilend, schreibt, an seinen Richter zu wenden.

An demselben Tage verlor er seinen Proceß. Gözman hatte, als er aus dem Gerichtssaale ging, noch die Unbesonnenheit, zu Beaumarchais' Advocaten vor mehren Zeugen zu sagen, daß die andern Richter ihm nur nachgesprochen hätten,[1]) obgleich mehre Räthe gegen ihn gestimmt hatten.

Am Abend des Tages erfolgten — sicher zu Madame Gözmans großem Leidwesen — die hundert Louisd'or und die Uhr wieder zurück, wahrscheinlich weil es der Richter doch zu schmutzig fand, nachdem ihn die eine Partei erkauft, eine bloße Audienz, die er der andern, ohne ihr ordentlich Gehör

1) Qu'on avait opiné du bonnet d'après son avis.

zu geben, ertheilt hatte, sich so hoch bezahlen zu lassen. Was die fünfzehn, angeblich für den Secretär bestimmten Louisd'or betrifft, so blieben sie in Madam Gözman's Händen zurück, und alle Briefe, die deßhalb gewechselt wurden, führten zu keinem Ziele.

Indessen war die Sache ins Publikum gekommen, war zum öffentlichen Skandal geworden, und Gözman sah keinen andern Weg, sich den Schein der Redlichkeit zu bewahren, als indem er Beaumarchais anklagte, daß er durch die Vermittlung seiner Frau ein günstiges Urtheil erkaufen, ihn also habe bestechen wollen. Seine unbesonnene und durch die Verweigerung der fünfzehn Louisd'or schwer gravirte Frau hatte er anfangs durch eine lettre de cachet unschädlich machen wollen; dann aber blieb sie doch, und trug nicht wenig dazu bei, Gözman's doppeltes Spiel in's Licht zu setzen.

Ich habe den Hergang des Processes, der in der That keinen andern Vorwurf auf Beaumarchais wirft, als daß er erkaufte, was ihm umsonst werden mußte, bis zu diesem Punkte so ausführlich mitgetheilt, um einen Begriff von dem Treiben an dem angesehensten Tribunale des damaligen Frankreichs zu geben. Dadurch, daß Beaumarchais so faule Flecke mit allem Scharfsinn und Witz in seinen Proceßschriften oder Memoiren ans Tageslicht zog, gab er eine Behörde der Verachtung Preis, die in der öffentlichen Meinung ohnedies schon sehr gesunken war. [1]) Wir sehen ihn hier, wie auch

1) Ich brauche hier nur daran zu erinnern, daß damals noch das sogenannte Parlament Maupeou (bis zum Tode Ludwigs des Fünfzehnten, der erst ein Jahr nach dem Urtheilsspruche erfolgte) in Kraft war. Bekanntlich war dasselbe durch einen Gewaltstreich des Königs und seines Kanzlers Maupeou aus den schmiegsamsten Mitgliedern des alten Parlaments, das eine Reihe von Jahren Opposition gegen die königliche Willkür gemacht hatte, gebildet worden. Dieses Parlament anzugreifen war sonach ein populäres Unternehmen.

sonst, eine jener Autoritäten untergraben, die nachher, weil gänzlich unterhöhlt, gleich auf den ersten Stoß, den die Revolution auf sie führte, zusammenstürzen sollten.

Und mit welcher Meisterschaft geht er in diesen Schriften [1]) zu Werke! »La necessité d'écrire contre un homme puissant est mon passe-port auprès des lecteurs.« Mit diesen Worten tritt er vor das Publicum. Wie mußten sie nicht zünden am Vorabend der Revolution! Es war ein Feuerbrand, in eine Pulverkammer geschleudert. Welch ein Gewebe von Lug und Trug zieht er ans Licht! Eine Menge Leute, theils Mittelspersonen zwischen Beaumarchais und Madame Gözman, theils Zeitungsschreiber und andere zum Theil komische oder komisch aufgestutzte Figuren, die von Gözman herangezogen worden waren, um Zeugniß gegen Beaumarchais abzulegen, [2]) müssen hier die Schau passiren. Tot circa unum caput tumultuantes deos! ruft unser Ritter aus und sprengt in die Schranken, um sie, bald Einen um den Andern, bald Alle zusammen zu bekämpfen. Mit dramatischer Lebendigkeit, wie Figuren eines guten Lustspiels — wobei es freilich nicht immer bei der strictesten Wahrheit bleiben mag — stehen sie vor uns da; ein Maler könnte sie gleich auf die Leinwand werfen. Ihre Aussagen im Zeugenverhör werden der schärfsten, bittersten Prüfung unterworfen. Was sie sonst Schlimmes gesagt oder gethan, er hat Alles

---

1) S. Band III. und IV. (erste Hälfte).

2) Dies geschah mündlich und schriftlich. Als der schwache, aber nicht schlechte Lejai vor einem falschen Eide zurückbebte, sagte ihm Madam Gözman: Je trouve un remède à vos répugnances. Nous nierons hardiment, puis le lendemain nous ferons dire une messe au Saint-Esprit (Kirche), et tout sera reparé. — Dieser Buchhändler, ein ganz ungebildeter Mann, hatte eine schriftliche Erklärung, die ihm Gözman diktirt, „Siné Lejai“ statt „Signé: Lejai“ unterzeichnet. Welch ein Fund für einen Beaumarchais!

durchspäht, es ist ihm Alles zur Hand. [1]) Wo die Keulenschläge des Zorns nicht fruchten, greift er zu den leichten, aber tiefeindringenden Pfeilen des Spottes.

So enge wir die Grenzen dieses Aufsatzes ziehen müssen, so können wir es uns doch nicht versagen, die Darstellung seiner Confrontation mit Madam Gözman wenigstens theilweise hieher zu setzen. [2])

Après les sermens reçus et les préambules ordinaires sur nos noms et qualités, on nous demanda si nous nous connaissions. »Pour cela non, dit madame Goëzman, je ne le connais ni ne veux jamais le connaître.« Et l'on écrivit. — »»Je n'ai pas l'honneur non plus de connaître madame; mais en la voyant je ne puis m'empêcher de former un voeu tout différent du sien. Et l'on écrivit.««

Madame Goëzman, sommée ensuite d'articuler ses reproches, si elle en avait à fournir contre moi, répondit: »Ecrivez que je reproche et récuse monsieur, parcequ'il est mon ennemi capital, et parcequ'il a une âme atroce connue par telle dans tout Paris etc.«

Je trouvai la phrase un peu masculine pour une dame; mais en la voyant s'affermir sur son siège, sortir d'elle-même, enfler sa voix pour me dire ces premières injures, je jugeai qu'elle avait senti le besoin de commencer l'attaque par une période vigoureuse pour se mettre en force, et je ne lui en sus pas mauvais gré.

---

1) So hat er in Erfahrung gebracht, daß Gözman bei Gelegenheit der Taufe eines Kindes armer Ältern, dessen Pathe er war, einen falschen Namen mit falschem Wohnort unterzeichnet hatte, um lästigen Verbindlichkeiten zu entgehen. S. III. 280 ꝛc und 339 ꝛc.

2) III. 69 ꝛc.

Sa réponse écrite en entier, on m'interroge à mon tour. Voici la mienne: »»Je n'ai aucun reproche à faire à madame, pas même sur la petite humeur qui la domine en ce moment, mais bien des regrets à lui montrer de ne devoir qu'à un procès criminel l'occasion de lui offrir mes premiers hommages. Quand à l'atrocité de mon âme, j'espère lui prouver par la modération de mes réponses et par ma conduite respectueuse, que son conseil l'a mal informée sur mon compte.«« Et l'on écrivit. — Tel est en général le ton qui a regné entre cette dame et moi pendant huit heures que nous avons passées ensemble en deux fois.

Le greffier lit mes interrogatoires et récolemens, après lesquels on demande à madame Goëzman, si elle a quelques observations à faire sur ce qu'elle vient d'entendre. »Ma foi non, monsieur (répond-elle en souriant au magistrat); que voulez-vous que je dise à tout ce fatras de bêtises? Il faut que monsieur ait bien du temps à perdre, pour avoir fait écrire autant de platitudes. Je ne fus pas fâché de la voir un peu adoucie sur mon compte; car enfin des *bêtises* ne sont pas des *atrocités*.«

In dem erſten Verhör hat ſie Fragen an Beaumarchais, in dem zweiten er an ſie zu ſtellen. Sie ſucht ihre Rettung im Läugnen: Cela est faux, cela n'est vrai, mensonge atroce, calomnie abominable, invention diabolique. Läßt ſie ſich einmal auf eine Erörterung ein, ſo verwickelt ſie ſich mit jedem Wort in Widerſprüche und bekennt indirect ihre Schuld; dabei iſt ſie, wie wir ſchon zu ſehen Gelegenheit hatten, in hohem Grade aufbrauſend und tractirt Beaumarchais mit atroce, infâme, misérable, mon-

stre und horrible. Er aber lächelt nur und sagt: Laissez donc ces injures aux hommes, elles gâtent toujours les jolies bouches des femmes.

Mit Gözman verfährt er anders. Sie haben mir eine Schlinge gelegt, sagt er zu ihm, aus der ich mich, so hoffen Sie, nicht herauswinden kann. Wenn er läugnet, daß er Geld gegeben, denken Sie, so steht er als Verläumder da; wenn er es eingesteht, als Bestecher. Ich mußte Sie sprechen. Man verlangte Geld dafür. Ich habe die Börse aufgethan; man hat die Hände darnach ausgestreckt. Ah! depuis quand le droit de juger les autres dispenserait-il d'être juste soi-même? Sie, hofften, die gerichtlichen Verhandlungen kämen zu keiner öffentlichen Kunde, und nun, da ich meine Vertheidigungsschriften ins Publikum gebe, verschreien Sie mich als einen Ränkeschmied, dem man, wenn nicht Dach und Fach, doch die Feder untersagen sollte. Sie möchten wohl gar meine Memoires vernichten; aber — brûler n'est pas répondre. Welch goldenes Wort: Brûler n'est pas répondre!

Gözman hatte zu Lejai gesagt: J'ai arrangé les choses de façon que vous ne serez entendu que comme témoin au procès, et non comme accusé. Vous avez arrangé les choses, monsieur! ruft Beaumarchais; dépositaire de la balance et du glaive, vous avez donc pour l'une deux poids et deux mesures, et vous retenez l'autre ou l'enfoncez à votre choix! [1])

Sechs Memoires waren gegen Beaumarchais geschrieben worden. Die unglaubliche Bosheit seiner Feinde war bis zur Verbreitung des Gerüchts gegangen, er habe seine drei

---

1) S. auch III. 256, und die komische Herausforderung Bertrand's, III. 345.

Frauen (nämlich er hatte deren nur zwei) aus Eigennutz heimlich ums Leben gebracht!

Der Graf de la Blache, der für seinen Freund Gözman Alles in Bewegung setzte, hatte gesagt: Die Geschichte wird ihn ruiniren; man muß sie nur recht in die Länge ziehen. Die Antworten auf die einzelnen Memoires werden ihm zehn- bis zwölftausend Franken Druckkosten machen, jetzt, wo er keine zwölf Thaler in der Tasche hat. (De la Blache hatte ihn nämlich pfänden lassen, da Beaumarchais, nach Verlust seines Prozesses mit dem Grafen, dessen Forderungen nicht sofort hatte befriedigen können. [1]). Ein vortreffliches Project!« ruft Beaumarchais aus. Dennoch aber will ich schreiben, bis meine letzte Feder ein Stummel, bis das Dintenfaß trocken ist; und hab' ich kein Papier mehr, so mach' ich eure Memoires den Lumpenhändlern streitig, und schreibe die besten Stellen, d. h. die Ränder voll: und verkaufe meine ersten Memoiren, um den Druck der letzten zu bezahlen.

Ja er beschränkt sich nicht darauf, sich bloß gegen seine Feinde zu vertheidigen: er versetzt Gözman selbst wegen der oben erwähnten Fälschung in Anklagestand. Aber dies elende

---

1) Baculard, einer seiner Gegner, hatte sich neidisch eine Bemerkung über Beaumarchais' Equipage erlaubt Beaumarchais erwiedert ihm (III. 209): Consolez-monsieur; ce carrosse dans lequel je courais, n'était déjà plus à moi quand vous me vîtes dedans; le comte de la Blache l'avait fait saisir, ainsi que tous mes biens: des hommes appelés *à hautes armes*, habit bleu, bandoulières et fusils menaçans, le gardaient à vue chez moi, ainsi que tous mes meubles, en buvant mon vin: et pour vous causer, malgré moi, le chagrin de me montrer à vous *dans mon carrosse*, il avait fallu, ce jour-là même, que j'eusse celui de demander, le chapeau dans une main, le gros écu dans l'autre, permission de m'en servir, à ces compagnons huissiers; ce que je faisais, ne vous déplaise, tous les matins. Et pendant que je vous parle avec tant de tranquillité, la même détresse subsiste encore dans ma maison. — S. auch III. 275 und 276.

Parlament ließ seinen Richter nicht fallen. [1]) Am 26. Febr. 1774 erfolgte ein Urtheilsspruch, wodurch Beaumarchais verurtheilt und für bürgerlich ehrlos erklärt ward; ja, er war nicht weit davon entfernt, von Henkershand gebrandmarkt zu werden. Seine Memoires wurden wenige Tage darauf in dem Hofe des Justizpalastes, dem »Greveplatz der Bücher,« wie ihn Beaumarchais nennt, von Henkershand dem Feuer übergeben, weil sie freche und verläumderische Äußerungen gegen Magistratspersonen im Allgemeinen sowohl wie im Besonderen enthielten. Zugleich ward ihm bei körperlicher Strafe verboten, fernerhin dergleichen Schriften zu verfassen. — Auch die Schriften der Gegner Beaumarchais' wurden unterdrückt, und Madam Gözman zu einer Geldstrafe und einer Vermahnung, die sie kniend anhören mußte, verurtheilt.

Ganz Paris war über diesen monströsen Urtheilsspruch empört. Man war großentheils von dem Rechte, in welchem Beaumarchais sich befand, überzeugt, und nahm Theil an ihm als dem Schwächeren, von Gewalthabern schmählich Unterdrückten. Aber dies war es nicht allein; dies waren Dinge, die sich alle Tage zutragen mochten. Die Tapferkeit und Trefflichkeit seiner Vertheidigungsschriften hatten ihm alle Menschen gewonnen. Er anticipirte gewissermaßen durch sie die Öffentlichkeit der Gerichte [2]), und appellirte ans Volk als an seine Jury, die ihn nicht allein freisprach, sondern ihm den lautesten Beifall zollte. Man sah Montaigne, Rabelais und Swift in diesen Schriften vereinigt, man stellte

1) Über die harte Behandlung, die Beaumarchais vor Gericht erfuhr, s. III. 386

2) Die er übrigens seinem Vaterlande warm ans Herz legt (III. 361), wie wir Deutsche jetzt nach einundsiebenzig Jahren unsern Regierungen.

sie neben Pascal's lettres provinciales, die einige Jahre zuvor erschienen waren; auch die gefühlvollen Seelen waren durch das Abenteuer mit Clavijo gewonnen, zu dessen Erzählung ihm eine Verunglimpfung seiner spanischen Reise durch einen Gegner Gelegenheit geboten hatte.

So ward, was ihm zur Schande gereichen sollte, sein Triumph. Selbst den alten Voltaire, den Abgott des Jahrhunderts, wandelte Eifersucht an. Personen vom höchsten Range zeichneten ihren Namen bei ihm ein, ja der Prinz Conti, der stolzeste unter den Vettern des königlichen Hauses, besuchte ihn und lud ihn zu seinem ganzen Hofe zum Souper ein, indem er sagte: Glücklicher Weise sei er von hinlänglich gutem Hause, um den Leuten zeigen zu können, wie ein um Frankreich verdienter Mann behandelt werden müsse.

Aber nicht allein Frankreich huldigte ihm: so weit die Sprache seines Vaterlandes klang, so weit flog auch sein Name, und er durfte mit Recht sagen: L'Europe entière m'a bien vengé de cet odieux et absurde jugement.

Man wagte nicht, das gegen ihn gefällte Urtheil zu vollstrecken, und seine Schriften waren so gesucht, daß seine Richter und die Gegenpartei zitterten, er werde von Neuem zur Feder greifen; ja, man ersuchte ihn im Namen des Königs, dies nicht zu thun.

Um Paris und sich Ruhe zu geben, ging Beaumarchais auf fünf Monate nach London, wo er für Frankreichs Wohl in großartiger Weise thätig war. Von da rief ihn Ludwig der Fünfzehnte zurück, und übertrug ihm eben so wichtige als schwierige Aufgaben, die er mit so großer Klugheit und Geschicklichkeit löste, daß, nach dem Tode dieses Königs (1774), Ludwig der Sechzehnte, der sich sonst der Leute, für die sein Großvater Vorliebe gezeigt hatte, nicht gern bediente, ihn

mit demselben Vertrauen beehrte. Diese Gunst war die Quelle neuen Glückes und neuer Verfolgungen.

Bekanntlich setzte Ludwig der Sechzehnte an der Stelle des Parlamentes Maupeou die alten Gerichtsräthe wieder ein. Von ihnen verlangte Beaumarchais einen Widerruf des Urtheils vom sechs und zwanzigsten Februar **1774**, und wirklich erfolgte am sechsten September **1776** ein Spruch, in Folge dessen jenes Urtheil aufgehoben und Beaumarchais in alle seine Rechte und Ämter wieder eingesetzt wurde [1]).

Ein Scherzwort des Prinzen Conti, das auf Beaumarchais gemünzt war: payé ou pendu (wenn ihr ihn nicht aufhängen wollt, müßt ihr ihn bezahlen) ging von Mund zu Mund, und Beaumarchais selber setzte es als Motto vor eine seiner Vertheidigungsschriften. Er konnte seine Ehre nicht als wiederhergestellt betrachten, ein Mann wie Beaumarchais konnte nicht Ruhe finden, so lange die Schuldforderung, die er nach dem Tode Düverneys vergeblich bei dem Grafen de la Blache geltend machte, für unächt galt. In der That gelang es ihm **1775**, seine Sache vor den Conseil du Roi zu bringen, wo der Urtheilsspruch Gözmans einstimmig cassirt, und die Parteien an das Parlament zu Aix in der Provence verwiesen wurden. So wendet sich der Kampf, und während Beaumarchais früher einen Parlamentsrath, ja gewissermaßen das ganze Parlament zu Gegnern gehabt hatte, richtet er jetzt seine Waffen gegen einen Vertreter der starren Adelspartei, gegen einen Grafen und General, der Stolz, Geiz, Haß und Bosheit genug besaß, um Alles daran zu setzen, seinen Gegner zu verderben.

---

1) Beaumarchais demanda la *rétraction* du jugement du février 1774 par voie de *requête civile*. Les avocats etc. déclarèrent dans leur consultation qu'il n'y avait eu de la part du sieur de Beaumarchais *ni corps de délit ni apparence de délit*. Ce sont leurs termes. (III. 475.)

De la Blache ging auch sofort, von Gözman begleitet[1]), nach der Provence ab, um Richter und Advocaten für sich zu gewinnen und die allgemeine Stimmung durch ein Memoire, daß er durch Colporteure von Haus zu Haus tragen ließ, gegen Beaumarchais zu wenden. Beaumarchais' Proceßschriften konnten nicht ohne die Signatur eines Advokaten gedruckt werden; in dem früheren Rechtsstreite mit Gözman hatte er oft nur mit äußerster Mühe die Unterschrift erlangen können, weil es die Anwälte mit dem Parlament nicht verderben wollten. Auch hier in Aix versuchte der Graf, sein Memoire von sämmtlichen Advocaten unterzeichnen zu lassen, und sie alle in sein Interesse zu ziehen: aber Mehre widersetzten sich, indem sie erklärten, daß der Gegenpartei nicht alle Hilfe entzogen werden müsse. So war Beaumarchais' Feder ungehindert, der kluge Odysseus spannte seinen Bogen, und ließ die tödtlichen Pfeile fliegen.

»Indem ich dies Memoire schreibe, sagt er, vergeß' ich oft, daß ich es bin, den ich vertheidige. Dann rückt das Demüthigende meiner Lage mir aus den Augen, und ich sehe in mir nur noch den Vertheidiger eines unschuldig Gekränkten. Meine ganze Seele geht auf in diesem Gedanken, und diese Arbeit, die meinen leidenden Körper martert, ist ein Balsam für mein Herz, ja sie entschädigt mich für alle meine Leiden. Wenn mich Strafe getroffen, so geschah es nur durch den furchtbarsten Mißbrauch der Gesetze; wenn mein Feind triumphirte, so war es ein elender Triumph. In dem Abgrund, in den er mich geschleudert, bin ich stolzer als er. Um einer kleinen Summe willen, die ich ihm nicht schuldig war, hat

1) Alors le désolé général, s'appuyant sur son aide de camp processif, lui dit avec douleur, comme un autre Lusignan (Anspielung auf eine Stelle in Voltaire's Zaïre): *Soutiens-moi, Chatillon!* en attendant que nous allions ensemble à Aix! (où ils sont tous les deux.) IV. 279.

er mich meiner Habe beraubt. In edler Begeisterung bot man mir Geld in Fülle von allen Seiten; ich hab' es ausgeschlagen. Arm und meiner bürgerlichen Ehre baar, mußt' ich meinem Vaterlande den Rücken wenden; aber ich war ruhig und heiter, und nimmer hätt' ich mein Loos mit dem seinen vertauscht. Lui, il ne sait pas être riche; il verra que je sais être pauvre. Jetzt will ich euch beweisen, daß er lange mit neidischen Augen meiner Verbindung mit jenem Manne gefolgt ist, der sein Glück gegründet hat (Düverney). Zehn volle Jahre hat er heimlich daran gearbeitet, diese Verbindung zu zerstören. Da er dies nicht vermochte, schwor er mir Rache. Sein Wohlthäter starb. Zu seiner Schande, nicht zu meiner, verlor ich ungerechter Weise jenen ersten Proceß. Dann stürzte er mich in einen zweiten, der ebenso verrucht war. Jede Art von Gefährten, Helfern und Mitteln haben ihm gut gedünkt, wenn er mich nur verderben, nur entehren konnte.

Mit der Leuchte in der Hand will ich sein Leben und das meine ans Licht ziehen, eines neben das andere stellen, von den ersten Regungen seines unversöhnlichen Hasses an bis jetzt, wo das Parlament von Aix endlich den furchtbaren Knoten zerhauen soll, der mich seit achtzehn Jahren zusammenschnürt, und wie ein Vampir an meinem Leben zehrt [1]). —

Endlich am einundzwanzigsten Juli **1778**, nach neun und fünfzig Sitzungen des Parlaments, erfolgte der Spruch. Beaumarchais trug den vollständigsten, glänzendsten Sieg davon. Der Schuldbrief wurde als ächt anerkannt, und der Graf zur Zahlung des Betrags sammt Zinsen und Ehrenentschädigung verurtheilt, was eine Summe von über siebzigtausend Franken betrug. Großmüthig, wie immer, zog Beaumarchais nicht die

1) Aus verschiedenen Stellen des 4ten Buches zusammengestellt.

ganze Summe an sich, und verwandte überdies einen großen Theil des erhaltenen Geldes zu wohlthätigen Zwecken.

Die Memoires, die Beaumarchais 1787 und 88 bei Gelegenheit eines andern Processes schrieb — sie füllen die zweite Hälfte des vierten Bandes — brauchen, da sie weder an und für sich großes Interesse erregen, noch auch jene allgemeine Bedeutung wie die früheren haben, hier nur mit wenigen Worten besprochen zu werden.

Der Banquier Kornman hatte seine Frau, eine Baslerin aus einem dort noch blühenden Patriciergeschlechte, vermittelst einer lettre de cachet, obgleich schwanger, ins Gefängniß stecken lassen, indem er sie des Ehebruchs anklagte, eines Verbrechens, das er, roh, herzlos, verschwenderisch und immer geldbedürftig, wie er war, nach Beaumarchais' Behauptung absichtlich herbeigeführt hatte, um sie in Haft und ihr Vermögen unterdessen in seine Hände zu bringen. Die Partei Kornman und Beaumarchais' Feinde haben die Sache freilich anders dargestellt. Genug, Beaumarchais trat theils aus eignem Antriebe, theils von einem ihm befreundeten Prinzen von Nassau-Siegen aufgefordert, der in dem Processe Kornman neben ihm als Ankläger figurirt, als Ritter für die jedenfalls sehr unglückliche, mißhandelte Dame auf. Une femme plaignante en justice contre un mari qui la tourmente trouve toujours un défenseur, sagt der hochherzige Franzose, schrieb und kämpfte, und ging abermals (1788) als Sieger aus dem Rechtsstreite hervor.

Ich habe absichtlich die Darstellung der dramatischen Leistungen Beaumarchais' durch die Besprechung der Proceßschriften unterbrochen, nicht allein, weil sie der Zeit nach dazwischen fallen, sondern hauptsächlich darum, weil die Intriguenstücke, mit denen wir uns nun zu beschäftigen haben,

ihren Boden in denselben finden. Denn der heitere, nimmer rastende, klug seinen Vortheil erspähende Beaumarchais, der Bürgerssohn, der, allein der Kraft seines Geistes vertrauend, den Kampf mit der Allmacht der privilegirten Stände siegreich besteht, der vielgewandte [1]) Odysseus, wie er in Paris unter den fünfzehnten Ludwig allein möglich war — was ist er anders in dem Spiegelbilde des komischen Intriguenstücks, als der lustige, verschlagene und doch in seiner Weise rechtschaffene Barbier Figaro, der den Grafen Almavivas eine Nase dreht? —

In dem *Barbier de Seville* ou *la Précaution inutile*, der im Februar 1775 zuerst gegeben wurde, erobert Figaro seinem Herrn ein Liebchen, das die Gefangene eines alten, verliebten, unerträglichen Gecken von Vormund war. (In den beiden folgenden Stücken begegnet sie uns als Gräfin Almaviva). In *la Folle Journée* ou *le Mariage de Figaro*, das im April 1784 zuerst gegeben wurde, vereitelt er die Pläne des Grafen, der ihm seine Braut verlocken will. In dem dritten Stücke endlich, dem drame sérieux, das den unpassendsten Namen *la Mère coupable* führt, (es wurde im Juni 1776 zuerst gegeben), worin noch einmal die Almavivas in reifern Jahren auftreten, bewirkt er die Entlarvung eines falschen Hausfreundes, wodurch die Familie vom nahen Verderben gerettet und die Gatten versöhnt werden. So erscheint er in einer Art Trilogie als Held und Sieger. [2])

---

1) Beaumarchais ist πολύτροπος in doppelter Bedeutung des Worts.

1) Was die äußere Einrichtung der genannten Stücke angeht, so mag hier in der Anmerkung erwähnt werden, daß die Einheit der Zeit (der Rahmen von vier und zwanzig Stunden) noch festgehalten wird; der Ort dagegen wechselt. Übrigens ist der Barbier, der anfangs fünf Akte hatte, erst später in vier Akte zusammengezogen worden, worüber sich Beaumarchais I. 315 ꝛc komisch entschuldigt.

Da die beiden ersten Stücke gegenwärtig noch auf den Repertoirs der französischen und deutschen Bühnen stehen, da überdies die gleichnamigen köstlichen Opern von Rossini und Mozart [1]), deren Text sich, so weit dies möglich, ziemlich genau an Beaumarchais anschließt, in Jedermanns Gedächtniß sind: so darf ich den Gang der Handlung bei dem Leser als bekannt voraussetzen. Beaumarchais — zunächst wohl durch die spanischen Intriguenstücke, deren Bekanntschaft er bei seinem jahrelangen Aufenthalt in jenem Lande gemacht hatte, angeregt — zeichnete durch den Barbier und die Hochzeit der französischen Komödie eine neue Bahn vor, und wenn, trotz des ungeheuern Erfolgs, den namentlich die Hochzeit Figaro's gehabt hat, das Lustspiel diese Richtung nicht entschieden fortsetzte, so liegt der Grund ohne Zweifel hauptsächlich darin, daß Beaumarchis einen zu directen Bezug auf seine Zeit hineinlegte. So erklärt es sich auch, daß die Stücke, als durchaus auf die damalige Gegenwart basirt, gegenwärtig einen großen Theil ihres Interesses verloren haben.

Was Voltaire und Diderot nicht gethan hatten, sagt Mager [2]), das that Beaumarchais: vor ihm hatten die Philosophen (und dramatischen Dichter) so zu sagen Briefe geschrieben, denen die Adresse fehlte; Beaumarchais setzte sie darauf. Er glich jenem alten Bogenschützen, der auf seinen Pfeil den Namen desjenigen schrieb, den er treffen wollte.

Wie wirksam mußten nicht Stellen wie folgende auf ein leicht empfängliches Publikum wie das französische sein: Un

---

1) Ich nenne Rossini nur deshalb vor Mozart, weil er das erste der beiden Stücke componirt hat. Übrigens ist Mozarts Oper schon zwei Jahre nach Beaumarchais' Stück geschrieben (1786), während Rossini's Barbier vom Jahre 1824 datirt

2) Geschichte der französischen National-Litteratur neuerer und neuster Zeit. II, I, 18.

grand nous fait assez de bien, quand il ne nous fait pas de mal. Oder jene Antwort, die Figaro dem Grafen giebt, der ihm seine Fehler vorhält: Aux vertus qu'on exige dans un domestique, Votre Excellence connaît-elle beaucoup de maîtres qui fussent dignes d'être valets? Ebenso jenes Wort des alten Doctor Bartolo, dem Rosine, seine Mündel, vorgeworfen, daß er die Gegenwart so schlecht finde: Pardon de liberté; qu'a-t-il (le siècle) produit pourqu'on le loue? Sottises de toute espèce: la liberté de penser, l'attraction, l'electricité, le tolérantisme, l'inoculation, le quinquina (Chinarinde), l'encyclopédie et les drames. Directeren Bezug auf seine Processe hat die Stelle, wo Basile, der Gesanglehrer Rosinens, der sie für Bartolo werben soll, demselben vorwirft, daß er ihn nicht hinlänglich für seine Dienste bezahlt habe. Ihr habt mit mir geknausert, sagt er ihm, et dans l'harmonie du bon ordre un mariage inégal, un jugement inique, un passe-droit évident sont des dissonances qu'on doit toujours préparer et sauver par l'accord parfait de l'or.

Diesen Stellen aus dem Barbier von Sevilla füge ich noch folgende aus der Hochzeit des Figaro bei: Innocent comme un vieux juge. Ferner das Zwiegespräch zwischen Figaro und Susanne: *Fig.* J'etais né pour être courtisan. *Sus.* On dit que c'est un métier si difficile! *Fig. Recevoir, prendre et demander,* voilà le secret en trois mots. Ferner aus der Rolle Susanne's: C'est là (im Hause des Grafen) que j'ai vu combien l'usage du grand monde donne l'aisance aux dames comme il faut pour mentir sans qu'il y paraisse. Auch die Antwort Figaro's auf des Grafen Vorwurf, daß die Diener so viel Zeit brauchten, um sich anzukleiden: C'est qu'ils n'ont point de valets pour les y aider. Und ferner: Je vaux mieux que ma réputation.

Y-a-t-il beaucoup de seigneurs qui puissent en dire autant? etc.

Der größere Theil des dritten Aktes ist eine treffliche Verspottung der Gerichte. Ich hebe nur eine Äußerung Figaro's hervor, die so recht den lang verhaltenen Groll des mit Füßen getretenen tiers-état zeigt. Der Graf, der die Gerichtsbarkeit auf seinen Gütern hat, will Gericht halten und fragt Figaro, ob Alles fertig sei zur Sitzung. Eh! qu'est-ce qu'il y manque? sagt Figaro: le grand fauteuil pour vous, de bonnes chaises aux prud'hommes (Experten), le tabouret du greffier, deux banquettes aux avocats, le plancher pour le beau monde, et la canaille derrière. Und folgendes kleine Gespräch: *Marceline* (Schaffnerin im Hause des Grafen): Quoi! c'est vous qui nous jugerez? *Brid'oison* [1]) (stotternder Richter): Est-que j'ai a-acheté ma charge pour autre chose?

Der eigentliche Kern des Stückes findet sich in Figaro's berühmtem Monolog im fünften Akt. Ich hebe eine Stelle aus: Parceque vous êtes un grand seigneur, vous vous croyez un grand génie! . . . noblesse, fortune, un rang, des places, tout cela rend si fier! Qu'avez-vous fait pour tant de bien? *Vous vous êtes donné la peine de naître*, et rien de plus: de reste homme assez ordinaire! tandis que moi, morbleu! perdu dans la foule obscure, il m'a fallu déployer plus de science et de calculs pour subsister seulement, qu'on n'en a mis depuis cent ans à gouverner toutes les Espagnes.

Ist das nicht eine köstliche Definition eines Adeligen:

---

1) Von *brider*, zäumen, und *oison*, Gänschen. *Oison bridé* ist eine Gans, der man eine Feder durch die Schnabelöffnungen gesteckt hat, damit sie nicht durch die Zäune breche; dann in zweiter Bedeutung ein dummer Mensch, den man an der Nase herumführt.

une personne qui s'est donné la peine de naître?!

Derſelbe Monolog giebt weiter unten eine treffliche Satire auf die Theater-Intendanzen: Je me jette à corps perdu dans le théâtre; me fussé-je mis une pierre au cou! Je broche une comédie dans les meurs du sérail; auteur espagnol, je crois pourvoir y fronder Mahomet sans scrupule. A l'instant un envoyé . . . de je ne sais où, se plaint que j'offense dans mes vers la sublime Porte, la Perse, une partie de la presqu'île de l'Inde, toute l'Egypte, les royaumes de Barca, de Tripoli, de Tunis, d'Alger et de Maroc: et voilà ma comédie flambée, pour plaire aux princes mahométans, dont pas un, je crois, ne sait lire, et qui nous meurtrissent l'omoplate (Schulterblatt — er denkt wohl an die Ketten der Chriſtenſklaven), en nous disant: *chiens de chrétiens* — Ne pouvant avilir l'esprit, on se venge en le maltraitant. Und eine Satire auf die Cenſur: Il s'est établi dans Madrid un système de liberté sur la vente des productions, qui s'étend même à celle de la presse; et, pourvu que je ne parle en mes écrits ni de l'autorité, ni du culte, ni de la politique, ni de la morale, ni des gens en place, ni des corps en crédit, ni de l'Opéra, ni des autres spectacles, ni de personne qui tienne à quelque chose, je puis tout imprimer librement, sous l'inspection de deux ou trois censeurs.

Ich habe dieſe Stellen um ſo lieber ausgehoben, als ſie, wie ſo viel andere in Beaumarchais' Schriften, noch heute, namentlich für uns Deutſche, große Geltung haben; und ſie ſind bereits ſechzig und ſiebenzig Jahre alt! Sie haben in Frankreich ihre Wirkung gehabt: wann und woher wird dieſelbe Wirkung in Deutſchland kommen?

Der Barbier von Sevilla führt auf dem Titel die gebräuchliche Angabe der ersten Aufführung mit den Worten: représenté *et tombé* sur le Théatre de la Com. Fr. etc. und das Motto aus Voltaire's Zaïre: Et j'étais père! et je ne pus mourir! (Zu deutsch: Ich sah mein Kind auspfeifen und lebe noch?) Dieser Fall eines schon durch seine Neuheit anziehenden Intriguenstückes, welches Frische und Gewandtheit mit energischer Kürze in Rede und Handlung, mit scharfer Charakterzeichnung und einer Fülle des Humors verbindet, ist merkwürdig genug. Indessen läßt er sich doch erklären, wenn man, auch abgesehen von den vielen Feinden des Dichters, die leicht ihre Vorbereitungen getroffen haben mochten, in Erwägung zieht, wie gefährlich es überhaupt in Frankreich ist, aus dem tiefgefahrenen Gleise der Poesie zu weichen. Les Français, sagt Madame Staël sehr richtig in ihrem Buche über Deutschland: les Français pensent et vivent dans les autres, au moins sous le rapport de l'amour propre; et l'on sent, dans la plupart de leurs ouvrages, que leur principal but n'est pas l'objet qu'ils traitent, mais l'effet qu'ils produisent. Les écrivains français sont toujours en société, alors même qu'ils composent; car ils ne perdent pas de vue les jugements, les moqueries et *le goût à la mode, c'est-à-dire l'autorité littéraire sous laquelle on vit, à telle ou telle époque.* Bei der zweiten und den folgenden Aufführungen sprach sich ein richtigeres Urtheil aus; das Stück wurde mit entschiedenem Beifall aufgenommen, und ich selber habe noch im Jahre 1833 einer Darstellung des französischen Originals in Mitten eines sehr befriedigten Publikums beigewohnt. Beaumarchais selbst spricht sich in seiner Vorrede zur Hochzeit des Figaro (II. 12) so aus: Me livrant à mon gai caractère, j'ai tenté, dans le *Barbier de Séville,* de ramener au

théâtre l'ancienne et franche gaieté, en l'alliant avec le ton léger de notre plaisanterie actuelle, mais comme cela même était une espèce de nouveauté, la pièce fut vivement poursuivie. Il semblait que j'eusse ébranlé l'état; l'excès des précautions qu'on prit et les cris qu'on fit contre moi décelait surtout la frayeur que certains vicieux de ce temps avaient de s'y voir démasqués. La pièce fut censurée quatre fois, cartonnée trois fois sur l'affiche à l'instant d'être jouée, *dénoncée même au parlement d'alors:* et moi, frappé de ce tumulte, je persistais à demander que le public restât le juge de ce que j'avais destiné à l'amusement du public.

Je l'obtins *ou bout de trois ans*, après les clameurs, les éloges; et chacun me disait tous bas: Faites-nous donc des pièces de ce genre, puisqu'il n'y a plus que vous qui osiez rire en face.

Der Autor hat seinem Stücke eine lettre modérée sur la chute et la critique du barbier de Séville mitgegeben, worin er vêtu modestement et courbé vor dem Leser erscheint, und sich der Kritiker und Kritikaster in lustiger Weise erwehrt. Von einem derselben sagt er, daß er zu den Leuten gehöre, qui par métier doivent ne jamais trouver les choses gaies assez sérieuses, ni les graves assez enjouées. Ein Anderer hatte die Ausstellung gemacht, daß die spanische Sitte nicht ganz streng beobachtet wäre. Der Mann hat Recht, sagt Beaumarchais: um vollkommen in seinem Sinne zu verfahren, will ich künftig die Schauspieler spanisch sprechen lassen. Die Pariser werden freilich dann mein Stück weniger lustig finden ꝛc.

Der Aufführung der Hochzeit des Figaro wurden noch weit größere Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Beaumar-

chais' Feinde verbreiteten am Hofe, das Stück beleidige die Religion, die Regierung, die Gesellschaft und die guten Sitten [1]) Wirklich brachten sie es auch dahin, daß es vier Jahre lang nicht gespielt werden durfte, nachdem es der Autor schon fünf Jahre lang in seinem Pulte zurückgehalten (was gerade die horazische Frist giebt). Il n'y avait plus rien de sacré, sagt Beaumarchais in der Vorrede, si l'on permettait cet ouvrage. On abusait l'autorité par les plus insidieux rapports; on cabalait auprès des corps puissants; on alarmait les dames timorées; on me faisait des ennemis sur le prie-dieu des oratoires; et moi, selon les hommes et les lieux, je repoussais la basse intrigue par mon excessive patience, par la roideur de mon respect, l'obstination de ma docilité, par la raison quand on voulait l'entendre.

Aus einem Briefe [2]) erfahren wir, daß namentlich die Königin (Marie Antoinette) zu den Feinden des Stückes gehörte. Aber wer konnte Beaumarchais' Ausdauer überwinden? Einmal sollte schon der Vorhang aufgehen, als wieder ein neues Verbot erfolgte. Da rief Beaumarchais': Ich schwöre dem Könige, daß dies Stück gespielt wird, und wär's im Chore von Notre Dame!

Und es ward gespielt und mit grenzenlosem Enthusiasmus aufgenommen. Man gab es in Paris hundertmal hintereinander, und es hat dem Verfasser achtzigtausend, der Bühne eine halbe Million Franken eingetragen. Wiederholte Auflagen des Originals wurden nothwendig. Jünger, Huber, Madame Unzelmann ꝛc. übersetzten es in die deutsche, Andere

1) Ich citire ihre Worte mit bürgerlicher Genauigkeit, setzt Beaumarchais hinzu.

2) VI. 358.

in andere Sprachen. Die Damen trugen Kopfputz à la Figaro und à la Susanne. Selbst in neuerer Zeit ist dies Stück noch einmal wieder in Frankreich zur Celebrität geworden. Man hatte nämlich den Monolog Figaro's gestrichen; das Publikum, das ihn sogleich vermißte, brach in wildes Toben aus, und Figaro's Hochzeit strahlte wieder neu in der Gunst des Publikums, wie Alles, was die Polizei verbietet.

Was diesem Stücke die Herzen der Menschen in so hohem Grade eröffnete, war nicht sowohl die Trefflichkeit der Charakterzeichnung, die stets neuen und überraschenden Situationen, die lebendige Handlung, der Witz und der Geist, der mit noch volleren Händen als im Barbier ausgestreut ist, es war nicht das Interesse an den mannichfaltigen Liebeshändeln und Intriguen [1]), die sich in dem Stücke künstlich durchschlingen: sondern vielmehr, neben der Theilnahme an des Dichters Schicksal, das in vielen Stellen hineinspielt, die Opposition des Geistes gegen Rang und Macht; das klang und klingt noch in Jedermanns Brust wieder.

Einen Vorwurf, den man Beaumarchais hinsichtlich der Unsittlichkeit seines Stückes gemacht, muß ich nothwendig hier noch berühren. Mager [2]) äußert sich darüber so:

Ancillon hatte Beaumarchais eine tiefe Unsittlichkeit vorgeworfen, eine kecke, mit Verstand, Witz und Laune versetzte Unsittlichkeit, die sich nicht allein verruchten Handlungen hingiebt, sondern dieselben sogar zu Maximen erhebt und der Ungebundenheit das Wort redet. Das ist nur halb richtig. Beaumarchais' Weltansicht reichte natürlich nicht weiter als die

1) Goethe unterscheidet (in seinem Leben) die Figarosche Intrigue von der Intrigue im gewöhnlichen Sinne des Wortes dadurch, daß sie momentan ist und ihr Zweck, wenn sie ja einen haben sollte, nicht in der Ferne liegt.

2) a. a. O. II, I, 19.

Zeit, auf deren Höhe er stand, und deren Geist er in der glänzendsten Weise aussprach; sein Denken war von unsittlichen Elementen nicht frei, und wir, die Nachlebenden, tadeln Manches, was die damalige Bildung nicht als Unrecht wußte, wie denn auch unsere Nachkommen in uns unsittliche Elemente entdecken werden. Im Ganzen und Großen ist aber Beaumarchais als Lustspieldichter gerade so sittlich, wie es ein Aristophanes sein kann, der mit dem Finger auf alle Pestbeulen der Gesellschaft zeigt. Vor einer befangenen moralischen Ansicht kann kein Lustspieldichter, ja kaum ein Dichter bestehen. Ist doch die Komik der absolute Taumel, worin alle objektiv-sittlichen Mächte an das Subject verrathen und verkauft sind. — Sonst ist Figaro eine gute Haut. Er liebt die Intrigue, aber nur weil sie ihm Gelegenheit giebt, Verstand und Witz zu zeigen. Er führt seine Intriguen theils aus Gefälligkeit, theils aus Eitelkeit durch. Überall, wo sich Figaro einer Sache annimmt, thut er es, damit das Rechte geschieht u. s. f.

Mit diesem Urtheil stimmt auch ungefähr das meine. Die üppige, ich möchte sagen buhlerische Luft, die allerdings namentlich das zweite Stück [1]) durchweht (in der Oper, wo alles in Töne zerfließt, kommt man schon ehe darüber weg), ist weit mehr dem Orte und der Zeit, als dem Dichter anzurechnen; sie erscheint uns nur als solche, weil wir Kinder einer gesitteteren Zeit sind. Beaumarchais ist, jenem Vorwurfe gegenüber, ganz unbefangen, wie man leicht aus der Vorrede zu dem Stück und mehren Briefen sieht. Immer noch den moralischen Maßstab in der Hand haltend, sagt er

1) Man schließe das erste Stück nicht davon aus; denn daß der Graf das Liebchen, das im Barbier v. S. für ihn erobert wird, zu seiner Gemahlin erhebt, ist bloße Laune und unwesentlich. Man lese nur die lettre sur la critique etc. I, 308.

in jenem: Ce n'est ni le vice ni les incidens qu'il amène, qui font l'indécence théâtrale, mais *le défaut de leçons et de moralité.* Will man das didaktische Princip, das damals noch in der Poesie herrschte, aus Beaumarchais' Munde vernehmen, so lese man in jener Vorrede weiter. Da trifft man die eben so gut auch in Deutschland bekannten Sätze: L'art doit amuser en instruisant, und: La fable est une comédie legère et toute comédie n'est qu'un long apologue.

Die *Mère coupable* schließe ich, als zur Gruppe der Figaro-Stücke gehörig, gleich hier an, obgleich die Oper Tarare der Zeit ihrer Entstehung nach dazwischen fällt. Der Dichter, welcher damals (in den ersten Jahren der Revolution) schon alterte, mochte das Bedürfniß fühlen, dem leichtfertigen Figaro-Almaviva-Roman einen ernsten Schluß zu geben Der Barbier von Sevilla war nur der Anfang, die Hochzeit des Figaro ein Abschnitt aus der Mitte gewesen. So ergötzlich und glücklich Alles darin abläuft, so bleibt doch ein Stachel in unserm Herzen zurück. Der Graf ist zwar heute zurückgehalten, sagen wir uns: wird es aber auch morgen und fernerhin gelingen? Und was wird bei diesem losen Leben das Schicksal der unglücklichen Gräfin sein? Wird die Liebe zu dem Pagen, die wir halb unbewußt in ihr aufkeimen sehen, von der Untreue des Grafen genährt, sich bei der einst so lebensfrohen Rosine zur Leidenschaft entwickeln? Und wie wird dann das Verhältniß der Gatten sich gestalten?

Auf diese Fragen giebt uns das drame sérieux: la Mère coupable volle Antwort. Der Graf, wird dort erzählt, hat auf einige Zeit einen Gouverneurposten in Westindien übernommen, die Gräfin hat sich unterdessen auf ein Gut in die Nähe jenes Regiments zurückgezogen, bei welchem Cherubin Leon d'Astorga, der ehemalige Page, als

Officier steht. Eine strafbare Annäherung — übrigens das einzige Verhältniß dieser Art, das die Gräfin gehabt — hat Statt gefunden; die Frucht dieser Annäherung ist Leon der Jüngere [1]), welcher in Paris, wo die Familie ihren Wohnsitz aufgeschlagen, für einen rechmäßigen Sohn gilt. Leon, der Vater, ist in einer Schlacht gefallen; der einzige gemeinschaftliche Sohn der Gatten hat in einem Zweikampf seinen Tod gefunden. Florestine, angeblich Mündel und Pathin des Grafen, in der That aber seine natürliche Tochter (was für's Erste noch ein Geheimniß Almaviva's ist) lebt mit im Hause. Auf sie will der Graf, da ihm Leon als fremder Eindringling von einem ihm unbekannten Vater verhaßt ist, sein unermeßliches Vermögen vererben. Begearff [2]), »l'autre Tartuffe«, wie ihn Beaumarchais nennt, ein irländischer Officier, der sich in den Besitz der beiderseitigen Geheimnisse gesetzt hat, sucht nicht allein das Liebesverhältniß zwischen Leon und Florestine zu trennen, um mit ihrer Hand des Grafen Vermögen zu gewinnen, sondern auch eine Scheidung der Ältern zu bewirken, so daß die Gräfin ins Kloster ginge, und er den schwachen Almaviva am Gängelbande führen könne. Seine schändliche Hinterlist scheitert indessen an Figaro's Wachsamkeit und Schlauheit; der Heuchler wird entlarvt, die Gatten werden ausgesöhnt und die Liebenden vereinigt.

Interessant sind die Streiflichter, welche die Revolution auf dieses Stück wirft. Der Graf läßt sich nicht mehr Monseigneur, sondern Monsieur nennen; denn, bemerkt er, quand on veut vivre dans un pays, il n'en faut point heurter les préjugés. Und Susanne sagt ärgerlich: Madame sort

1) In dem Personenverzeichnisse ist er als „ jeune homme épris de la liberté, comme toutes les âmes ardentes et neuves", aufgeführt.

2) Anagramm v. Bergasse, dem (übrigens würdigen) Advokaten Kornman's.

sans livrée, nous avons l'air de tout le monde. Leon hat einen Aufſatz gegen das Kloſtergelübde geſchrieben und in einer öffentlichen Verſammlung vorgeleſen. Der Graf ſchilt ihn darum: Vous allez composant, écrivant sur le ton du jour? . . . Bientôt on ne distinguera plus un gentilhomme d'un savant! *Léon.* Mon père, on en distinguera mieux un ignorant d'un homme instruit, et l'homme libre de l'esclave. *Le comte.* Discours d'enthousiastes! On voit où vous en voulez venir. *Léon.* Mon père! . . . . *Le comte.* Laissez à l'artisan des villes ces locutions triviales. Les gens de notre état ont un langage plus élevé. Qui est-ce qui dit *mon père* à la cour, monsieur? Appelez-moi *monsieur!* Vous sentez l'homme du commun! Dem Stücke iſt *un mot sur la mère coupable* vorangeſchickt, worin er die Gattung: Verſchmelzung eines Intriguenſtückes mit einem Rührſtücke vertheidigt. Auf Rührung hat er es ſo recht gefliſſentlich abgeſehen. Laissez couler vos larmes! ruft er: on est meilleur, quand on se sent pleurer [1]) Man denke ſich hiezu die Jacobiner als Publikum. — Die Moral, die er aus dem Stücke, zumeiſt in Beziehung auf den Grafen, zieht, iſt dieſe: Tout homme qui n'est pas un épouvantable méchant, *finit par être bon* — beſonders im Alter, ſetzt er hinzu, und wenn er Kinder hat.

Offenbar iſt die Mère coupable ein Rückſchritt unſeres Dichters; auch fand ſie auf die Dauer wenig Beifall, obgleich

1) Diderot, ſagt er p. 277, comparant les ouvrages de Richardson avec tous ces romans que nous nommons l'histoire, s'écrie, dans son enthousiasme pour cet auteur juste et profond: *Peintre du coeur humain! c'est toi seul qui ne mens jamais!* Quel mot sublime! Et moi aussi j'essaye encore d'être peintre du coeur humain, mais ma palette est desséchée par l'âge et les contradictions etc.

der Dichter bei der ersten Aufführung mit stürmischem Beifallsrufe begrüßt wurde, und inmitten der geschicktesten Schauspieler auf der Bühne erscheinen mußte [1]). Mais le public, fährt er in dem Briefe, wo er dies mittheilt, fort, n'est plus cette assemblée moqueuse de talens qui la font pleurer malgré elle: ce n'est plus un homme dont le plus sot des nobles se croyait supérieur, que l' on veut voir pour en railler; ce sont des citoyens qui ne connaissent de supériorité que celle accordée au mérite ou aux talens, qui désirent voir l'auteur d'un ouvrage touchant, dont des acteurs, rendus à la citoyenneté, viennent de le faire jouir avec délice.

Die Oper *Tarare* erschien im Juni 1787, also zwei Jahre nach der Hochzeit des Figaro, auf der Bühne. In ihr machte sich die musikalische Natur Beaumarchais' Luft. Schon der Anfang des Barbiers mit den eingestreuten Couplets hatte auf die Oper (nicht auf das Vaudeville) gewiesen. In der That ist dies Stück später von dem Dichter selbst als Text zu einer komischen Oper umgearbeitet worden. Eine artige Strophe, die allein davon übrig, findet man in den Briefen [2]).

Die Musik zum Tarare lieferte Salieri, Kapellmeister Kaiser Josephs des Zweiten, l'honneur de l'école de Gluck. Die Oper steckt voller Metaphysik und Politik; es ist eine Revolution in Verse und Noten gebracht, die höchstens nur Wirkung thun konnte, bis die Revolution praktisch ausgeführt ward.

In dem Prologe tritt die Natur (ou le Génie, qui préside à la reproduction des êtres) mit den entfesselten

---

1) VI, 473.
2) VI, 509.

Winden auf. Die Widerspenstigen werden gebändigt; der Himmel erheitert sich, und der Genius des Feuers, l'amant de la Nature, steigt auf einer glänzenden Wolke nieder. Die Natur ruft die Schatten der künftigen Wesen heran. In weißen Gewändern führen sie Tänze auf und singen Chöre [1]); aber es sind kalte, herzlose Wesen, der Genius des Feuers muß sie erst entzünden. Er nimmt zwei Schatten, die besonders trotzig aussehen, heraus: der eine soll König, der andere gemeiner Soldat werden. Da dieselben sich gegen die Wahl gleichgiltig zeigen, wird Atar zum Fürsten bestimmt:

Sois l'empereur Atar, despote de l'Asie,
Règne à ton gré dans le palais d'Ormus.

Tarare, dem Zweiten, fällt das andere Loos zu:

Et toi, soldat, formé de parens inconnus,
Gémis long-temps de notre fantaisie.

Die Natur ruft ihnen zu:

Enfans, embrassez-vous: égaux par la nature,
Que vous en serez loin dans la société!

Die übrigen Schatten widersetzen sich vergeblich, indem sie singen:

O bienfaisante déité!
Ne souffrez pas que rien altère
Notre touchante égalité,
Qu'un homme commande à son frère.

Es würde sich kaum der Mühe lohnen, den ziemlich

---

1) Sie singen:

D'un plaisir vague je soupire,
Je veux l'exprimer, je ne puis.
En jouissant, je sens que je désire,
En désirant, je sens que je jouis.

Glaubt man nicht, sagt Mager, der die beiden letzten Verse anführt, einen Passus aus Condillac's Traité des sensations zu hören?

verwickelten Gang der wunderlichen Handlung durch die fünf Akte des Stückes zu verfolgen. Ich beschränke mich darauf, zu bemerken, daß Atar und Tarare, der eine als orientalischer Despot, der andere als gefeierter Krieger, die Hauptfiguren des zu Ormuz am Persischen Meerbusen spielenden Stückes sind. Der glückliche Tarare, der mit Ruhm bedeckt aus dem Kriege heimkehrt, wird von dem feigen Tyrannen mit neidisch eifersüchtigen Augen angesehen. Er beschließt, ihn mit Hilfe Athenee's, grand-prêtre de Brama, mécréant dévoré d'orgueil et d'ambition, welcher ihn beherrscht (denn

Quand les rois craignent,
Les prêtres règnent)

zu verderben. Er beginnt damit, daß er ihm sein schönes Weib (Tarare ist Monogamist) rauben läßt, welches aber, der Gewalt des Königs anheimgegeben, entschiedenen Widerstand leistet. Tarare dringt in den Palast, um sie zu befreien. Ergriffen soll er mit ihr auf dem Scheiterhaufen sterben, als ihn seine Soldaten befreien.

Le soldat monte au trône (etwa Napoleon) et le tyran est mort! Die Moral, die aus dem Ganzen gezogen werden soll, ist in der von der Natur gesungenen Schlußstrophe enthalten:

Mortel, qui que tu sois, prince, Brame ou soldat;
Homme, ta grandeur sur la terre
N'appartient point à ton état;
Elle est toute à ton caractère.

Dem Stücke ist ein Vorwort *aux abonnés de l'Opéra* beigegeben, worin Beaumarchais den Grundsatz aufstellt, daß der Componist sich dem Dichter unterzuordnen habe. Derselbe solle, damit die Oper nicht durch zu viel Musik langweilig werde, des Dichters Werk in seine Sprache übersetzen und sich nicht in vagen Bildern verirren. Schade

nur, daß diese Theorie sich nicht bewähren wollte; wenigstens hat sich der Tarare nicht auf lange die Gunst des Publikums erwerben können. Als die Oper zum erstenmal aufgeführt wurde, pfiff man den fünften Akt sogar aus. Der Dichter bog sich aus seiner Loge herab und versprach eine Änderung des Aktes. Acht Tage darauf ward jedoch das Stück ganz in der alten Gestalt wieder gegeben, und das Publikum — zollte vollen Beifall.

Indem wir hier von den dramatischen Leistungen Beaumarchais' scheiden, bemerken wir, daß der Classicismus durch die Neuerungen unseres Dichters zwar keine sichtliche Niederlage erlitt; doch führte er nur ein Scheinleben fort. Collin d'Harville, Andrieux, Etienne, A. Duval, Arnault, Jouy ꝛc. kehrten wieder zum Racine'schen und Moliere'schen Kunstton zurück. Indessen gab nur das théâtre français ihre Stücke; die übrigen Theater ließen sich die Rührstücke nicht nehmen, die freilich schlecht genug waren, bis sich endlich die neue Richtung, freilich fürs Erste auf etwas verzweifelte Weise, in der romantischen Schule Bahn gebrochen hat [1]).

Der erste und zweite Band der Beaumarchais'schen Schriften umfaßt die drei Dramen, die beiden Komödien und die Oper, die beiden folgenden die Proceßschriften gegen Gözman und Konsorten, gegen de la Blache und Korman. Die beiden letzten Bände bedürfen, als weniger Epoche machend, nur einer kürzeren Besprechung. Außer den *Observations sur le mémoire justicatif de la cour de Londres* [2]),

---

1) Mager, ebendaselbst I, I, 295.

2) Die Schrift wurde später von den Ministern Choiseul und Praslin unterdrückt.

worin Beaumarchais im Auftrage des Hofes, wenn auch nicht officiell, das Verhalten Frankreichs in dem Befreiungskriege Nordamerika's vor England rechtfertigt, enthält der fünfte Band noch seine vortrefflichen Vertheidigungsschriften gegen die ungerechten Beschuldigungen der Revolutionsmänner in den Jahren 1792 und 93. Daß er reich war und als ein bedeutender Mann in der Gunst des Hofes gestanden, ward ihm, wie so vielen Andern, als Verbrechen ausgelegt. Schon 1789 hatte man ihn, wenige Tage nach seiner Wahl in die erste provisorische Versammlung des Juli, als angeblichen Ränkemacher und Höfling wieder ausgestoßen. Überhaupt ist es als ein Wunder zu betrachten, daß er nicht das Opfer der fortwährenden empörenden Verfolgungen seiner Feinde und des Pöbels geworden ist. Mit großer Theilnahme wird man seine Leidensgeschichte, »les six époques les plus pénibles de ma vie,« wie er sie nennt, in dem erwähnten Bande lesen. Aber so hart ihn auch der Arm jener fiebernden Zeit traf, nie hörte er auf, Patriot zu sein.

Er hatte sich 1792 erboten, Frankreich sechzigtausend Flinten zu schaffen, und zu dem Ende bedeutende Summen ausgegeben. Aber das neue Revolutionsministerium erkannte die Schuld nicht an, ja es gab der schändlichen Anklage Gehör, Beaumarchais wolle die Flinten, die noch auf der holländischen Grenze lagen, gegen die Republik gebrauchen. Er ward nach der Abtei gebracht: das hieß beinahe so viel, als zum Tode geführt. Schon sah er dem Schlimmsten entgegen, zumal da Manuel, der ihm öfter zur Zielscheibe des Spottes gedient, Sachwalter der Gemeinde (procureur de commune) war. Todesschauer ergreift ihn, als Manuel bei ihm eintritt. Vous m'avez offensé, sagt ihm dieser, ce serait un crime à moi de m'en souvenir en ce

moment. J'ai sollicité votre liberté, je vous l'apporte, la voici: il n'y a pas de temps à perdre. Sortez avec moi tout de suite [1]).

Beaumarchais floh aus Paris, lebte eine Zeitlang verborgen auf dem Lande, kehrte dann, quoique attendu du peuple dans la place des massacres, nach Paris zurück, wo er es zuletzt nach unsäglichen Mühen durchsetzte, daß er, mit einem von den Ministern ausgestellten Passe, nach der holländischen Grenze abgesandt wurde, um die stockende Flintensendung flüssig zu machen. Aber die Minister wollten Beaumarchais' Waffen selber dem Staate verkaufen! Sie halfen mir endlich nur weiter, sagt er, espérant si bien manoeuvrer, que je ne rentrasse jamais en Hollande [2]), ou que, si je rentrais, ce fût chargé de chaines et couvert de l'opprobre d'avoir desservi mon pays.

Beaumarchais gelangte glücklich nach Holland, und da ihm auch dort Schlingen gelegt waren, floh er nach England. Im Jahre **1793** von Neuem in Anklagezustand versetzt, schrieb er die six époques, und kehrte dann im Juli **1794**, nachdem das Ministerium gewechselt hatte, nach Paris zurück, um sich persönlich dem Spruche seiner Richter zu unterwerfen.

Das Resultat war, daß Beaumarchais völlig von aller Schuld freigesprochen und von der Liste der Emigranten gestrichen wurde, auf die sein Name bei seiner Flucht nach England eingetragen war. Daß er für seine Verluste entschädigt worden, finde ich nicht verzeichnet.

---

1) Auch Marat tritt unter den Verläumdern Beaumarchais' auf — „un petit homme aux cheveux noirs, au nez busqué (hervorstehend?), à la mine effroyable" (V, 286). S. 335 ꝛc. erscheint Danton.

2) Il (der Minister Lebrun) veut me faire égorger, sagt er, mais le danger a changé mon courage en fureur. La France aura les fusils malgré toi! Je *guerroie* contre le pouvoir!

Der sechste und letzte Band der Schriften Beaumarchais' enthält 1) Rechnung, Bericht und Bittschrift an die Nationalversammlung in Sachen der dramatischen Schriftsteller gegen das *théâtre français* [1]; 2) Briefe und 3) Gedichte.

Was zuerst die Briefe angeht, so findet sich vieles Interessante darunter. Beispielsweise nenne ich das witzige Schreiben an den Geistlichen seines Kirchensprengels, der ihm vorwarf, daß er Sonntags in seinem Garten habe arbeiten lassen (p. 426); den Brief an Manuel, aus dem wir sein Verhältniß zu diesem Manne und einen Theil der großen Opfer, die er dem Vaterlande gebracht, kennen lernen (p. 432—37); den Brief an seine Tochter, Verfolgungsscenen aus der Revolutionszeit enthaltend (p. 443—462); an den »ministre citoyen« Franz von Neufchateau (Bitte um Wegschaffung der Gebeine Turenne's aus dem Pflanzengarten — p. 485); ferner den Brief mit der Aufschrift: »*le citoyen Caron au citoyen Maron*« (p. 494); die Stelle über Friedrich den Großen (p. 263), über Unsterblichkeit (p. 472 — zwei Jahre vor seinem Tode geschrieben), über Voltaire, welcher sterbend einem Geistlichen auf die Frage: Croyez-vous en la divinité de Jesus-Christ? geantwortet habe: Au nom du seul Dieu Créateur, ne me parlez jamais de cet homme-là (p. 490). u. s. f.

Von den Gedichten Beaumarchais' hat Gudin, der Herausgeber seiner Werke [2], nur wenige gesammelt und auch

---

1) Die Honorare der dramatischen Schriftsteller von Seiten der Theater waren schon damals weit besser geordnet, als heutzutage bei uns!

2) Man hat von Gudin behauptet, er habe großen Antheil an Beaumarchais' Werken. Rathgeber und Corrector mag er gewesen sein. Es liegt aber auf der Hand, daß Beaumarchais seine Werke selber gemacht hat; denn er und sie sind durchaus von demselben Gusse.

diese vielleicht zum Theil dem Verfasser nicht zum Dank; denn es ist leichte Waare in doppelter Bedeutung. Beaumarchais machte keinen Anspruch darauf, ein lyrischer Dichter zu sein; als ein Mann der That war er vorzugsweise auf die dramatische Poesie gewiesen. Selten schrieb er ein Gedicht nieder; dagegen mochte er sie im Kreise seiner Freunde zur Harfe singen.

Schließlich, ehe wir von unserm Helden scheiden, noch ein Blick auf seine letzten Lebensumstände. Glückliche Speculationen, vor Allem Waffenlieferungen nach Nordamerika zur Zeit des Befreiungskampfes, hatten ihn, trotz aller Einbuße durch die englischen Kreuzer, reich gemacht. Doch ging ein nicht geringer Theil seines Vermögens durch sein unglückliches Unternehmen in Kehl: Herausgabe der Werke Voltaire's in siebenzig Bänden [1]), und durch das Unheil, das die Revolution über ihn brachte, verloren. Als Beaumarchais, aus England zurückgekehrt, 1794 vom Nationalconvent in seine Bürgerrechte wieder eingesetzt worden war, lebte er fortan unangefochten bis an seinen Tod. Rüstigen Körpers, nur noch stärker als früher an Taubheit leidend, sehen wir ihn in seinen letzten Jahren in rastloser Thätigkeit, die Reste seines Vermögens für die einzige Tochter, die er hinterließ, zu sammeln [2]). Daß Beaumarchais' Geist und Thätigkeit sich nicht allein im eigenen, sondern auch im Interesse seiner Fürsten und ganz besonders seines Vaterlandes geltend gemacht

1) Beaumarchais legte, keine Kosten scheuend, eine große Druckerei in der damals verlassenen Festung Kehl an. Leider aber war der Marquis von Condorcet, dem die Herausgabe übertragen worden, seiner Aufgabe nicht gewachsen; der Text war nicht einmal correct und der Commentar blieb unter aller Erwartung. — Auch Rousseau's Werke erschienen hier.

2) S. VI, 274 und neuere Briefe.

hat, ist dem Leser bereits bekannt. Ich deute in dieser Beziehung hier nur noch folgende, größtentheils in seinen Werken näher bezeichnete Punkte an: Schritte zur Gründung einer Handelsgesellschaft in Louisiana (III, 466, IV, 289). — Vollziehung wichtiger Aufträge Ludwigs des Fünfzehnten in England und Frankreich (III, 477). — Beaumarchais schreibt, von den Ministern Ludwigs des Sechszehnten aufgefordert, ein Memoire über die Umgestaltung der Parlamente (IV, 447—55). — Er verfaßt, ebenfalls auf Verlangen der Minister, eine observation pour ranimer le commerce français en Amérique (IV, 464 ꝛc.). — Er reicht eine motion en faveur des négocians protestans ein (IV, 465, V, 78). — Er veranstaltet, um Frankreichs Verluste zur See vom Jahre 1782 zu decken, eine Subscription, vermöge deren jede (größere) Stadt Frankreichs dem Staate ein Schiff liefern sollte, und zeichnet selbst eine sehr bedeutende Summe (IV, 473). — Seine Schritte zur Vervollkommnung der Marine (IV, 479 ꝛc.). — Gründung einer Wasserleitungsgesellschaft für Paris (VI, 344 und 368). — Arbeiten für die Trennung Amerika's von England, an welcher er nicht allein als Kaufmann, sondern auch als Patriot und Mann der Freiheit den größten Antheil nahm (IV, 483, V, 30 ꝛc., V, 81 und 82). — Arbeit über das Hospital Quinze-vingts, für den Kardinal Rohan (IV, 567 ꝛc.). — Gründung einer Anstalt zur Unterstützung armer stillender Frauen, wozu er selbst dreißigtausend Franken bestimmt (VI, 361 ꝛc., und VI, 423) ꝛc.

Beaumarchais starb im Jahre 1799 als ein rüstiger Greis von siebenundsechzig Jahren an einem Blutsturze, der ihn plötzlich in der Nacht überfiel. — Seine Titel und Ämter finden wir in einer Bittschrift ans Parlament verzeichnet, wo er sich »écuyer, conseiller secrétaire du roy, et

lieutenant général des chasses au baillage et capitainerie de la varenne du Louvre, grande vénerie et fauconnerie de France« nennt [1]). In seiner Eigenschaft als Jagdrichter strafte er einst den Prinzen Conti, was ihm die Gunst dieses stolzen, aber edel- und freidenkenden Mannes erwarb.

Was Beaumarchais' Charakter angeht, so ist sehr verschieden darüber geurtheilt worden. Seine Feinde haben ihn arg verlästert; nach der Schilderung seiner Freunde aber und — was offenbar der beste Gewährsmann ist — nach seinen Schriften, tritt er uns als ein Mann von hoher sittlicher Energie entgegen. Hang zur Intrigue und eine oben angedeutete Schwäche, die er übrigens mit den Besten seiner Zeit theilte, räumen wir gern ein. An verschiedenen Stellen seiner Werke versucht er selber seinen Charakter zu schildern [2]); wir heben eine (III, 140) aus: Vous qui m'avez connu, vous qui m'avez suivi sans cesse, ô mes amis! dites si vous avez jamais vu autre chose en moi qu'un homme constamment gai; aimant avec une égale passion l'étude et le plaisir (kaum begreift man, wie er noch Zeit zu Vergnügungen finden konnte); enclin à la raillerie, mais sans amertume, et l'accueillant dans autrui contre soi quand elle est assaisonnée; soutenant peut-être avec trop d'ardeur son opinion quand il la croit juste, mais honorant hautement et sans envie tous les gens qu'il reconnaît supérieurs; confiant sur ses intérêts jusqu' à la négligence; actif quand il est aiguillonné, paresseux et stagnant après l'orage; insouciant dans le bonheur, mais poussant la constance et la sérénité

1) Den Preis dieser Stellen s. IV, 27 und 197.
2) III, 314–318, VI, 242 und 262.

dans l'infortune jusqu' à l'étonnement des ses plus familiers amis.

Beaumarchais war ein voller Mensch von der glücklichsten Natur und den herrlichsten Gaben, ein Mann der Praxis, der die Früchte von dem goldenen Baume des Lebens zu pflücken wußte, und zugleich ein Dichter, der den Herzschlag seiner Zeit verstand; er war ein Mann, dessen Athem Thätigkeit war, dessen ungeheure Energie durch Widerstand und Mißgeschick nur wuchs, kurz ein Mensch, mitten aus dem Kernholz seiner Nation und seiner Zeit geschnitten.

Schnell zu großer Berühmtheit emportauchend, ist er ebenso schnell, von den größern Erscheinungen einer nachfolgenden Zeit überholt, in das Dunkel zurückgesunken. Mögen denn diese Zeilen dazu beitragen, ihm seine Stelle in dem Vordertreffen eines ewigdenkwürdigen Geisterkampfes wiederzugewinnen; ja möge namentlich der Deutsche, in der Enge unsrer politischen Verhältnisse, an dieser Stahlkraft seines Charakters einen Trost, einen Sporn und ein Muster finden.

Die

letzte Revolution Polens

und

die ihr vorangehende politisch-literarische Bewegung.

Von

Dr. Cybulski.

Das constitutionelle Königreich Polen, das auf dem Wiener Congresse geschaffen wurde, umfaßte bekanntlich nur einen sehr geringen Theil der gesammten Nation; nur ein Viertel derselben, eine Zahl von kaum vier Millionen, wurde zu dieser neuen Bestimmung ausersehen. Der Rest fiel als Siegsbeute den drei ansehnlichsten Mitgliedern jenes hohen Areopages zu, der damals die Weltverhältnisse zu ordnen suchte: denselben Mächten, die einst die erste Theilung Polens vollbracht hatten. Dazwischen wurde, als Gespenst gleichsam und Schatten einer frühern, stolzen Größe, die freie, unabhängige und streng neutrale Republik Krakau gestiftet.

Inmitten dieser Vereinzelung und trotz der Abhängigkeit, darin es sich selbst befand und von der wir sogleich des Näheren sprechen werden, bildete dennoch das Königreich Polen bis zum Jahre 1830 den Vereinigungspunkt des politischen und einigermaßen auch des literarischen Lebens der gesammten Nation. Die fremden Antheile, wenngleich materiell außerhalb seines unmittelbaren Kreises liegend und an andere Staats- und Culturzustände gebunden, richteten sich dennoch geistig, besonders in Dingen, die das nationale Leben selbst betrafen, stets nach jenem Mittelpunkte hin, der in der zugestandenen, dem Volksgeiste angepaßten, von Fürst und Volk beschworenen Constitution eine festere und sicherere Grundlage nationaler Entwicklung zu haben schien, als es anderwärts möglich war. Ohne Zweifel würde dieser Einfluß des constitutionellen Königreichs auf die ausgeschiedenen

Theile noch viel größer gewesen sein, seine eigene politische und sonstige Bildung hätte einen noch rascheren Aufschwung genommen, eine bestimmtere, tiefere Gestaltung erhalten, wenn dasselbe als ein unabhängiger Staat dagestanden hätte und sich, unbevormundet und ungehindert, frei aus sich heraus hätte entwickeln dürfen. Aber der Staat war factisch an Rußland gebunden und dadurch sein politisches und literarisches Leben in der Geburt selbst verkrüppelt, wenn nicht zerstört. Nur dem während der französischen Regierungsperiode — wo sich die Nation, wiewohl meistens nur auf dem Kriegsschauplatze, wiederum einmal beisammen sah — neu aufgewachten Geiste war es zu verdanken, daß das Leben des Volkes selbst unter dem Druck der russischen Reactionsversuche sich hat weiter entwickeln können. Zwei Kronen, eine despotische und eine constitutionelle, konnten auf einem und demselben Haupte nur mit Ketten an einander geschmiedet sitzen bleiben. Demjenigen, der sie trug, so stark er sich auch dazu — weil unter den mächtigen Eindrücken des Zeitgeistes auferzogen — fühlen mochte, mußte ihre Last früher oder später allzu schwer und unbequem werden, als daß er sich nicht hätte sehnen sollen, die eine von beiden abzuwerfen, oder die eine nach der anderen umzuschmieden. Daß dies Schicksal die constitutionelle treffen werde, verstand sich von Seiten eines russischen Alleinherrschers und als eine unumgängliche Maßregel für die Staatszwecke seines eigenen Reiches von selbst. Es war demnach eine Selbsttäuschung, sowohl Seitens des Wiener Congresses, der das constitutionelle Königreich schuf und es mit Rußland vereinbarte, als Seitens derjenigen Polen, die da glaubten, daß diese monströse Vereinbarung vom Standpunkte des polnischen Volksgeistes möglich sei. Die Geschichte hat diese Täuschung traurig gerächt.

Unter den Polen, die jenem Glauben besonders zugethan

waren und im Sinne desselben das Wohl des Vaterlandes zu fördern suchten, ist vor allen der jetzt als Emigrant in Paris lebende Fürst Adam Tschartoryski zu nennen. Bekanntlich ließ die Kaiserin Katharina nach der letzten Theilung Polens mehrere Mitglieder der einflußreichsten adeligen polnischen Familien zum Unterpfand der Ruhe und Treue der Nation in Petersburg wohnen. Unter ihnen befand sich auch der genannte Fürst. Noch als Knabe mit den Gunstbezeugungen des kaiserlichen Hofes überhäuft, in rascher Aufeinanderfolge erst Mitschüler, dann Jugendfreund, endlich erster Vertrauter und Minister der auswärtigen Angelegenheiten des Kaisers Alexander, faßte er früh und von allen zuerst den Gedanken, die nationale Existenz Polens an das Interesse Rußlands zu knüpfen. Den Egoismus Frankreichs, das trotz seiner Phrasen und Versprechungen dennoch in allen Kriegen, allen Friedensschlüssen immer und allein an sich dachte, hatte man zur Genüge kennen gelernt; von hier aus, dies sah Tschartoryski ein, war nichts mehr für sein unglückliches Vaterland zu hoffen. Dagegen auf Rußlands Throne saß in diesem Augenblick ein jugendlicher, edelgesinnter, weich-, ja großherziger Fürst: ein Fürst, der in den Ideen der neuen Zeit, den Ideen der Humanität und Aufklärung erzogen war — und obenein Tschartoryski's Freund. Er theilte dem Kaiser seine Gedanken mit; die nächste Folge war die Anstellung einer Anzahl seiner Landsleute im russischen Senate, im Staatsrath und in andern Regierungsabtheilungen. Damit nicht zufrieden, wendete er, unterstützt eben so sehr von Alexanders Humanität als seinen politischen Rücksichten (denn im Begriff, den kaum beendeten Kampf mit Napoleon noch einmal und um so blutiger zu erneuern, war es für den Kaiser von außerordentlicher Wichtigkeit, die Polen seines Antheils möglichst auf seiner Seite zu erhalten und sich ihrer Treue und Fried-

fertigkeit zu versichern) seine ganze Sorgfalt auf das Wohl der lithauisch-polnischen Provinzen; er organisirte die öffentliche Erziehung, sicherte ihnen die Sprache und die Nationalgesetzgebung, und erwarb sich dadurch um das gesammte Vaterland ein Verdienst, das selbst seine bittersten Feinde als ein bedeutendes und unvergängliches anerkennen müssen. Wir werden davon bald näher sprechen.

Doch sollte diese Thätigkeit nur von kurzer Dauer sein. Die unglückliche Wendung, welche der Krieg mit Napoleon nahm, schien in der Errichtung des Großherzogthums Warschau auch der Entwicklung der polnischen Zukunft eine neue und unerwartete Wendung geben zu wollen. Für Tscharotoryski und seine Pläne gab es unter diesen Umständen keinen Raum mehr; er verließ seine öffentliche Stellung in Rußland, zog sich auf seine Güter in Polen zurück und verblieb in dieser Zurückgezogenheit, ohne an dem allgemeinen Nationalaufschwung, der die Polen fünf Jahre hindurch (1807—1812) so hoffnungsvoll bewegte, den mindesten thätigen Antheil genommen zu haben. Den Aufforderungen und Vorwürfen, die ihm deshalb gemacht wurden, stellte er sein persönliches Verhältniß zu Alexander entgegen, den er, zumal in der gegenwärtigen gefahrvollen Lage, nicht verlassen dürfe noch möge; er stellte ihnen die »Bedeutungslosigkeit seiner Person« entgegen, die auf das Schicksal Polens von keinem Einflusse sein könne, seitdem eine so mächtige Hand wie Napoleon's selbst dasselbe leite und sicher stelle. Seinem Vaterlande könne er unter diesen Umständen keinen Dienst mehr erweisen; warum also solle er sich selbst mit Schande bedecken, indem er einem Patriotismus folgte, der nur seine Ehre aufs Spiel setzen würde, ohne seinem Lande zu nützen? Vom persönlichen Standpunkte aus mochte dies allerdings wahr, schön und edel sein; aber auch von dem allgemeinen des Vaterlandes? Die

Geschichte weiß, daß in dem französisch-russischen Kriege ein Theil der Polen russischen Antheils, durch das Beispiel und die Stellung Tschartoryski's veranlaßt, auf der Seite Alexanders geblieben war, und daß Napoleon sich hieraus das Recht entnahm, der polnischen Deputation, die ihn in Wilna um Herstellung Polens angegangen, kurz und ausweichend zu antworten, und sie mit bloßen Hoffnungen abzuweisen. Um so höher dagegen schätzte Alexander die Charakterfestigkeit und Treue seines Freundes. Kaum daß der französische Krieg beendet war, ward er aufs Neue an die Seite des Kaisers berufen. Der Fürst folgte dem Rufe. Am Wiener Congreß war er der eigentliche Repräsentant Polens; er nahm an allen wichtigeren Conferenzen Theil und arbeitete in dem einmal vorgesetzten Gedanken an der Herstellung seines Vaterlandes. Freilich mußte die Errichtung eines constitutionellen Königreichs von so beschränktem Umfange auch seine Hoffnungen schmerzlich enttäuschen und ihm einen traurigen Blick in die Zukunft eröffnen; nichts desto weniger wagte er es doch nicht, an der Wahrhaftigkeit seines Freundes und dem Ernst der Verfassung, welche derselbe dem neuen Königreiche ertheilt hatte, zu zweifeln. Ja er trug sich sogar mit der Hoffnung, vermittelst dieser Constitution auch die lithauischen Provinzen in der Folge mit Polen verbunden zu sehen. In der That wurde Letzteres von Alexander bei Verkündung der Verfassung feierlich versprochen, nie aber (und jeder Einsichtige wußte es zum Voraus) gehalten, noch hätte es, den Umständen nach, gehalten werden können.

So trat denn Tschartoryski 1815 als Mitglied der provisorischen Regierung Polens in den Staatsdienst wieder ein. Er war hier allerdings der Brennpunkt, in dem sich die Gefühle der Polen von zwei Seiten, von Osten und Westen, von den getrennten Provinzen und vom Königreiche, sammel-

ten und begegneten; er war der Brennpunkt aller derjenigen Meinungen, die die Constitution bestimmt glaubten, sich nicht nur über die ehemals polnischen Provinzen, sondern selbst über Rußland auszubreiten. Alexander verstand es, diese Hoffnungen zu nähren und sie zu seinem Vortheile auszubeuten. Man sieht hieraus, wie bereits im Keime selbst der neuen Gestaltung der internationalen Verhältnisse durch die gegenseitige Verläugnung und Täuschung der Stoff künftiger Unzufriedenheit und Gährung geborgen war; man sieht aber auch, welch ein hilfreiches Instrument bei der Errichtung und Constituirung Polens Tschartoryski für Alexander gewesen. Welcher Dank ihm dafür geworden, ist bekannt.

Das constitutionelle Königreich war von Hause aus dem Bruder Alexanders, dem Großfürsten-Constantin, zur Ausstattung bestimmt, von dessen Launen und Einfällen der Kaiser sich wenigstens in Rußland zu befreien sehnte. Ihn machte Alexander, nach der interimistischen Stellvertretung des Fürsten Sajontschek, zum Vicekönig von Polen; er übertrug ihm das Obercommando über die beiden Corps der polnischen und lithauischen Truppen, ertheilte ihm eine discretionelle Gewalt im Königreiche, erlaubte ihm, gegen den Buchstaben der Verfassung, sich in alle Regierungsgewalten desselben zu mischen, stellte endlich unter seine willkürliche Verwaltung fünf Gouvernements des russisch-polnischen Antheils, in denen der Zarewitsch sogleich ein Kriegsregiment einsetzte, um die Verwaltung desto rascher und nachdrücklicher leiten zu können. Diese Vergünstigungen, so ungünstig, ja unselig für Polens Zukunft, waren der Kaufpreis, gegen welchen Constantin (14. Januar 1822) sich zur Verzichtleistung auf den russischen Thron verstand, der ihm, bei der kinderlosen Ehe des Kaisers, nach dessen Tode zugefallen sein würde, von dem jedoch Alexander, theils weil er den persönlichen Charakter

seines Bruders fürchtete, theils weil die Verheirathung desselben mit einer Unterthanin, der polnischen Gräfin Grudzinska, ihm zum Ärgerniß gereichte, ihn um jeden Preis entfernt zu halten wünschte. Der Handel wurde geschlossen; um Rußland vor der Möglichkeit einer dereinstigen tyrannischen und blutdürstigen Regierung, um die kaiserliche Familie vor der Schmach zu retten, daß nicht dereinst das Blut der Unterthanin den Rang einnehme vor dem Blut der Prinzen, so mußte Polen das Opfer werden, an dem sich die Laune, Wildheit, Ungebundenheit, Unzucht des kaiserlichen Bruders frei und unbestraft versuchen und sättigen durften. In welch ein schlimmes und verhängnißvolles Verhältniß das constitutionelle Leben des neuen Königreichs hiedurch zu dem königlichen Stellvertreter und seinem Anhange, folglich auch zu dem König und russischem Kaiser selbst treten mußte, ist leicht einzusehen. Wie und bis zu welchem Grade die Constitution durch diese von Alexander und später von Nicolaus gebilligte, wenigstens unberücksichtigt gelassene Willkürherrschaft Constantins nach und nach beschränkt, verletzt und untergraben wurde, wie der Staat in seinem äußern Verhältnisse zu Rußland allmälig zu einer bloßen Satrapie des letzteren herabgesunken und die Verfassung ein todter Buchstabe geworden war: dies zu entwickeln würde außer dem Zweck unserer Abhandlung liegen, welche die innere, geistige Bewegung des Volkslebens ans Licht ziehen soll und daher in Betreff der äußeren Verhältnisse sich mit einer bloßen Hinweisung begnügen darf.

Denn das Leben eines unter fremder Herrschaft stehenden Volkes ist ein doppeltes: das seiner äußeren, politischen und administrativen Verhältnisse und Zustände, und das seines ursprünglichen, geschichtlich entwickelten, sittlich-nationalen Bewußtseins. Das erstere thut sich durch öffentliche Verhandlungen, durch Berührungen und Verhältnisse mit den im

Lande herrschenden Regierungsgewalten kund; das andere zieht sich in die engeren Privatkreise, in die Familie, in die einheimischen, religiösen, commerciellen, wissenschaftlichen Gesellschaften und Vereine, überhaupt in die national-socialen Verhältnisse zurück, und schöpft aus dem Ersteren nur so viel, als ihm zur Förderung, Stärkung, Erhaltung, und unter Umständen zur Äußerung und Durchsetzung der innewohnenden Kraft nöthig und wünschenswerth erscheint. Hienach ist auch die äußere, politische Geschichte eines beherrschten Volkes von seiner inneren, socialen wohl zu unterscheiden. Während nämlich die erstere, außer ihrem öffentlichen Charakter, noch so viele besondere Unterschiede hat, als es Regierungen giebt, die ein Volk beherrschen, ist die letztere, selbst in dem genannten Fall, besonders aber bei einem primitiven, nach physischer Abkunft und geistiger Entwicklung homogenen Volke, stets eine und dieselbe, nach Charakter und Zweck innigst zusammenhängende und allgemeine. Dies ist vorzüglich in Bezug auf Polen der Fall, welches sowohl hinsichtlich seiner Abstammung, als hinsichtlich seines geistigen Wesens mehr denn irgend ein Volk Europa's eine, um mich so auszudrücken, blutverwandte Volksfamilie, eine untrennbare Volksgemeinschaft bildet. In diesem innigen, natürlichen und geistigen Volksverbande wurzeln alle Kräfte und Hoffnungen Polens. Die politischen Theilungen des Reichs waren nicht geeignet, diesen Volksverband aufzulösen: denn derselbe hat sich in den letzten fünfzig Jahren vor dem Fall, welche die Zeit der allgemeinen Reform des Staats waren, von Neuem reorganisirt, sich mit Banden dargeboten durch Vernunft und geschichtliche Erfahrung immer fester zusammengeschlossen, und in der Constitution des dritten Mai von 1791 seine gesetzlichen Statuten, sein politisches und geselliges Glaubensbekenntniß, die Magna charta seiner nationalen Rechte, das Zeug-

niß seiner damaligen lebendigen Existenz und die Grundlage seiner künftigen Entwicklung niedergelegt. Die gerade während und nach dieser entscheidenden Regenerationsepoche stattgehabten Theilungen Polens waren nicht, wie sich ein geistreicher Geschichtsschreiber ausdrückt, »die Section einer Leiche oder eines absterbenden Körpers, sondern eines lebendigen und seines Lebens sich wohlbewußten Wesens. Das Land ward getheilt, aber nur das Land; das, was das Wesen der Nation ausmacht, blieb gerettet. Die Nation verlor ihr politisches Dasein in Folge der Ohnmacht ihrer früheren Regierung, aber sie verlor nicht ihren socialen Verband, ihre gesellige Gemeinschaft, die sie vervollkommnete und noch mehr zu vervollkommnen beabsichtigte.«

Von diesem Gesichtspunkte aus muß die ganze folgende Geschichte Polens beurtheilt werden; denn nur von ihm aus läßt sich die merkwürdige, einzig in der Geschichte dastehende Erscheinung erklären jener rastlosen, durch kein Mißgeschick unterbrochenen, durch keine Schranke eingehaltenen, eben sowohl unter dem fürchterlichsten Druck, als unter der gemäßigtesten Verwaltung, ja selbst unter dem Zugeständniß partieller Freiheit sich kundthuenden und immer bestimmter und allgemeiner, immer volksthümlicher und dabei zeitgemäßer vor sich gehenden, politischen und literarischen Bewegung, durch welche die Nation ihre staatsrechtliche Unabhängigkeit, ihre gesellige Emancipation zu erringen sucht. Aus dieser oben entwickelten und durch die Theilungen des Reichs nicht aufgelösten Volksgemeinschaft gingen hervor und stützten sich auf dieselbe: die Insurrection Kosziuschko's; die Legionen Dombrowski's; der thätige Antheil an den französischen Revolutionskriegen; der allgemeine Aufschwung zur Zeit des Großherzogthums Warschau und des französisch-russischen Feldzugs; dann die nationalen patriotischen, politischen und literarischen,

öffentlichen und geheimen Gesellschaften und Verbindungen zur Zeit des constitutionellen Königreichs, als da sind die Freimaurer-Logen, der Bund der Sensenträger, der Kohlenbrenner, der Tempelherren und viele andere, die auf dem ganzen Gebiete des ehemaligen Polens verzweigt waren, und denen die angesehensten Männer, selbst Frauen, aus allen Klassen der Gesellschaft angehörten. Es gingen daraus ferner hervor die öffentlichen und geheimen literarischen und politischen Vereine der Warschauer und Wilnaer Universitätsjugend; ebenso endlich die Verschwörung der Warschauer Fähnrichsschule, welche unmittelbar der Revolution von 1830 vorausging und dieselbe auch thatsächlich zum Ausbruch führte. Wir unsererseits begnügen uns an diesem Orte, von diesen verschiedenen Bewegungen nur die literarische des Näheren ins Auge zu fassen; doch werden wir uns auch dabei in bestimmten Schranken halten müssen und, der Anlage des literarhistorischen Taschenbuchs gemäß, mehr den allgemeinen Charakter, den geistigen Inhalt, als die sonstigen Specialitäten dieser Bewegung hervorzuheben suchen. —

Mit dem Untergange der politischen Selbstständigkeit der Nation trat auch einiger Stillstand in der literarischen Thätigkeit ein, welche in dem sogenannten Stanislaus'schen Zeitalter, gleichzeitig mit der politischen Reform, einen so glänzenden, wenngleich nur formellen Aufschwung genommen hatte. Die bedeutendsten Schriftsteller, welche die vaterländische Sprache vom anderthalbhundertjährigen Rost des Ungeschmacks gereinigt und die Polen polnisch sprechen gelehrt hatten, als Krasizki, Naruschewitsch, Piramowitsch, starben aus; die überlebenden, Trambezki, Sablozki, Kniasnin, Karpinski, verstummten unter dem Druck fremder Herrschaft. Die Literatur wanderte nach Sibirien, ins Ausland,

verbannt oder freiwillig, aus. Aber die im Lande gebliebenen patriotischen Gelehrten: Tschazki, Albertrandi, Niemzewitsch, Potozki, Sejadezki, Bohomolez, Koptschinski, und Privatmänner wie Tiesenhaus, der Gründer eines Nationalmuseums in Grodno, bemüheten sich, die nicht geraubten literarischen Überreste aufzuräumen, zusammenzubringen, zu bearbeiten, um sie der Nachkommenschaft zu anregender Erinnerung, zu fruchtbringender Pflege zu überlassen. Das gute Beispiel weckte anderweitige Bestrebungen. Die preußische Regierung zeigte sich denselben besonders günstig, wie sie denn überhaupt der Entwicklung des Volkes nicht entgegen war, und auf Billigkeit, Recht und Gesetz gleichmäßig für alle Klassen der Gesellschaft ihre Verwaltung stützte. Sie vermehrte die Zahl der höheren und niederen Schulen und erleichterte den Unbemitteltsten den Zutritt zu denselben. Sie gestattete ferner die Eröffnung des Nationaltheaters in Warschau, was auf die Förderung des Kunstsinnes und auf die Entwicklung der dramatischen Poesie nicht ohne Einfluß blieb. Ihr rühmlichstes Verdienst aber ist die 1801 erfolgte Gründung der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Warschau, welche von da an bis auf das Jahr 1831, wo sie aufgehoben wurde, stets die ausgezeichnetesten Männer in ihrer Mitte zählend, der eigentliche Mittelpunkt aller wissenschaftlichen und literarischen Bestrebungen in Polen gewesen ist. Anders war es in dem österreichischen Antheile, in Galizien. Diese Macht, in beständige Kriege mit Frankreich verwickelt und von demselben hart bedrängt, dachte wenig oder gar nicht an die geistige Bildung des ihm zugefallenen Landes, das es als einen Menschenmarkt und eine Geldkammer für seine enormen militairischen Rüstungen betrachtete. Nur den Bemühungen von Privatmännern, wie dem Grafen Ossolinski, der als Mitglied der

galizischen Deputation in Wien residirte, ist die Erhaltung und Pflege des Unterrichtswesens, die Reform der Lemberger Universität und die Gründung einer reichhaltigen Bibliothek daselbst zu verdanken. —

Günstiger als unter der Regierung Catharina's gestalteten sich aber auch die Schicksale in dem russisch-polnischen Antheile. Der Kaiser Paul, dessen Regierung sonst das Muster des absolutesten Terrorismus war, behandelte merkwürdiger Weise die Polen mit aller möglichen Menschlichkeit und Großmuth. Unzählige wurden aus Gefängniß und Verbannung entlassen; die politische und religiöse Verfolgung wurde eingestellt; er gab dem Lande sein lithauisches Statut, seine Landtage, seine Richter- und Bürgerbeamtenwahl zurück, sowie er andererseits der Geistlichkeit ihre Bisthümer zurückerstattete und die polnische Kirche in Frieden ließ. Er richtete außerdem die Schulen wieder auf und ließ den Unterricht in polnischer Sprache geschehen; endlich auch gestattete er die Wiedereröffnung der Wilnaer Universität, die bald die blühendste wissenschaftliche Anstalt in Polen ward. Ja, dieser merkwürdige Monarch, Freund und Verehrer Bonaparte's seit dem Friedensschluß zu Lüneville, dachte selbst an die Herstellung Polens, als ihn die Großen Rußlands 1801 bei Seite schafften. Sein Nachfolger Alexander dachte zwar nicht an die Herstellung Polens, aber er zeigte sich nicht minder wohlwollend und großmüthig. Wir haben bereits oben sein inniges Verhältniß zu dem Fürsten Tschartoryski geschildert und des Letzteren mächtigen Einfluß auf das Unterrichtswesen in den russisch-polnischen Provinzen mit wenigen Worten berührt. Es ist hier der Ort, wo wir diesen Gegenstand näher beleuchten können und müssen, um so mehr, als derselbe für die geistige Entwicklung Polens von unermeßlichen Folgen geworden ist.

Der Fürst Tschartoryski, Minister der auswärtigen Angelegenheiten Alexanders, wurde zugleich Curator der von Paul eröffneten Universität Wilna. Dieselbe bedurfte einer totalen Reorganisation. Von dem polnischen König Stephan Bathory im Jahre 1578, in einer Zeit, wo die allgemeine wunderbare Aufklärung Polens in diesem Jahrhundert sich bereits ihrem Verfall zu nähern begann, gegründet, reich ausgestattet, aber den Jesuiten übergeben, konnte sie unter dem Vorstand dieser verschworenen Vertilger jeder freien Bildung ihrem großen Beruf, dem einst die Krakauer Hochschule so glänzend und erfolgreich entgegengegangen war, nicht nachkommen. Nicht eine einzige Wissenschaft, theologische, zur Bekehrung der Ketzer eingerichtete Studien ausgenommen, gelangte in ihr zur Blüthe; nicht ein einziger großer Schriftsteller ist aus ihrer Mitte hervorgegangen. Stupide Beichtväter, theologische Wortdrescher, bildeten ihren ganzen kläglichen Ruhm. Die edlen Bemühungen der Fürsten Radziwill blieben ohne Erfolg; der Orden behauptete die Verfinsterungsanstalt bis auf das Jahr 1773, wo er, mit dem Fluch der Nation bedeckt, die ihm mit Recht ihren politischen und literarischen Verfall zuschrieb, aufgehoben wurde. »So groß war die Verfinsterung gewesen« — ruft der geniale Mechnazki in seiner leider unbeendigten Geschichte des letzten Aufstandes aus — »daß es noch zu jener Zeit Dichter und Prosaiker gab, die die Aufhebung des Ordens beweinten und die Wohlthat Clemens' XIV. für eine Calamität der Nation ansahen!« Die Anstalt verblieb jedoch noch bis auf das Jahr 1791 unter der Direction derselben Leute, die nun aber Exjesuiten hießen. Der große vierjährige legislative Reichstag, der die politische Reform durch die Constitution des 3. Mai zu Stande brachte, verordnete auch die vollständige Reorganisation des gesammten Unterrichtswesens, wie sie die unter der

Regierung Stanislaus August's eingesetzte Erziehungscommission bereits begonnen hatte. Dem um die Reform der Universität Krakau von 1780 so hoch verdienten Hugo Kollontay, einem der aufgeklärtesten Staatsmänner und Schriftsteller Polens jener Zeit und dem Hauptmitarbeiter an der Constitution, übertrug man auch die Reform der Wilnaer Universität. Die Erziehungscommission stand im Begriff, seinen Plan in Ausführung zu bringen, als unter den Trümmern des einstürzenden Staates auch diese zarten Keime geistiger Entwicklung zu Grunde gingen. Sogleich bemühten sich die noch bestehenden Jesuitencollegien von Polozk und Mohilew bei dem Kaiser Paul die Direction der Universität für sich auszuwirken. Aber der Tod des Kaisers und besonders der Widerspruch des berühmten Exjesuiten und Professors der Astronomie Potschobutt vernichteten ihre Pläne. Da trat unter der Regierung Alexanders der Fürst Tschartoryski als Curator der Universität an die Spitze des gesammten Unterrichtswesens in Russisch-Polen. Um demselben einen rascheren Aufschwung und einen gleichmäßigeren Fortgang zu geben, wurden alle im Kreise des genannten Gebietsantheils bestehenden oder zu errichtenden Schulen unter die Direction der Universität gestellt. Somit wurde sie nicht nur eine Hochschule, in der die höheren und höchsten Wissenschaften gelehrt werden sollten, sondern zugleich auch die oberste Aufklärungsbehörde für die Gouvernements Wilna, Grodno, Minsk, Witepsk, Mohilew, Volhynien, Podolien, Kijew und später auch für den von Preußen getrennten Bialostocker Kreis, also mit einem Wort für das ganze ehemalige an Rußland gefallene Polen. Dieses ausgedehnte Unterrichtswesen auf feste und zeitgemäße Grundlage zu stützen und in Gang zu bringen, bewirkte Tschartoryski im Jahre 1808 durch Vermittlung Alexanders die Befreiung des in östreichischer

Gefangenschaft bis dahin in Olmütz gehaltenen Kollontay, den er sogleich nach Rußland berief. Andererseits verband sich der Fürst mit dem ebenso als Staatsmann wie als Patriot und Schriftsteller ausgezeichneten Grafen Thaddäus Tschazki, der als Visitateur der Schulen in den südlichen Gouvernements, Volhynien, Podolien, Kijew, Außerordentliches für die Erziehung der Jugend that. Gegen das Jahr 1803 bestanden in diesen drei Provinzen im Ganzen nur fünf Schulen; als Tschazki 1813 starb, waren ihrer 127, nebstdem ein Oberlyceum zu Krsemieniez in Volhynien, welches, in zehn Klassen eingetheilt und verschiedene andere Anstalten mit sich vereinigend, als die südliche Universität zu betrachten ist. Wilna und Krsemieniez wurden somit die Mittelpunkte der Bildung für das russische Polen; Tschartoryski, Tschazki, Kollontay die Seele derselben; ausgezeichnete, aus der Heimath und dem Auslande berufene Lehrer, Professoren, die Organe ihrer Beförderung. Ehe wir den Geist dieser Bildung und der in ihrer Folge aufblühenden Literatur charakterisiren, wollen wir den geschichtlichen Faden des Unterrichtswesens in Polen bis zu dem letzten Aufstande fortführen, um sodann den inneren geistigen Kampf, der sich hieraus entwickelte, desto leichter übersehen zu können.

Während die geistige Entwicklung in Russisch-Polen auf der bezeichneten Bahn sicheren Schrittes vor sich ging und das Schulwesen in seiner äußeren Einrichtung, zwar vielfach, namentlich seit dem Jahre 1821, Seitens der russischen Regierung angefochten, beschränkt und gestört, im Grunde jedoch bis 1831 dasselbe blieb, gewann die geistige Cultur der Nation durch die Errichtung des aus dem preußischen und östreichischen Antheile gebildeten Großherzogthums Warschau (1807) einen neuen, unbeschränkten Aufschwung. Das unter die Leitung des Grafen Stanislaus Potozki gestellte

Oberschulcollegium, im Jahre 1812 in das Oberschuldirectorium verändert, in seiner Mitte unter andern die bekannten Gelehrten und Schriftsteller Linde, Staschitz, Koptschinski zählend, erhielt nicht nur die schon vorhandenen Bildungsanstalten, sondern führte auch ganz neue ein. Die Zahl der höheren und niederen Schulen in den sechs Departements des Großherzogthums steigerte sich bis auf 634. Eine Arzneischule wurde in Warschau eröffnet; die Cadettenschulen in Kalisch und Culm neu eingerichtet und ausgestattet; eine Gesellschaft für Abfassung zweckmäßiger Unterrichtsbücher in polnischer Sprache ernannt und Schulephorate als Aufsichtsbehörden über Mädchen- und Knaben-Pensionate eingeführt. Als nun der Wiener Congreß über das Schicksal Polens entschied und die dem Volke von Alexander verliehene Verfassung demselben seine Nationalität sicherte, so gewannen in dem nunmehrigen constitutionellen Königreich die Erziehung, das Schulwesen, die Literatur eine noch bedeutendere Entwicklung als vormals. Es bestanden in demselben seit 1816 folgende Anstalten: die neu errichtete Universität Warschau, acht Hauptgymnasien in den acht Woywodschaften des Landes, ein Oberlyceum in Warschau, eine Benedictinerschule in Pultusk, ein Piaristenconvict in Salibor, vierzehn Hauptdistrictsschulen und neun Nebendistrictsschulen, zwei Elementarlehrer-Institute in Lowitsch und Pulawy, zahlreiche Volksschulen, Privatpensionate für Mädchen und Knaben, eine Bergwerksakademie zu Kjelza, eine Cadettenschule zu Kalisch, eine Militairakademie, ein Landwirthschaftsinstitut in Warschau u. s. w. Die humane und der Förderung der Wissenschaften ergebene Regierung Preußens sorgte in ihrem Antheile, dem so benannten Großherzogthum Posen, für die Aufklärung des Volks in anerkannter Weise. Bis auf das Jahr 1830 bestanden hier drei Haupt-

gymnasien, in Posen, Lissa und Bromberg, mehre höhere Bürger- und Stadtschulen, ein Elementarlehrer-Seminar in Posen und eine Unzahl Elementar-, Stadt- und Dorfschulen, welcher letztere Zweig des Schulwesens sich hier eines größeren Fortschrittes als in dem ganzen übrigen Polen erfreute. In Galizien, dem östreichischen Antheil, ging der Unterricht seinen alten Schlendergang. Doch bestand hier eine Universität zu Lemberg, zwei Lyceen, zwölf Gymnasien, zahlreiche Normal-, Trivial- und Elementarschulen. Der Freistaat Krakau endlich besaß eine von Alters her berühmte, von Kollontay neu organisirte, freilich in ihren Rechten und ihrer Entwicklung durch die drei Schutzmächte mannigfach beschränkte Universität. Sie verband mit sich eine Gesellschaft der Wissenschaften, die nicht ohne Einfluß auf die Förderung der Nationalliteratur blieb. Außerdem existirte in Warschau eine Akademie der Künste. Die obengenannte Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Warschau war gleichsam der Brennpunkt, in dem die Strahlen der allgemeinen Volksbildung sich sammelten und von wo aus sie erwärmend und belebend, sich wiederum über die gesammte Nation ausbreiteten.

Dies ist die in wenigen Umrissen skizzirte Grundlage der Bildungsanstalten in dem vielfach gegliederten, vielfach regierten und verschieden geleiteten Polen: Grundlage, auf der die Entwicklung des neuen literarischen Lebens der Nation vor sich gehen sollte. Daß diese Entwicklung tiefe Wurzeln in dem Boden des Volkes fassen mußte, ist aus dem bisher Gesagten leicht einzusehen. Es handelt sich nun hier hauptsächlich darum, darzuthun, welcher Geist diese neue literarische Bildung durchdrang, welchen Entwicklungsgang dieselbe nahm und welche Kämpfe sie sowohl in ihrem innern Wesen als auch in ihren äußeren Beziehungen zu bestehen hatte, um die

geistige und politische Emancipation des Volkes vorzubereiten, wovon der Aufstand von 1830 ein Versuch, zugleich aber auch eine nothwendige Folge dieser innern doppelten Bewegung war. Das Königreich und die russisch-polnischen Provinzen bilden in dieser Hinsicht den Hauptschauplatz der nationalen Bestrebungen. Die Einwohner beider Gebiete standen, besonders seit der Zeit, wo der Großfürst Constantin die Verwaltung beider übernommen hatte, in einer viel näheren politischen und literarischen Beziehung zu einander, als zu denen des preußischen und östreichischen Antheils, die mehr mit der Entwicklung ihrer Localverhältnisse beschäftigt waren, und sich zu dem in jenen vor sich gehenden Emancipationsprocesse mehr passiv als activ verhielten, jedenfalls aber auf die damalige literarische Bewegung keinen bestimmenden Einfluß übten. Ja in dieser letzteren Beziehung gebührt den russisch-polnischen Provinzen der Vorzug vor allen übrigen, indem von dorther der Kampf der romantischen, oder besser gesagt, der selbständig nationalen Dichterschule gegen den französischen Classicismus, dessen vorzüglichster Sitz Warschau und Krakau waren, unternommen wurde: ein Kampf, der, lange Zeit mit einer unerhörten Heftigkeit geführt, endlich wenige Jahre vor der jüngsten Revolution, als deren directen Vorläufer wir ihn selbst zu betrachten haben, durch das dichterische Genie Mizkjewitsch's zu Gunsten der Romantiker entschieden ward. Bekanntlich kehrt dieser Kampf bei allen bedeutenden, noch wahrhaft lebensvollen Nationen Europa's, als ein nothwendiges Moment ihrer modernen Entwicklung, wieder; aber es ist zu beachten, daß von allen slavischen Stämmen die Polen allein ihn mit durchgemacht haben. Schon dieser Umstand allein würde hinreichen, die geistige Emancipation des polnischen Volkes zu bezeugen, selbst wenn nicht in jener Menge ausgezeichneter dichterischer und prosaischer Werke, die in Folge

dieses Kampfes ans Licht getreten sind, und die sämmtlich keinen abstract nationalen, sondern einen allgemein menschlichen, einen europäisch-nationalen Charakter an sich tragen, der thatsächliche Beweis dieser geistigen Selbstständigkeit vor Augen gelegt wäre. Daraus läßt sich aber auch erklären (um dies hier nur beiläufig zu erwähnen), warum die Polen so fest an ihrer Nationalität halten, und, an die gebildeten Völker Europa's sich anlehnend, den abstracten, verderblichen Tendenzen des modernen Panslavismus mit der ganzen Kraft ihres nationalen Bewußtseins, beinahe die einzigen unter den slavischen Stämmen, in Wort und That entgegentreten — und dies alles mit einer Einstimmigkeit und Sicherheit, die einzelne verrückte Reformatoren unmöglich stören können. — Doch wir verlassen diesen Gegenstand, um zu unserm eigentlichen Thema selbst zurückzukehren.

Zwei Völker sind es, welche die Richtung wissenschaftlicher Bildung in der neuen Geschichte der Menschheit bis auf unsre Gegenwart vorzugsweise bestimmt haben: Franzosen und Deutsche. Mit Beiden hat Polen von jeher in vielfacher Berührung gestanden, einer nähern im vorigen, einer sehr innigen in diesem Jahrhundert. Ihr wechselseitiger Einfluß auf die wissenschaftliche Bildung Polens ist nicht zu verkennen. Die gesammte Literatur des Stanislausschen Zeitalters, besonders aber die Dichtkunst, folgte dem Geiste und der Richtung desselben französischen Classicismus, der damals auch das gesammte übrige Europa gefesselt hielt. Seit der Theilung des Reichs aber, welche das geistige Leben der Nation einerseits aus seiner äußeren objectiven in die innere mehr subjective Richtung brachte, andrerseits sie selbst oder doch bedeutende Theile von ihr unter den directen Einfluß deutscher Regierungen stellte, und außerdem zu wiederholten Malen Tausende der aufgeweckteften und unternehmendsten Geister ins Ausland

warf, wo sie Gelegenheit hatten, dem politisch und geistig sich emancipirenden Leben der Völker näher zuzusehen: seit dieser Zeit, sage ich, wie in Polen in Folge selbsteigenen tieferen Nachdenkens, in Folge der im Lande bekannt gewordenen deutschen, besonders der Kantischen Philosophie, in Folge des unwiderstehlichen Einflusses der dichterischen Heroen dieses Jahrhunderts, Byron's, Schiller's, Goethe's, in Folge endlich der geläutertern Begriffe über Kunst, Poesie, Wissenschaft überhaupt, die sich zu verbreiten anfingen, beginnt in Polen und wächst von Tag zu Tag eine folgenschwangere Reaction gegen den Jahrhunderte überlebenden, durch die französische Herrschaft zu einem neuen Scheinleben erweckten, innerlich aber schon längst abgestorbenen und inhaltleeren französischen Classicismus. Noch freilich wurde dieser Kampf kaum geahnt, als im Jahre 1803 die Reorganisation der Wilnaer Universität vor sich ging. Doch war er in der That schon damals vorgebildet, in den widerstrebenden Richtungen nämlich, die sich damals bereits auf dem Gebiet der Wissenschaft und der gelehrten Bildung kund gaben und die wir gleichfalls als eine französische, die sich mehr der praktischen, und eine deutsche, die sich mehr der theoretischen Entwicklung zuwandte, bezeichnen dürfen. Die Erfahrungswissenschaften, der Skepticismus, der Verstand, der materielle Theil des Wissens, bildeten die Grundlage und das Wesen der ersteren; die speculativen Wissenschaften, die Philosophie und Metaphysik, die Vernunft, der geistige Theil des Wissens, bildeten die Grundlage und das Wesen der zweiten Richtung. Die französische Wissenschaft, um sie so zu nennen, war faßlicher, zugänglicher, konnte bald allgemein werden und versprach materiellen Nutzen; von der deutschen waren dergleichen Früchte zunächst nicht zu erwarten, im Gegentheil, sie nahm selbst die Arbeit der Nation für sich in Anspruch, indem sie zuerst eine

völlige Durchblickung des Geistes und der Sprache erforderte: aber dafür jenseit dieser Arbeit stand alle höchste Wissenschaft, die Erkenntniß des Menschen, der Nation, der Menschheit, zu der sie den Zugang zu eröffnen versprach.

Das Richtige war jedenfalls, das Eine zu thun, ohne das Andere zu lassen; wir meinen, sich der ernsten Arbeit der deutschen, speculativen Wissenschaft hinzugeben, ohne deshalb auf die schnell reifenden Früchte jener französisch-empirischen Richtung zu verzichten. Dies war es, was von den trefflichen Kollontay versucht wurde; scharfen und tief blickenden Geistes, wie er war, ging seine Absicht dahin, jene beiden Richtungen gemeinsam in den Organismus der reformirten Hochschule hineinzuziehen, und auf diese Weise, in praktischer Ergänzung, miteinander auszusöhnen. — Aber so vortrefflich dies Project auch war, so sollte es doch nicht zur Ausführung kommen. Johann Snjadezki, als Professor von Krakau nach Wilna berufen, als Astronom und Mathematiker auch im Auslande nicht unberühmt, ein Feind der Deutschen und überhaupt jeder speculativen Wissenschaft, trat mit dem ganzen Gewicht seines amtlichen und persönlichen Einflusses (er stand neun Jahre hintereinander als Rector an der Spitze der Universität und war überdies als persönlicher Freund und Liebling des Curators der Universität, Fürsten Tschartoryski, bekannt) auf die Seite der französischen, der empirischen Richtung; der Materie ward die Herrschaft über den Geist, Mathematik und Naturwissenschaften der Vorzug über Ethik und Philosophie gegeben. Die Universität bestand aus vier Facultäten: der physisch-mathematischen, der moralischen, der medicinischen und der literarischen. Die erste, von Snjadezki vorzugsweise begünstigt, ward die hauptsächlichste und erfreute sich des zahlreichsten Besuchs. Die zweite, der moralischen Wissenschaften, zu denen Jurisprudenz, Geschichte,

Psychologie, Theologie u. d. g. gezählt wurden, blieb vernachlässigt und unvollständig besetzt; sehr natürlich daher, daß sie auch beim Publicum in einer gewissen Geringschätzung stand. Die beiden letztgenannten waren schon als Bildungsfacultäten für Ärzte und Schullehrer sorgfältig eingerichtet und in steter Thätigkeit und steigender Blüthe begriffen. Am schlimmsten stand es also um die moralische Facultät: die Jurisprudenz und die Cameralwissenschaften schienen überflüssig, denn das Gerichtswesen und die Administration hingen meistens von der Regierung ab, und die Anstellungen in Rußland konnten nicht sowohl durch Bildung als durch Geld und Protection erhalten werden; die Geschichte und Politik schienen gefährlich, denn der Feind wachte, wenn er sich auch zur Ruhe gelegt hatte; die Philosophie schien kopfverdrehend, die Erfahrungspsychologie reiche für sie aus, die Naturwissenschaft sei die richtige und wahre Philosophie; bloß also die Theologie hatte ihre wesentlichen und vollständigen Vorträge. Im Übrigen stand die Universität nach außen hin, als die höchste Aufklärungsbehörde, in hohem Ansehen bei der Beamtenwelt und in der Gesellschaft. Die großen Gehalte, die Emeriturен und Wittwenpensionen machten die Stellung der Professoren unabhängig und tonangebend. Außerdem war die Universität sammt Professoren und Studirenden außerhalb der polizeilichen Gewalt gesetzt, wodurch sie eine freie wissenschaftliche Corporation und gleichsam einen geistigen, politischen Staat in dem politischen, russischen bildete.

So standen die Sachen bis zum Jahre 1816, wo Snjadezki nach neunjähriger Verwaltung sein Rectorat niederlegte. Die Verdienste, die er sich um die öffentliche Erziehung und den Aufschwung der Wissenschaften erworben, sind, bei aller Einseitigkeit und Beschränktheit seiner Richtung, bedeu-

tend genug, um nicht verkannt zu werden. Er hat in Gemeinschaft mit seinen würdigen Collegen den Unterricht und Vortrag aller strengen Wissenschaften in polnischer Sprache möglich gemacht und begründet. Die Sprache und die Literatur gewannen dadurch eine außerordentliche Bereicherung und Ausbildung. Snjadezki in der Mathematik und Astronomie, sein Bruder Andreas Snjadezki in der Chemie und Physiologie, Jundsill in der Zoologie, Schimonowitsch in der Mineralogie, Podtschaschinski in der Architektur, Andere in andern Wissenschaften, führten eine neue, klare, natürliche, sprachgemäße polnische Terminologie ein, die an Präcision der französischen gleicht, an sprachlicher Reinheit alle übrigen übertrifft. Dieselbe Klarheit und Correctheit der Sprache zeichnet auch die meisten in Wilna erschienenen wissenschaftlichen Werke, Abhandlungen und Zeitschriften dieser und der folgenden Zeit aus. Der verhängnißvolle französische Krieg hatte diese wissenschaftliche Richtung nicht unterbrochen, noch verändert. Dagegen als im Jahre 1816 das constitutionelle Polen und mit ihm die Universität Warschau errichtet ward, als ferner die Vereinigung der russisch-polnischen Provinzen mit dem Königreich von Alexander versprochen und theilweise, in administrativer Hinsicht, wirklich vollzogen wurde: da konnte der gewaltsam aufgeregte, in Hoffnung und Spannung versetzte Nationalgeist nicht umhin, auch die Universität Wilna zu ergreifen und der wissenschaftlichen Richtung, welche Snjadezki ihr gegeben hatte, eine neue zeitgemäßere und bedeutungsvollere Wendung zu geben. In dieser Zeit ist es, wo politische und literarische Gesellschaften, theils öffentlich und unter dem Schutz der Gesetze, theils im Geheimen, in das innere Leben der Nation einzugreifen beginnen [1]). Es

1) Diese Gesellschaften und die Schicksale der Universität Wilna, die für die innere Geschichte Polens von großer Wichtigkeit sind, findet der

entstand, also damals in Wilna eine Gesellschaft, die sich Schubrawzy — Lumpengesellschaft — nannte. Der Charakter derselben war ein Ausdruck alles dessen, was sich im Bewußtsein der Einwohner als Folge der bisherigen geistigen Cultur festgesetzt hatte. Ihr Wesen war gleichsam die praktische Seite der theoretischen Bestrebungen der Universität. Die Satire war das Mittel, durch welches die Gesellschaft zu wirken suchte. Die Mängel der russischen Administration und der Beamtenwelt, die Übergriffe der Verwaltung und des Gerichtswesens, die Auswüchse der Literatur, die Schattenseite der Sittlichkeit und Geselligkeit, überhaupt Alles, was tadelhaft erschien, wurde zum Gegenstand des Angriffs und der Kritik gemacht. Ihre Grundlage war liberal. Deswegen züchtigte sie die Aristokratie und alle schlechten Überbleibsel der alten Zeit: die Prunksucht, die Verschwendung, die Proceßsucht, die leeren Titulaturen, am meisten aber den Druck des Bauernstandes. Die Schubrawzer gelangten zu solcher Bedeutung in der Gesellschaft, daß Alles vor ihrem Urtheil, ihrer beißenden Satire zitterte. Die gebildetsten Männer, darunter mehre Professoren, zählten sie als ihre Mitglieder. Das Symbol der Gesellschaft war ein auf einer Schaufel fliehender Adeliger, der in einer Minute ganz Polen durchziehen konnte und von überall Nachrichten brachte. Die Schaufel war gleichsam auch das Scepter und Instrument ihrer Herrschaft. Die Mitglieder führten Götternamen der lithauischen Mythologie. Es hat dies etwas Ähnliches mit der berühmten Republik Babin, einer satirischen Gesellschaft, die der humoristische Pschonka im 16. Jahrhundert in Lublin zu gleichem Zwecke gegründet hatte, und deren Andenken noch

Leser in der Geschichte des letzten Aufstandes von Lelewel und Mechnazki ausführlicher geschildert. Für mich handelt es sich nur darum, den Geist dieser Bewegungen festzuhalten.

zu unserer Zeit unter den polnischen Emigranten in Frankreich in der Gründung einer satirischen Zeitschrift in Straßburg, Pschonka mit Namen, wieder auflebte. Auch diese neue Zeitschrift, um dies beiläufig zu erzählen, hat gleichfalls die Züchtigung der mangelhaften einheimischen geselligen Zustände, besonders aber der Auswüchse und Tendenzen der aristokratischen Partei in der Emigration selbst zum Ziele. Man hat den Schubrayzern vorgeworfen, daß sie mehr eine kosmopolitische als nationale, eine mehr kritische als organische Richtung verfolgten. Aber dieser Vorwurf ist ungerecht. Die »Lumpen« waren jederzeit gute Polen; was aber die Kritik angeht, so ist sie nothwendig die Seele der Satire. Durch Kritik allein läßt sich zur Erkenntniß der Wahrheit, zum Selbstbewußtsein gelangen. Dahin strebte aber der Zeitgeist, die Nation, und namentlich die in der neuen Bildung aufgewachsene und aufwachsende Jugend; so daß also die Lumpen, indem sie der Kritik dienten, zugleich den äußersten Zielen der Nation selbst vorarbeiteten.

Snjadezki war bei allen sonstigen Verdiensten nicht der Mann, dieser neuen Bewegung zu genügen. Er wollte der Nation keine Zeit vergönnen, sich auch mit dem zu beschäftigen, was außerhalb des materiell Wirklichen die Vernunft und die Einbildungskraft anziehen könne. Seine Richtung war einseitig, seine Wissenschaft kalt und todt, wie sein Stil und seine astronomischen Instrumente. Die Verfassungen, die Politik, die Geschichte, die Philosophie, das alte und neue Polen, die geistige Welt überhaupt, lagen außerhalb seiner Berechnungen und Tabellen. Wer wollte die Naturwissenschaften und die Mathematik gering achten? Aber die höchsten Wissenschaften sind sie nicht: sie erziehen noch keine Bürger, sie bilden noch keinen Patrioten. Diese Ansicht ward mit jedem Tage allgemeiner und gewann sich alle höher

strebenden Geister. Unter ihnen befand sich Thomas San, Sohn eines armen Edelmanns aus dem Nowogroder Kreise. Nachdem er den physikalisch-mathematischen Cursus beendigt, blieb er dennoch auf der Universität: nicht sowohl um noch weiter zu studiren, als um unter dieser unscheinbaren Maske seine jugendliche Umgebung noch für andere Dinge als Mathematik und Physik empfänglich zu machen. Über tausend Bürgersöhne aus Norden und Süden besuchten alljährlich die Universität: sollten sie verloren gehen für die Zukunft Polens? San, der sich durch seine Wissenschaft, seinen hervorragenden Geist, seinen sanften Charakter, seine Sittsamkeit, die Herzen aller gewonnen hatte, gründete im Jahre 1819 unter den Studirenden eine patriotische, moralisch-wissenschaftliche Gesellschaft, deren Mitglieder, in sieben Klassen, nach den angeblichen sieben Strahlen des Sonnenlichtes, eingetheilt, Promjeniszi — Strahlende — benannt wurden. Bruderliebe, Gleichheit, gegenseitige Unterstützung, Wissenschaft, Fleiß, Sittenreinheit, Mäßigkeit, Besonnenheit, musterhafte Führung, Vaterlandsliebe: das waren die Leistungen, zu denen die Bundesglieder sich verpflichteten. Wer sich zu diesen Gelübden nicht verstehen wollte, wurde nicht aufgenommen; wer sie verletzte, ausgestoßen. Ein neues Leben hielt seinen Einzug in die Mauern der Universität. Nie bisher gesehene polnische Bücher tauchten auf und gingen von Hand zu Hand; seltene wurden in hundertfachen Abschriften verbreitet. Patriotische Lieder ließen sich hören, theils neue, theils ältere, der Vergessenheit entrissene. Die Universitätsvorträge wurden mit größerer Regelmäßigkeit besucht, mit anhaltenderem Fleiße gehört. Die moralische Abtheilung, die nur noch einen einzigen Professor (er trug das römische Recht vor) zählte, begann, zu des Professors eigenem Erstaunen, sich mit Zuhörern zu füllen. Selten zeichnete eine Gesellschaft der Geist der Ge-

meinschaft in einem höhern Grade aus, als diese. Die Leitung des Ganzen ruhte, wie billig, in den Händen des Stifters. Doch nicht in seinen allein; vielmehr hatte er einen Rath um sich, der einen geheimen Ausschuß bildete. Derselbe trug den Namen Philareten und bestand seit 1818; aber erst 1819 fing er an, wirklich thätig zu werden. Diese Gesellschaft (deren Ähnlichkeit mit den Burschenschaften, die zu derselben Zeit die deutschen Universitäten beherrschten, so groß ist, daß wir es für überflüssig halten, sie erst ausdrücklich hervorzuheben) machte den Anfang zu jenem Umschwung der Wilnaer Universität, dem bald ein Umschwung der Literatur und der Gesellschaft folgte, ja der endlich das Signal wurde, auch einen neuen glücklichern Umschwung der politischen Verhältnisse zu versuchen. An der Spitze dieses Umschwungs stehen zwei Männer, die ebenso, im Gebiet der Dichtkunst und der Geschichte, unzweifelhaft und unbestritten an der Spitze der polnischen Literatur stehen: Mizkjewitsch und Lelewel.

Es war um diese Zeit, wo der Fürst Tschartoryski, der willkürlichen Verwaltung des Großfürsten Constantin freien Lauf lassend, von der Regierung des Königreichs zurücktrat und nur den Sitz eines Senators in der höheren Repräsentanten-Kammer behielt. Um so mehr schenkte er wiederum als Curator seine Aufmerksamkeit der Universität Wilna. Trotz Snjadezki's Einfluß wurde es bei Tschartoryski durchgesetzt, daß eine Concurrenz um die seit Jahren unbesetzt gebliebenen Lehrstühle der moralischen Wissenschaften, besonders der Geschichte und der Philosophie, eröffnet ward. Die öffentliche Meinung bestimmte voraus für den ersteren den eben damals in Wilna verweilenden Lelewel. In Lelewel finden wir eine jener großen Persönlichkeiten, die die Richtung bestimmter Epochen vorzugsweise erfüllen, bestimmen und zum

Schluß bringen. Deswegen erscheint es nöthig, seine Wirksamkeit näher ins Auge zu fassen. Er war zu der Zeit, von der wir sprechen, dem Publikum bereits durch mehrere gelehrte Werke und Forschungen: — die Edda 1807, Rückblick auf das Alterthum der lithauischen Stämme und der Heruler 1808, Forschungen über den Chronisten Mathias (sonst Kadlubek) 1811, die Historik 1815, Forschungen auf dem Gebiete der Geographie des Alterthums 1818, Geschichte des Alterthums 1818, Geschichte des alten Indiens 1820 — — bekannt geworden. Mit der gründlichsten Kenntniß des Alterthums verband er also, wie schon diese Titel beweisen, eine gleiche der vaterländischen Geschichte. Wie durch einen Zauberschlag traten unter seiner Feder die großen Gestalten der Vergangenheit hervor, bestimmt und sicher gezeichnet, wie man sie bisher nicht gesehen. Mit einem genialen, man möchte sagen instinktartigen Blick in die Geschichte, vereinigte er einen unvergleichlichen, für einen Polen wahrhaft fabelhaften Fleiß. Der berühmte Tschazki wußte seine Fähigkeiten zu schätzen, als er ihn bereits 1809, da er seine Laufbahn kaum betreten hatte, nach Krsemjenjez berief und ihm den Lehrstuhl der Geschichte in den obern Klassen anvertraute. Aber Lelewel verblieb nicht lange daselbst, sein Geist trieb ihn zu ungehinderten Forschungen; er kam deshalb nach Wilna, wo er denselben erfolgreicher obliegen konnte. Die Jugend kannte ihn noch nicht, aber die Gelehrten erwähnten seiner überall mit Verehrung. Lelewel macht als geschichtlicher Schriftsteller und kritischer Forscher Epoche in der polnischen Literatur. Er war der erste, der die Nebel zerstreute, die über die älteste Geschichte Polens ausgebreitet waren; und wenn sie je von allen den Lügen und Irrthümern, die einheimische sowohl als ausländische Schriftsteller in dieselbe hineingetragen haben, vollständig gereinigt werden

soll, so kann es nur in der Weise geschehen, wie Lelewel es begonnen hat. Diesen Mann wünschte man nun allgemein zum Professor des zu eröffnenden Lehrstuhles der Geschichte in Wilna. Snjadezki war dagegen; der Grund war ein lächerlicher. Nämlich bei den ungeheuren Quellenstudien griechischer, lateinischer, mittelalterlicher Autoren hat Lelewel seinen Stil allerdings dermaßen vernachläßigt, daß man sich durch seine Werke nur mit Mühe durcharbeiten kann. Snjadezki dagegen war ein Sprachpurist, welchem der Stil Alles galt. Er konnte Lelewel seine unpolirte, schroffe, zerstückelte, mosaikartige Prosa nicht vergeben. Nebenbei trennte ihn von Lelewel dessen Orthographie in Bezug auf die Schreibweise des j, i und y. Lelewel liebte das erstere, Snjadezki haßte es. Welcher Streit unter Gelehrten! Er erinnert an die deutschen Philologen, wie sie vor einigen Jahrzehnten waren. Wenn Lelewel ein Werk herausgab oder eine kritische Abhandlung in einem literarischen Blatte schrieb, über welche die Gelehrten in Bewunderung geriethen; so rief Snjadezki: es sei nicht polnisch! und der stellvertretende Professor der Geschichte, Onazewitsch, äußerte öffentlich: die Werke des großen Lelewel's müßten erst ins Polnische übersetzt werden, um lesbar zu werden! Genug, Snjadezki und seine Partei bemühten sich, der Anstellung Lelewel's alle Hindernisse in den Weg zu legen. Da bekam Lelewel im Jahre 1818 den Ruf als Custos der Nationalbibliothek nach Warschau. Er folgte, und lehrte neben seinem Amte die Geschichte des Mittelalters an der dortigen Universität. So schwerfällig seine Schriftsprache, so großartig war sein freier, in der schönsten Sprache dahinfließender, mündlicher Vortrag. Lelewel's Name wurde populär. Aber je mehr er in der öffentlichen Meinung stieg, um so mehr sank der Mann, der seine Anstellung mit so kleinlichen Mitteln bekämpft und hintertrieben hatte. Doch

auch dieser factische Sieg sollte ihm nicht lange bleiben. Schon 1821, als seine Concurrenzabhandlung: Über die Art und Weise, Geschichte vorzutragen, den Preis davon getragen hatte, kehrte Lelewel nach Wilna zurück, und begann nun hier, unter dem Jubel der Jugend, seine geschichtlichen Vorlesungen.

In derselben Zeit kam der Lehrstuhl der Philosophie gleichfalls durch Concurrenz an Goluchowski. Dieser war ein Schüler Schelling's. Zwei in deutscher Syrache geistreich geschriebene Abhandlungen, die eine: Über die mathematischen Wissenschaften, die andere: Die Philosophie im Verhältnisse zu dem Leben ganzer Völker und einzelner Menschen, Erlangen 1828, haben ihn auch auswärts bekannt gemacht. Als Professor gewann er bald durch seinen klaren, glänzenden und interessanten Vortrag über noch nie gehörte philosophische Gebiete einen großen Einfluß auf die Gemüther der Studirenden und aller derer, denen sonst der Zutritt zu den Vorlesungen gestattet war. Durch diese Erfolge Lelewel's und Goluchowski's, zu denen sich bald andere Männer, als Danilowitsch, Professor des Landrechtes, und Onazewitsch, Professor der Statistik und Diplomatie, gesellten, gewann die moralische Facultät die Oberhand über die physikalisch-mathematische. Geschichte, Politik, Statistik, Jurisprudenz, Philosophie waren nun die Hauptgegenstände, die gelehrt und am zahlreichsten besucht wurden. So gewann endlich der Geist den Sieg über die Materie: und wie früher für die Gesellschaft der Lumpen die physikalisch-mathematische Verstandes-Tendenz, so war jetzt für die Gesellschaft der Strahlenden die politisch-philosophische Vernunft-Tendenz gleichsam die theoretische Rechtfertigung ihrer national geselligen und frei wissenschaftlichen Bestrebungen. Sie waren es auch, die am meisten dazu mit beigetragen haben, die Gemüther auf

diese Bahn hinzuleiten. Snjadezki begriff nicht diese freie, selbstständige Entwickelung des Geistes; noch weniger vermuthete er, daß der patriotische Aufschwung der Jugend im Stande wäre, eine neue Ordnung der Dinge in der Literatur herbeizuführen. Deswegen klammerte er sich fest an das Bestehende; und so wie er einerseits die freie deutsche Philosophie Kant's, Schelling's ꝛc. in seinen Schriften verdammte, und sie auf die trockne Erfahrungs- und Verstandes-Philosophie, wie sie bei den Engländern statt hatte, zurückzuführen suchte, so bestrebte er sich auch andrerseits, die aus dem Schooße der Gesellschaft der Strahlenden selbst wie »die erste Frühlingsblume« [1] durch den erwärmenden Hauch Mizkjewitsch's emporsprießende nationale Poesie, die man die romantische zu nennen anfing, zu bekämpfen, und ihr gegenüber die sich so nennende klassische, die ihren Sitz besonders in Warschau hatte, in Schutz zu nehmen.

Was aber war nun eigentlich diese klassische Literatur? Oder vielmehr die klassische Dichtkunst. Denn der scientifische, prosaische Theil derselben hatte allerdings große Schriftsteller, im Königreich und sonst, nachzuweisen, wie Ossolinski, Surowjezki, Njemzewitsch, Bandtkje, Swjenzki in historischen und literar-antiquarischen Forschungen, Linde, Mrosinski, Falinski, Mrongavius auf dem sprachlichen Gebiet, Bentkowski, Sobolewski in der Bibliographie, Staschiz, Waga, Jarezki in den Naturwissenschaften, einige in der Jurisprudenz als Hube, in der Administration als Skar-

1) Das allererste lyrische Lied Mizkjewitsch's: Pjerwjosnek (Primula Veris), welches den Eingang zu seinen Dichtungen bildet. (Vgl. Adam Mizkjewitsch's sämmtl. Werke Aus dem Poln übertr. von Carl von Blankensee. Berl. 1836 Erster — und einziger — Band, p. 3. Zus. d. Herausgebers.)

beck ꝛc. Was aber, fragen wir, war die klassische Dichtkunst ihrem innern Gehalt und Geiste nach? Nichts mehr als ein schwacher Nachhall der französisch-klassischen, deren Nachahmung in dem Stanislaus'schen Zeitalter wohl ihre geschichtliche Berechtigung gehabt hatte, in dem laufenden Jahrhundert aber als zeitwidrig keine Grundlage mehr für die ästhetische und nationale Entwicklung der Poesie bilden konnte und durfte. Dessenungeachtet hatte sie in Polen ihre Verehrer, Bildner, Theoretiker, Kritiker. Außer dem viel gepriesenen Dewesowski, der den Homer, Virgil und Milton, nach schlechten französischen Übersetzungen, noch schlechter ins Polnische übersetzt hatte, und der als Theoretiker und Kritiker der dichterischen Entwicklung die Bahn zu zeichnen bemüht war, zählte die klassische Poesie in der Zeit, von der wir sprechen, noch folgende hauptsächlichste Vertreter.

Zuerst, in der epischen Dichtung, Tomaschewski, der ein Nationalepos, von dem nur der Titel national ist, die Jagellonide oder die Vereinigung Polens und Lithauens, in der Judenstadt Berditschew 1818 herausgab, und bald darauf auch ein didaktisches Gedicht, der Ackerbau, versificirte; Saborowski, der in zwanzig Gesängen ebenfalls ein Nationalepos, Boleslaus der Tapfere oder die Eroberung Kijew's, zu singen anfing, aber dem die Stimme ausging, als er sich bemühte den Parnaß zu besteigen, zu dem die Musen ihm keinen Zugang gestatteten. Ferner als didaktische Dichter: Jachowitsch, der Erhebliches leistete, nur leider in dem unerheblichen Genre der Fabel; Wenschik, der die schönen freundlichen Gegenden Krakau's patriotisch und nicht ohne Reiz schilderte; Kosmjan, der das Landthum zu besingen anfing, ein Gedicht, welches das non plus ultra der polnisch-klassischen Muse werden sollte; Schade nur, daß er damit nicht vor dem Auftreten

Mizkjewitsch's fertig geworden, so hätte er wenigstens eine gewisse Zeit hindurch als der Erste auf dem klassischen Warschauer Parnaß geglänzt. Sodann unter den Lyrikern: Ossinski (Verfasser einer schwungvollen Ode am Copernikus), Tymarski (schrieb einen patriotischen Gesang: Nachdenken auf den Wällen Saragossa's), Morawski u. s. w. Ja sie zählte, was sie heute kaum finden kann, gepriesene Dramatiker, Tragiker sowohl, wie Komiker. Wir nennen von ihnen, außer dem oben erwähnten Wenschik, der die Tragödien: Glinski, Barbara Radziwill, Boleslaus der Kühne, Wanda schrieb, namentlich Felinski, von dem gleichfalls eine Tragödie, Barbara Radziwill, herrührt, die eine Zeit lang als ein Meisterstück dieser Gattung angesehn wurde; Kropinski, der ein Trauerspiel, Ludgarda, in die Welt schickte, an dessen Kritik die Warschauer Theoretiker sich die Federn stumpf geschrieben haben; Boguslawski, der mehre Dramen, Komödien, Operntexte ꝛc. lieferte, u. s. w. — Was an diesen Werken national ist, das ist der trockne Stoff, nicht der Geist; was an ihnen zu rühmen, das ist die sprachliche Form, wiewohl auch sie zu monoton, zu gefeilt, ohne Schwung und ohne Leben dahinströmt; sie fließt wie chinesische Kanäle — in gemauerten Ufern. Bei Weitem das Dürftigste aber ist die eigentliche dichterische Composition; die Boileau'sche Theorie, das Gesetz der drei Einheiten und was für Schnürleibsapparate die Franzosen sonst noch für das Drama erfunden hatten, wurde in diesen Nachahmungen mit ängstlicher, ja schülerhafter Genauigkeit respectirt. Die Mehrzahl dieser einst so berühmten Schöpfungen wird heut zu Tage kaum mehr gelesen.

Neben diesen sogenannten klassischen Poeten nun machten sich schon damals drei Dichter bemerkbar, die wir allerdings auch, wennschon sie in einem ganz andern Sinne und mehr

der That als dem Namen nach, zu den Classikern zu zählen haben: Dichter, welche zwar der Form nach noch der alten Schule angehören, dagegen dem Geiste nach bereits von allen Schwingungen der neuen Zeit erfüllt sind und denen wir deshalb, als Mittelgliedern und Vorläufern einer neuen Epoche, eine eigene Stellung einräumen. Erstlich Njemzewitsch, ein Mann von unerschütterlichem, unwandelbar patriotischem Charakter, Poet von reichem und fruchtbarem Talent; seine historischen Gesänge, seine politischen Fabeln, seine Erzählungen und Dramen, wennschon letztere ohne vollendete, kunstgerechte innere und äußere Haltung sind, haben auf die Aufrechthaltung der nationalen Gesinnung des Volkes sowie auf die Hebung der neueren Literatur ganz außerordentlichen Einfluß geübt. Zweitens den begeisterten, von dem feurigsten Patriotismus durchglühten Woronitsch, der eben so erhaben die Vergangenheit der Nation pries, als er ihre letzten Schicksale mit dem tiefsten Schmerzgefühl beklagte, indem er zugleich prophetisch eine bessere Zukunft verkündete; sein größeres episches Gedicht, Sibylla, wird stets ein schönes Denkmal seines dichterischen Geistes und eine Zierde der polnischen Literatur bleiben. Endlich drittens der stille, sanfte, gemüthliche Brodzinski, der durch seine ächt nationale Idylle, Wjeslaw, und noch mehr durch seine trefflichen ästhetischen und kritischen Abhandlungen zu allererst auf die Nothwendigkeit einer neuen Gestaltung der Poesie hinwies, indem er den Charakter und den Geist des Volkes sowie die neuere Richtung der europäischen Literatur näher darzustellen suchte.

Dies war der Zustand und Charakter der polnischen klassischen Poesie, als Mizkjewitsch im Jahre 1821 die zwei ersten Bändchen seiner Dichtungen in die Welt schickte und sich in dem denselben vorangeschickten Vorwort zu der romanti-

schen Schule öffentlich bekannte [1]). Wie sollte sich nun die romantische Poesie auf dem polnischen Boden entfalten? welchen Geist, welchen Charakter sollte sie annehmen? welche Richtung einschlagen? welche Saiten aufspannen? was sollte sie überhaupt für das erwachende Leben werden? Alle diese Fragen lassen sich schon aus dem bisher Gesagten beantworten, und die Antwort faßt sich in einem Worte zusammen: die neue Poesie sollte national werden, national in dem wahrhaftesten und weitesten Sinne des Worts. Auffangen sollte sie, wie in einem Brennpunkt die verschiedenen Lichtstrahlen des Volkslebens; aufnehmen den zerrissenen Faden der geistigen Entwicklung, von ihrer ursprünglichen Stufe der unmittelbaren Volksanschauung an bis zu der des geläuterten Bewußtseins. Dies war ihr großes Ziel. Konnte demselben die klassische Poesie nachkommen? eine Poesie, die, wie ein geistreicher Schriftsteller sich ausdrückt, »ein bereits in den Windeln gestorbenes Kind einer kranken Phantasie an ihren Busen drückte«. Keine polnische, keine aus dem heroischen Zeitalter der Boleslaven, der Jagellonen, der adeligen Demokratie auferweckte Gestalten erschienen in den Schöpfungen der Klassiker, so sehr sie sich auch bemühten, den Stoff aus der geschichtlichen Vergangenheit zu nehmen. Fremde, blasse, müde, unmännliche Figuren, mehr Gespenstern als lebendigen Helden ähnlich, traten in ihren Werken auf. Noch gab es für sie keinen Geschichtsforscher, wie Lelewel, der den sagenhaften und historischen Stoff des Volkslebens, so wie den Geist der Nationalhelden in so hellem, bezauberndem Licht vor ihre Seele

1) Auch dies Vorwort, eins der wichtigsten Documente und gleichsam das Manifest der neuen polnischen Dichterschule, findet sich in der oben erwähnten Blankensee'schen Übdrsetzung, p. I.—XXX. Anm. des Herausg.

gebracht hätte. So gab es auch unter ihnen noch keinen Dichter, wie Mizkjewitsch, der den gesammten Stoff des Volkslebens mit geschichtlicher Treue und wahrer dichterischer Begeisterung besungen hätte. Denn nur dasjenige, was sich auf geschichtliche, wirkliche Grundlage und auf die wahre Erkenntniß des Geistes stützt, kann einen Bestand haben; alles Übrige fällt früher oder später durch eigene Ohnmacht zusammen, eben weil es keinen Boden unter sich hat. So war es mit der dichterischen Literatur des Stanislaus'schen Zeitalters, so mit ihrer Fortsetzung zur Zeit des Großherzogthums Warschau und des constitutionellen Königreichs. Die romantische Poesie stützte sich dagegen von Hause aus auf die Erkenntniß der Wirklichkeit, sei es, daß sie ihren Stoff aus der Geschichte oder aus der unmittelbaren Volksanschauung, sei es daß sie denselben aus dem Innern des Menschen schöpfte. So wenigstens erschien sie bei Mizkjewitsch, nicht nur in seinen größeren epischen Schöpfungen, als Grazyna und Konrad Wallenrod, sondern auch in seinen kleinen epischen und lyrischen Schöpfungen, Balladen, Romanzen, Sonetten ꝛc.

Diese neuere zeit- und vernunftgemäße Richtung nun war es, gegen die sich, wie oben erwähnt, Snjadezki in Harnisch setzte, um die Warschauer Klassiker zu vertheidigen und die Wilnaer Romantiker zu Grunde zu richten. Die Waffen, deren er sich dabei bediente, Witz, Spott, Satire, waren meist der persönlichsten Art. Denn natürlich, je weniger er, seinem Standpunkte nach, das eigentliche Wesen seiner Gegner begreifen konnte, je mehr mußte er an der Außenseite haften bleiben und Personen für Prinzipien, Zufälligkeiten für Hauptsachen nehmen. Dem frei werdenden Geiste hingegen mußte die bestehende kalte Form, in der er sich bis dahin gefesselt sah, zuletzt allzulästig werden, um nicht den Versuch

zu machen, sie ohne weiteres abzuwerfen. Dahin ging das Ziel San's; nach dieser Richtung hin suchte er durch die Jugend zu wirken. Sie faßte Grund und bekam einen Haltpunkt, nachdem sie Lelewel in der Geschichte und Politik als eine nothwendige und unvermeidliche, Goluchowski in der Philosophie als eine durch die Vernunft gerechtfertigte nachgewiesen hatten. Eine Nation, wie die polnische, die den Boden ihrer freien politischen und geistigen Entwicklung verloren hatte, und sich in engen, fremden, für ihr Streben unzureichenden Schranken zu bewegen gezwungen war, mußte, um nicht total zu verstumpfen, sobald sie sich geistig und physisch gestärkt fühlte, bei der ersten Gelegenheit diese Schranken zu brechen und zu ihrem eigenen Wesen zu gelangen suchen. Die politische und geistige Emancipation des Volkes, diese große und allgemeine Aufgabe der neuen Zeit, die gemeinsame Arbeit aller modernen Völker, ja wir dürfen sagen, der Geschichte überhaupt, war für Polen, in seiner damaligen schmerzlichen Lage, eine doppelte und dreifache Pflicht. Durch den Wiener Congreß war es in eine Lage versetzt worden, welche die zerrissenen Theile der Nation einander ganz zu entfremden und für das gemeinsame Wohl einen Indifferentismus, eine Apathie zu erzeugen drohte, die von allen Calamitäten, welche ein Volk treffen können, bei Weitem die schlimmste und jammervollste ist. Es galt hier eine Macht zu schaffen, die im Stande wäre, die zerrissene Nation wenigstens geistig in einer und derselben Richtung zu erhalten. Diese Macht konnte keine andere sein, als eine auf vaterländischem Boden sich stützende selbständige Literatur. Da nun diese sich in keiner wissenschaftlichen Form klar und offen aussprechen konnte und durfte, weil sie von dem hundertäugigen und hundertohrigen Feinde gleich im Entstehen niedergedrückt worden wäre, so hüllte sie sich in

das zwar leichtere, aber eben deshalb verführerischere und sich um so leichter einschmeichelnde Gewand der Dichtung.

Der Geist Polens stand dazumal, namentlich um das Jahr 1820, wo Alexander die bis dahin getragene Maske der Freisinnigkeit eben abzulegen im Begriffe war, unter der Gewalt oder vielmehr unter dem Reflex der Phantasie und der Einbildungskraft. Man war in einem kühnen Streben, einer hoffnungsvollen Erwartung. — Wilna blickte nach Warschau, gespannt, was aus der constitutionellen Verfassung werden sollte; Warschau blickte nach Wilna, mit zitterndem Gemüth die wissenschaftliche Tendenz der Universität verfolgend. Man kann sagen, in Wilna habe sich das geistige, in Warschau das politische Moment des Nationalstrebens kundgegeben. Lithauen blieb nämlich seit den ersten Theilungen stets mit Rußland verknüpft; das Königreich hatte dagegen eine vorübergehende politische Existenz als Großherzogthum Warschau, und erfreute sich zum Theil einer solchen auch in dem constitutionellen Zustande. Die Lithauer, von der öffentlichen praktischen Ausübung der politischen Rechte zurückgehalten, legten sich um desto mehr, namentlich seit Eröffnung der reorganisirten Universität, mit der ganzen Lebendigkeit ihres Charakters auf die wissenschaftliche Ausbildung. Der Charakter der Lithauer ist ein stiller, inniger, tiefsinniger, verschwiegener, in sich gekehrter, aber im Augenblick des Erwachens, des Handelns, ein kühn aufstrebender, energischer, phantastischer. So stellt er sich aus der ganzen Geschichte heraus. Er erinnert an den der alten Thebaner. Ein tiefer lyrischer Zug ist in ihm wahrzunehmen. Die meisten polnischen Dichter der älteren und neueren Zeit stammen aus dem lithauischen Vaterlande; es ist (im guten Sinne) das Schwabenland der Polen. Die Wissenschaft und die Poesie fanden daher in dem Charakter des lithauischen Geistes den frucht-

barsten Boden. Lithauen und namentlich die Wilnaer Universität waren bestimmt, der gesammten polnischen Literatur eine neue Wendung zu geben.

Die politische Richtung dagegen entwickelt und entscheidet sich vorzugsweise in dem eigentlichen Polen. Im Umkreise des ehemaligen polnischen Staates bildeten Lithauen und die russischen Provinzen, so zu sagen, den Osten; das Königreich, Gallizien, Krakau, Großpolen und Westpreußen, den Westen desselben. Der letztere Theil war das eigentliche Stammland des Volkes. Von Anfang der Staatsbildung an mit Europa in beständiger Berührung, mit europäischer Cultur durchtränkt, hatte es alle die Stufen der literarischen Bildung durchlaufen, die eben an der Tagesordnung gewesen waren. Dagegen in Bezug auf die selbstständige nationale Literatur hatte es nur diejenigen Gattungen derselben originell ausgebildet, die zunächst mit seinem politischen Leben im Zusammenhange gestanden hatten, also Geschichte, Politik, Staatsrecht, Jurisprudenz, Beredsamkeit u. s. w. Denn eben dieses politische Leben war es, was die geistigen Kräfte Polens fast ausschließlich und unaufhörlich in Anspruch nahm. Ihre politische Bildung hatten daher auch die Polen ihren lithauischen und russischen Brüdern übergeben, und in der Gemeinschaft mit denselben einen politischen Bund von Brudervölkern gestiftet, der, einzig in seiner Art, Jahrhunderte lang von einem und demselben Geiste belebt und geleitet wurde.

Das constitutionelle Königreich schien bestimmt zu sein, dieselben Gebiete wiederum mit einander zu vereinigen. Wir haben oben erwähnt, daß diese Vereinigung des Königreichs mit den lithauisch-russischen Provinzen von Seiten Alexanders ausdrücklich versprochen worden war. In Folge dessen richteten sich alle Bemühungen der Polen dahin, durch ihr politisches Auftreten die Sympathie ihrer lithauischen und russinischen

Brüder zu erhalten, ihr Augenmerk auf das Königreich zu lenken, ihr Schicksal an das ihrige mit unzerreißbaren politischen und geistigen Banden zu knüpfen. Ja, falls diese Vereinigung seitens der Regierung in Frage gestellt werden sollte, so war man entschlossen, dieselbe mit Gewalt zu Stande zu bringen. Wie daher in den Provinzen die Dichtung, die Wissenschaft, das theoretische Verhalten, so bildete im Königreich die Politik, die unmittelbare praktische Thätigkeit den Mittelpunkt der Bewegung. Es darf uns daher nicht wundern, wenn von literarischer Bewegung im Königreich wenig oder nichts zu berichten ist.

Die poetische Literatur ging hier, wie oben gezeigt worden, ihre alten, geraden, classisch geebneten, langweilig philisterhaften Wege. An ihre Wiedergeburt schienen bei dem großen politischen Streben Wenige zu denken. Die Universität Warschau selbst war mehr eine Erziehungsanstalt für Beamte, als ein wissenschaftliches Institut. Sie stand in dieser Hinsicht tief unter der Wilnaer Hochschule. Die Verbindungen der Studirenden trugen mehr einen fremden als nationalen Charakter, den der (früheren) deutschen Universitäten, wie denn die Warschauer Universität nach Art der letzteren organisirt wurde. Erst später nahmen diese Verbindungen einen vaterländischen Charakter an, aber sie waren mit der Wissenschaft in keinem Zusammenhange. Unter dem Auge einer mißtrauischen Regierung, unter der Leitung eines Schanjawski, eines Grabowski, eines Nowoßilzow, die jede nationale Regung im Keime selbst zu unterdrücken suchten, konnte auch die wissenschaftliche Bildung wahrlich nicht gedeihen. Schanjawzki war zwar selbst ein wissenschaftlich höchst gebildeter Mann. Er war ein Schüler Kant's, der erste, der die deutsche Philosophie nach Polen brachte. Niemand hat mehr Werke gelesen als er, Niemand mehr Kenntnisse

gesammelt. Er war Jurist, Cameralist, Philosoph; obenein in der Zeit von 1795—1815 galt er für den größten Patrioten und Schriftsteller. Dann wurde er Director der öffentlichen Erziehung, Censor, Spion und fast ein Verräther. In demselben Maße, in dem er früher für einen guten Namen arbeitete, arbeitete er jetzt dahin, sich einen schlechten und traurigen zu bereiten. Doch dürfen wir nicht verschweigen, daß er bei alledem nie einen Titel, nie einen Orden bekommen und immer arm geblieben ist; seine Verirrungen, glauben wir, waren mehr Consequenzen eines falschen Systems, als Ausflüsse einer bösen und verderbten Seele. Die Wiedergeburt Polens paßte nicht in sein System, darum glaubte er nicht daran, ja bekämpfte die nationale Entwicklung als eine lächerliche (wie er es nannte) Polackerie und suchte namentlich aus dem Erziehungswesen Alles zu entfernen, was einer derartigen nationalen Erhebung hätte in die Hände arbeiten können.

Nicht besser gesinnt war Stanislaus Grabowski, Minister der Aufklärung, nachdem der gelehrte und um die Bildung Polens höchst verdiente Stanislaus Potozki durch die Ränke der Geistlichkeit, die ihn wegen Freisinnigkeit nicht dulden konnte, von dieser Stelle verdrängt worden war. Grabowski war nämlich ein warmer Vertheidiger der ultramontanen Tendenzen der Geistlichkeit auf dem ersten Landtage von 1818 gewesen. Die Regierung war diesen Tendenzen hold; sie suchte, auf gleiche Weise wie die Restauration in Frankreich, den Katholicismus, die Aristokratie, den Absolutismus zu Grundstützen des Staatslebens im Königreiche zu erheben. Sie waren hier aber nicht am Ort. Die bürgerliche Gesellschaft hatte hier keine solche Katastrophe erlitten, wie in Frankreich; sie hing noch mit dem geschichtlichen Leben der Vergangenheit eng zusammen. Die Religion,

der Staat, die geschichtlichen Gleichheitsrechte des adeligen Standes bestanden hier in Frieden neben einander. Dessenungeachtet bestrebten sich hier die Geistlichen, die Aristokratie, die Diener des Servilismus, unter dem Schutz und der Begünstigung der Regierung, die öffentliche Meinung nach jener Richtung hin zu bearbeiten. Alle widerstrebenden Tendenzen und Ansichten wurden als Atheismus, Materialismus, Jacobinismus bezeichnet. Der Geistlichkeit suchte man eine größere Unabhängigkeit von den weltlichen Behörden zu ertheilen, um dadurch ihren Einfluß auf das Familienleben zu vermehren. Der Aristokratie wollte man Feudalrechte verschaffen, die dem polnischen Adel bis auf den Fall des Reichs fremd geblieben waren. Schon bei der Theilung Polens waren von den theilenden Mächten selbst mehre derartige Majoratsrechte ertheilt worden; aber die Constitution des Großherzogthums Warschau hatte dieselben verworfen. Die Constitution des Königreichs that dasselbe, doch setzte man eine heraldische Commission ein, die wenigstens die von fremden Regierungen ertheilten Titel untersuchen und anerkennen sollte. Es gab also preußische, österreichische, russische (auch päpstliche!) Grafen, Markgrafen, Barone ꝛc. Der Graf Samojski und der Markgraf Wielopolski suchten durchaus ihre Majorate herzustellen, die de jure et de facto durch die Constitution aufgehoben wurden. Erst kurz vor seinem Tode versprach Alexander sechs Majorate zu errichten: für die Fürsten Tschartoryski und Lubezki, die Grafen Samojski, Potozki, Krasinski, Roschniezki. Man sieht hierin bereits die Keime, welche die Constitution nach und nach auflösen sollen. Der Minister der Aufklärung beförderte besonders diese Reaktionsversuche, sowie er andererseits die Universitätsvorträge einschränkte, über die Studenten eine polizeiliche Aufsichtsbehörde einsetzte, die drückendste und

oft lächerlichste Censur, trotz der constitutionsmäßig garantirten Preßfreiheit, walten ließ, und dadurch die Literatur, wie überhaupt alle geistige Thätigkeit, niederzudrücken suchte. Seit dieser Zeit machte der Obscurantismus ungeheure Fortschritte. Bigotterie, Frömmelei, Heuchelei erhoben ihr Haupt. Scheinheilige Priester und Laien bearbeiten die Gesellschaft; nur die Jesuiten fehlten noch — de jure, aber sie existirten bereits de facto.

Einen Mann haben wir noch zu erwähnen, der auf das politische, geistige und moralische Leben im Königreich sowohl, als in Lithauen den verderblichsten Einfluß geübt haben soll. Es ist der Senator Nowoßilzow. Er war zuerst neben dem Fürsten Tschartoryski Mitglied der russischen provisorischen Regierung in Warschau. Seit 1815 stand er als Administrationsrath während sechs Jahre den Finanzgeschäften des Königreichs vor. Als aber der Fürst Lubezki das Finanzministerinm übernommen hatte, eignete er sich, als russischer Resident in Warschau und Beistand Constantins in der Verwaltung Lithauens, die Aufsicht über den öffentlichen Geist, über die Aufführung der Jugend und über die Volksmoral an! Durch dieses unerhörte, selbstgeschaffene und mit rastloser Thätigkeit, wie jesuitischer Verschmitztheit geführte Amt wurde er bald der gefährlichste Mann für das innere Leben Polens. Als solcher war er für den Zarewitsch unentbehrlich; er war sein Factotum. Er ahnte die Revolution: denn er begriff den Geist des constitutionellen Königreichs und errieth bald das wissenschaftliche Streben der Wilnaer Universität. »Die Polen«, pflegte er zu sagen, »sind geborene Jacobiner, die Revolution steckt ihnen im Blute, sie saugen dieselbe mit der Milch der Mutter ein.« Gottlos, wie sittenlos aus Überzeugung, propagirte er dennoch mit Grabowski die religiöse Richtung! Ein Materialist an Leib und Seele,

ein Trunkenbold und geldgieriger Verschwender, ein russischer Verres, wachte er über Jugend und Volksmoral! Er dirigirte mit Schanjawski die öffentliche Erziehung. Das liederliche Kleeblatt von einem Frömmler, einem Censor und einem Spione stand also an der Spitze der Volksaufklärung! Das erste Opfer dieser barbarischen Reaction wurde die Wilnaer Universität. Man muß darüber Lelewel's Berichte lesen, um sich ein Bild zu entwerfen von der brutalen Grausamkeit, der schamlosen Frechheit, mit der bei dieser Verfolgung zu Werke gegangen wurde. Tausende von Militairs, von Geistlichen, Advocaten, Professoren, Studenten, von Schülern, ja von Kindern des zartesten Alters, wurden zu einer Untersuchung gezogen, die sich im Voraus das Ziel gesteckt hatte, auf die freiwilligen oder erpreßten Aussagen die Anklage eines Staatsverbrechens zu begründen. Ein ganzes Jahr (1823) dauerte die Untersuchung. Zehn Klöster, zu Gefängnissen umgewandelt, konnten nicht die Zahl der wegen Verschwörung Angeklagten fassen. Und allerdings ja: es war eine Verschwörung vorhanden, aber eine wissenschaftliche, eine moralische, unter gesetzlichen Formen, mit Erlaubniß der Regierungs- und Universitätsbehörde bestehend, von Jedermann gewußt, von Niemand verheimlicht, ein öffentliches, gesetzliches Bündniß. Dem Aufseher des öffentlichen Geistes und der Volksmoral kam es nur darauf an, Personen zu haben, gegen die er inquiriren, Verbrechen, auf die er untersuchen konnte: was kümmerte ihn ein thatsächliches Corpus delicti? Der herrschende nationale Geist, die moralische Gesinnung der Gesellschaft, die Blüthe der Universität waren ihm Thatsache genug. Das Ende war, daß Hunderte nach Sibirien verbannt, in Soldatenregimenter gesteckt, in Gefängnisse geworfen wurden — Greise und Kinder, Beamte und Professoren, Geistliche und Laien. Der Fürst Tschar-

toryski wurde des Curatoramts enthoben, und Nowoßilzow kam an seine Stelle. Daß die Universität unter seiner Leitung zu Grunde gehen mußte, braucht nicht erst bemerkt zu werden.

Im Königreich konnte Nowoßilzow nicht so weit gehen, wie in Lithauen; die Verfassung bot hier noch eine Art von Sicherheit und Schranke. Dafür richtete er aber hier in Gemeinschaft mit dem General Roschnjezki, einem an Rußland verkauften Polen, die geheime Polizei und das Spionenwesen in großartigstem Maße ein. Niemand war seiner sicher, weder in der Stadt, noch auf dem Lande, noch in der Verborgenheit seiner Wohnung. Der verfassungsmäßig gesicherten persönlichen Freiheit wurde Hohn gesprochen. Die geringste Denunciation brachte Menschen aller Klassen in die schauerlichsten Gefängnisse. Gewalt, Züchtigung, Hunger, Durst, Martern aller Art waren die Mittel der Untersuchung Seitens der politischen Gerichte. Die gesetzlichen Tribunale hatten in diesen Dingen keine Bedeutung mehr. In Folge der in Petersburg bei der Thronbesteigung des Kaisers Nicolaus zum Ausbruch gekommenen Verschwörung kamen auch einige politische, oben erwähnte, geheime Verbindungen in Polen zum Vorschein. Hunderte der angesehensten Bürger aus dem Königreiche, aus Lithauen, Volhynien, Podolien, Galizien, Posen, wurden festgenommen und zur Untersuchung gezogen. Die Senatskammer, als das höchste Tribunal des Landes für politische Verbrechen und Hochverrath, war berufen, die Schuldigen zu richten. Es war das Jahr 1826. Man versuchte alle erdenklichen Mittel und Wege, das Verbrechen zu constatiren, die Richter durch Gunst, durch Einschüchterung zu gewinnen. Umsonst! Das Senatorentribunal sprach mit Stimmeneinhelligkeit, die einzige Stimme des

Vicepräsidenten des Gerichtes ausgenommen, die Staatsverbrecher frei.

Man begreift, wie unter all diesen Ereignissen die stille Gährung der Gemüther stieg, die verborgene Gluth auflo derte, der Augenblick der Explosion, der gewaltsamen, immer näher rückte. Die Literatur, die an der frühesten Vorbereitung einen so lebhaften Antheil genommen, ja sie eigentlich geschaffen hatte, blieb auch jetzt nicht zurück. Ein Vorspiel des Triumphes, den die Nation bald auf einem andern, blutigern Schlachtfelde zu erringen hoffte, feierte eben jetzt die romantische Poesie ihren Sieg über die klassische. Mit den eigenen Worten eines klassischen, aber die Mängel des bisherigen literarischen Lebens fühlenden Dichters und Historikers: »Sie schrien Veto und flüchteten sich nach Prag,« fertigte Mizkjewitsch die Klassiker ab, indem er ihnen in der Vorrede zu seinen neuen Gedichten [1]) den letzten Stoß gab und an ihrem Grabe die Leichenrede hielt. Seine berühmte Ode »An die Jugend,« war gleichsam der Aufruf zu dem sich vorbereitenden politischen Kampfe, sein »Konrad Wallenrod« [2]) die Parole zu seinem Beginn. —

Hier sei unsere Übersicht geschlossen. Das herannahende Geräusch der Waffen machte die Musen verstummen; der Kampf, den das Spiel der Dichtung so lange vorbereitet hatte, mußte sich endlich auf der Wirklichkeit des Schlachtfeldes entscheiden. Wir schweigen daher von dem täglich wachsenden Übermuthe der Gewalt, die es ordentlich darauf angelegt zu haben schien, den überspannten Bogen endlich und endlich zu zerbrechen; wir schweigen von der Krönung des Kaisers als König von Polen im Jahre 1829 in Warschau,

---

1) A. a. O. XXXI—LX. Die Ode an die Jugend ebendas. p. 177. A. d. H.

2) Übers. v. K. L. Kannegießer. Leipz. 1838. A. d. H.

von der gegenseitigen Eidesleistung und den sie begleitenden Umständen. Hätte es bei so vielem Zündstoff eines äußeren Anstoßes noch bedurft, so fehlte auch dieser nicht: das Echo der Pariser Julitage, durch Europa nachhallend, drang auch an die Mauern Warschau's: dem 29. Juli folgte ein 29. November . . .

Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni.

Der Begriff

der

antiken Elegie

in seiner historischen Entwicklung.

Von

W. Hertzberg.

Zweiter Aufsatz:

Die Elegie der Alexandriner.

Anm. d. Verf. Daß bei der Abfassung unsers vorjährigen Aufsatzes die treffliche Abhandlung von Th. Bergk im Rhein. Museum: Über die Kritik des Theognis, Jahrg. 1844, Heft II. u. III. uns noch unbekannt gewesen, wird Niemanden, der mit Aufmerksamkeit beide Arbeiten prüft, entgehen können. So sehr wir nun einerseits bedauern, daß wir auf den Gewinn haben verzichten müssen, der aus der Darstellung des Verf. für die unsrige, auch wo sie differirte, entsprungen sein würde, so angenehm ist uns das überraschende Zusammentreffen der beiderseitigen Resultate in vielen andern Punkten gewesen. Wir halten es, um spätern Mißverständnissen vorzubeugen, für unsere Pflicht, ausdrücklich zu erklären, daß ihm, nicht uns, die Ehre der Priorität in diesen Stücken gebührt. —

Sodann machen wir auf einige sinnentstellende Druck- und Schreibfehler in unsrer vorjährigen Abhandlung aufmerksam, minder bedeutende übergehend:

Zuvörderst ist S. 243 ff. durch ein Versehen des Verf. durchgängig statt Tonsatz — Tonart geschrieben. Wir verstehen aber darunter die rein auf das Instrument beschränkte Harmonie (im Sinne der Alten), ohne Beziehung zu einem in Worten ausgedrückten Text. Auf derselben Seite Z. 10 statt Ol. 40 l. Ol. 20. — S. 214 Z. 11 v. u. st. fürerst l. hier erst. — S. 245 Z. 4 v. u. st. nun l. neu. — S. 264 Z. 1 v. u. st. Dasein l. daheim. — S. 267 Anm. Z. 8 st. über l. übend. — S. 278 Z. 7 v. u. st. erlauschet l. ertauschet. — S. 283 Z. 11. v. o. st. nur l. nun. — S. 288 Z. 10 v. o. st. thürmet l. härmet. — S. 298 Anm. Z. 3 v. u. st. wie l. wir. — S. 300 Z. 3 v. o. st. vorn l. voran. — Ebendas. Z. 7 v. o. st. Geschlechts l. Gefechts. — S. 319 Z. 1 v. u. st. Um l. Und. — Ebendas. Anm. Z. 3 v. u. st. wilder l. milder. — S. 342 Z. 19 st. herausholen l. heraushebend. — S. 346 Z. 6 v. u. st. Die l. Da. — S. 350 Z. 8 v. u. st. eigenen Drang habe l. ewige Drangsale. — S. 357 Z. 9 v. u. st. diese l. dieser. — S. 382 Z. 13 v. o. st. Gefälligkeit l. Geselligkeit. — S. 398 Z. 6 v. u. st. nun l. neue.

Was endlich den nachstehenden Aufsatz selbst angeht, so hat derselbe, aus Rücksicht auf den beschränkten Raum, Abkürzungen unterworfen werden müssen, die namentlich die Ausführung gewisser Einzelheiten, sowie die eigentliche philologische Rechenschaftslegung betroffen haben; beides hoffen wir an einem andern, dem philologischen Publikum zugänglichern Orte in Kürze nachzuholen.

Elbing, im Mai 1845.

Eine höchst eigenthümliche, keineswegs nach allen Seiten erklärte Erscheinung auf der Grenze der klassischen Poesie der Hellenen und ihres künstlichen Nachlebens ist Antimachos. Wir würden ihn als eine Anomalie in dem Entwicklungsgange der griechischen Literatur bezeichnen, wenn uns nicht die spärliche Kunde Vorsicht geböte, die von der politischen und socialen Gestaltung des Lebens in den kleinasiatischen Kolonieen auf uns gekommen ist, zu der Zeit, als die Staaten des Mutterlandes, um ihr zwiefaches Centrum geschaart, mit beispielloser Rapidität zu den höchsten Stufen menschlicher Bildung sich emporschwangen. Wohl hatten allmälig die Stämme die Aufgaben selbständigen poetischen Schaffens an das chorführende Athen abgegeben. In diesem Focus erscheinen die vereinzelten Strahlen vorbereitender Bildung zum hellleuchtenden Glanzpunkte gesammelt; von hier reflectirt ihr wohlthuendes Licht über die entferntesten Peripherien des hellenischen Sprachgebietes, von Trapezunt bis Massilien, von Cyrene bis zu den mäotischen Steppen. Aber wenn auch die dichterische Zeugungskraft in den Stämmen erschöpft scheint, so war doch ihre Theilnahme an den unmittelbar dem Leben entsprossenen und der Gegenwart angehörenden Productionen der attischen Literatur eine lebendige. An Nacheiferung und Überflügelung zwar außerhalb der Grenzen dieses bevorzugten Staates war nicht zu denken. Und dennoch war die Art des Empfangens weder eine passive, noch gar eine apathische. Die Überlegenheit des attischen

Geistes riß vielmehr nicht nur zu Theilnahme und Bewunderung hin, sondern sie wirkte auch schon zu dieser Zeit mächtig in Umwandlung und Vermischung landschaftlicher und nationaler Eigenthümlichkeiten und bereitete so die Bildungsstufe einer allgemeinen helleniſtischen Kultur vor. Wir haben keinen hinreichenden Grund, uns das Verhalten der vorderasiatischen Kolonien und namentlich der Jonier als wesentlich von der erwähnten Weise verschieden zu denken.

Allerdings hatte bei dem zweimal vergeblich versuchten Widerstande gegen die Perserherrschaft gerade sie der Druck einer berechnenden Despotie doppelt schwer getroffen. Wie weit aber Zerstörung und Zerrüttung in das Innere der einzelnen Gemeinden gedrungen sei, ist schwer zu ermessen. So viel ist gewiß, daß sich auch damals bewährte, was schon die Vorgänge der Schlacht bei Lada zeigen konnten: ein Volk, welches sich die Freiheit nicht durch eigene Kraft erwerben kann, ist auch nicht werth, sie von Andern als Geschenk zu empfangen. Es wird sie weder zu erhalten, noch, wo sie durch eine zweideutige Gunst des Schicksals ihm gelassen wird, zu seinem eigenen Heile zu handhaben wissen. Bald ein Spielball athenischer, bald persischer Interessen, erhielten sie nur in solchen Augenblicken eine eingebildete Selbständigkeit, wo es galt, durch freiwillige Entscheidung für einen der beiden Gegner das Gewicht ihrer Bundesgenossenschaft in diese oder jene Wagschale zu werfen. Aber gerade in diesen seltenen und köstlichen Augenblicken bewiesen sie ihre Unfähigkeit, ferner durch sich selbst etwas zu sein. So sehen wir namentlich zu Kolophon, in der Stadt, welche auch diesmal vorzugsweise wieder unser Interesse in Anspruch nimmt, die gehässigsten Zerwürfnisse des sonst nichts bedeutenden ionischen Bundes auf dem kleinen Raume des vereinzelten Stadtgebietes wiederholt: bis endlich die Athener durch

Vernichtung der politischen Selbständigkeit polizeiliche Ruhe und Ordnung auf einige Zeit wiederherstellen. Es ist natürlich, daß unter solchen Verhältnissen, die mit dem Anfang des peloponnesischen Krieges begannen (S. Thuc. III, 32 ff.) und, bei den Wechselfällen dieses Kampfes, in verschiedener Gestalt sich öfters erneut haben werden (vergl. Xen. Hell. I, 2, 4), an eine erfreuliche Pflege der Musenkünste nicht zu denken war, ja daß diese Verhältnisse, wie sie selbst ein Zeugniß von dem häßlichsten Egoismus und der unverantwortlichsten Leichtfertigkeit sind, mit welcher die Bevölkerung jenes schönen Küstenstriches die höchsten Güter des Lebens zu betrachten sich gewöhnt hatte, so bei längerer Dauer mit vollständiger Verwilderung drohten. Es ist ebenfalls erklärlich, daß edlere Geister, wenn sie nicht von unruhigem Wandertrieb ergriffen, dem Mittelpunkt und Sammelplatz der hellenischen Bildung zueilten, sich voll Ekel gegen das wüste Treiben in der Heimath abschlossen und einer selbstbeschaulichen Muße, der Erforschung der Natur und einer schönern Vergangenheit, oder dem Genuß engerer Freundeskreise und einer veredelten Sinnlichkeit sich zuwandten. Es würde daher nichts Auffallendes haben, wenn wir bei Antimachos die Weise des Mimnermos, aber abgeschlossener, selbstgenügsamer, unpopulärer, sich wiederholen sähen, wenn er die Versuche des Xenophanes erneuert, wenn er selbst den Erwerb auf dem Gebiete der Mythographie und Geschichtsschreibung sich zu eigen gemacht hätte, der in den Forschungen der heimathlichen Logographen und ihres größeren Nachfolgers, des Vaters der Geschichte, vorlag. Aber Alles dies erklärt uns noch keineswegs, wie der Mann, dessen Leben noch mitten in das klassische Alter der hellenischen Literatur fällt, das vereinzelte, aber vollendete Beispiel einer Geistesrichtung und Bildung bieten konnte, die wir erst ein volles Jahrhundert später als berechtigt und zeitgemäß anerkennen

können. Antimachos, in dem kolophonischen Flecken Klaros geboren, muß in frühester Jugend jene abschreckenden Scenen in seiner Heimath erlebt haben, deren wir oben gedachten. Denn die Zeit seiner höchsten Blüthe fällt mit dem Ende des peleponnesischen Krieges zusammen [1]). Es ist darum nicht unwahrscheinlich, daß auch er, gleich so vielen seiner Landsleute, vorübergehend in Athen sich aufhielt, und wir haben auf der andern Seite nicht Ursache, in den Bericht des Hermesianar Zweifel zu setzen, der ihn eine Zeitlang in Lydien verweilen läßt, wohin er angeblich der schönen Lyde zu Liebe sich begeben hatte (Hermesian. b. Athenä. XIII, 597, V. 41). Daß er ein *Μηδίζων* war, vielleicht aus Bedürfniß der Ruhe und aus Abneigung gegen ochlokratische Tumulte, dafür spricht nicht nur sein Verkehr mit den Barbaren (auch Lyde war keine Griechin) und sein Aufenthalt in den unterthänigen Landschaften, sondern noch unabweislicher die Vergötterung, die er dem Lysander zollte (Plut. a. a. O.). Daher denn seine Reise nach Athen kaum früher, als nach Beendigung des peleponnesischen Krieges und unter der Herrschaft der Dreißig anzusetzen sein dürfte, womit wiederum am besten sein Zusammentreffen mit dem Jüngling Plato stimmt (Plut. a. a. O.). Ob der Aufenthalt bei den Barbaren auf seine Denk- und Dichtweise Einfluß geübt, bleibt unentschieden. So viel ist sicher genug, daß er seinem innern Wesen nach vollständig als Vorläufer der Alexandriner zu betrachten ist, ohne daß man überall an eine Nachahmung von Seiten der letztern zu denken hätte. Er vereinigte zuerst in seiner Person die heterogenen Eigenschaften des Dichters

---

1) Diod. S. XIII, 108. nach Apollod. übereinstimmend mit Suid. s. v. Plut. Lysand. p. 443. C. c. 18. Procl. in Timol. I, p. 28. med.

und Grammatikers [1]), d. h. des gelehrten Interpreten und Kritikers früherer Dichtwerke, und wir wissen namentlich, daß er sich mit der Recension und Erklärung der homerischen Gesänge beschäftigte. Schon diese Thätigkeit, selbst wenn sie sich von dem lebendigen Vortrage der Schule entfernt hält, und mit Tinte und Schreibrohr in der Zurückgezogenheit des Studierzimmers geübt wird, setzt eine Entfremdung der Dichterwerke und ihres Verständnisses bei der gebildeten Menge voraus, die wir in dem uns bekannten atheniſchen Volksleben keineswegs begründet finden [2]). Die Gelehrsamkeit κατ' ἐξοχήν ist ihrer Natur nach exclusiv. Sie kümmert sich nicht um Gegenwart und Volksgunst. Sie kann nicht populär sein, und darf es daher auch nicht wollen. Dennoch kann sie zu Zeiten, wo sie jede andere Bildung vertritt, eine so breite Basis gewinnen, daß sie selbst ein Nothbehelf für die poetische Inspiration wird. Sie darf auf den Beifall Gleichgebildeter und bei einem so hoch begabten Volke, wie das hellenische war, selbst noch auf die Theilnahme späterer Jahrhunderte rechnen. Aber diese Zeit und ihre Bedingun-

---

1) Suid. s. v. und nach ihm Eudoc. Viol. p. 61 Hiemit stimmt durchaus Tatian. Λόγ. πρ. Ἕλλ. §. 48 Euseb Praep. Ev. X, p. 491. Fr. Aug. Wolf hat keineswegs, wie Ulrici meint, erwiesen, daß Suidas' Angabe auf einer Verwechselung mit einem jüngern Grammatiker beruhe. Vielmehr sucht er (Proll. p. CLXXVII und CLXXXI) die ausdrücklichen Anführungen von Antimachos' Ausgabe des Homer beim Schol. Venet. auf ein Hand-Exemplar zu beziehen: ein Begriff, womit sich in dieser Zeit nichts machen läßt, da es gleich gelten kann, ob Antimachos seine kritischen Arbeiten für die Öffentlichkeit bestimmt hatte, oder nicht. Genug, daß wir das Vorhandensein einer Recension von ihm (S. Bernhardy zu Suid. a. a. O.), welche Aristarch benutzte (Lehrs: de Aristarchi stud. Hom.), nicht bezweifeln dürfen.

2) Euripides hatte die erste Bibliothek; das war aber eine zur Zeit noch durchaus auffallende Ausnahme; und Popularität strebte er in seinen Dichtungen an, wie irgend Einer.

gen, die wir weiter unten mit einigen Strichen zeichnen werden, waren damals noch nicht erfüllt. Schon das Unternehmen des Antimachos, jetzt, wo sich die Poesie ganz andere Lebensbahnen gebrochen hatte, das erschöpfte und ausgelebte Epos zu erneuern, müßte an sich als Anachronismus bezeichnet werden; jedoch fände es seine Erklärung, wenn er wirklich, wie Suidas berichtet, ein Schüler des Panyasis war, dessen Heraklea als einer der letzten Versuche gilt, die epische Gattung in volksthümlicher Gestalt weiter zu führen. Anders freilich Antimachos, dessen Thebaïs ein gelehrtes Epos im eigentlichen Sinne war. Es ist das erste, welches sich dem rhapsodischen Vortrag vor dem hörbegierigen Volke entzog, um nach moderner Art vorgelesen zu werden. Bei einer solchen Gelegenheit war es, daß die gelangweilten Zuhörer alle gesammt den Dichter verließen, bis auf den einen Plato, und daß dem Antimachos jenes denkwürdige, für ihn aber besonders bezeichnende Wort entfiel: »Der eine Plato gilt mir statt aller Tausende« [1]). Gleichwohl mag immerhin die Thebaïs, trotz ihrer Schwächen, in Erfindung, Anordnung und Diction nicht ohne Kraft und Schönheit im Einzelnen gewesen sein. Ein Dichter, der sich mit Liebe in die schönen Mythen der hellenischen Vorzeit versenkte und dabei Muster vor sich hatte, wie eben nur Griechenland sie bot, konnte in den Reproductionen des mit Eifer Angeeigneten immer noch Tüchtiges leisten, und wohl denen gefallen, welche, mit Sach- und Sprachkenntniß ausgerüstet, die Schwierigkeiten, die er dem Verständniß in den Weg legte, überwanden. Ja in eben dieser Überwindung liegt ein Reiz; sie schmeichelt, wie die Lösung jedes Räthsels, einer verzeihlichen Eitelkeit mit dem Selbstlob des Scharfsinnes, und macht das behagliche

1) Cic. Brut. 51.

Bewußtsein nicht gemeiner Kenntnisse in uns rege. Wir wissen, der Autor ist nicht für Jeden und er fesselt uns fast wie durch die Mitwissenschaft eines Geheimnisses, das er nur dem Eingeweihten mittheilt. Aber hievon abgesehen: ohne die Annahme einer verhältnißmäßigen Bedeutsamkeit hielte es schwer, nicht sowohl Plato's Urtheil [1]), dessen Werthschätzung von Dichterwerken wir nicht allzuhoch anzuschlagen haben [2]), als vielmehr der Umstand zu erklären, daß Aristarch und Aristophanes ihm unter der Zahl der mustergiltigen Epiker den zweiten Platz nach Homer anwiesen. Denn diese Männer, so weit sie selbst mit Sicherheit als Urheber des s. g. alexandrinischen Kanons sich nachweisen lassen, haben durchgängig in der Beurtheilung fremder Leistungen einen gesunden Takt an den Tag gelegt. Ja sie haben denselben Antimachos, dem sie im Epos eine so bedeutende Stelle anweisen, in dem Gebiet, das uns zunächst angeht, in der Elegie überhaupt die Aufnahme verweigert. Mindestens eben so viel als ihr Urtheil gilt uns aber die motivirte Kritik Quintilians [3]), dem wir schon in Ermangelung irgend bedeutender Fragmente als maßgebend folgen müssen: »Bei Antimachus verdient die Kraft und Gravität und die nichts weniger als gemeine Ausdrucksweise Lob. Aber wiewohl ihm das übereinstimmende Urtheil der Grammatiker den zweiten Platz anweiset, so vermißt man in ihm doch Schwung, Frische und Ordnung, mit einem Wort Kunst, so daß es hier recht klar wird, welcher Unterschied es ist, dem ersten nahe und der zweite zu sein!« Das Wenige, was von Bruchstücken auf unsere Zeit gekommen

---

1) Worüber außer Cicero a. a. O. s. Plut Lysand. a. a. O. Procl. in Timol. I, p. 28.

2) Vergl. Erster Aufsatz: literarhist. Tschb. Jahrg. 1845. S 335.

3) Inst. Or. X, 1, 53.

ist, bestätigt diesen Ausspruch vollkommen. Sehen wir nun gleichwohl von allerdings competenten Richtern ganz und gar verdammende Urtheile über Antimachos als Dichter ausgesprochen, so glauben wir dies keineswegs, wie wohl früher geschah, aus den verschiedenen Standpunkten der Urtheilenden, noch weniger aus gemeinen und böswilligen Motiven erklären zu dürfen. Vielmehr finden wir die Lösung dieses Widerspruchs in der Betrachtung der bisher kaum berührten Productionen des Antimachos auf dem elegischen Gebiete, in jenem Trostgedicht auf den Tod seiner Geliebten, Lyde, das im Alterthum wenigstens eben so viel von sich reden gemacht hat, als die Thebaïs [1]). Diese Elegie, die durch die Art ihrer Benennung und bei dem oberflächlichen Anblick ihrer Fragmente an Mimnermos' Nanno erinnern mag, war doch in ihrem Wesen sehr verschieden von jener. Wir wissen mit Sicherheit nur von zwei Büchern, aus denen sie bestanden, da das dritte bis jetzt nur einer ziemlich unwahrscheinlichen Conjectur Bach's sein Dasein verdankt. Es war aber (und dies ist das Absonderliche und Neue) eine gelehrte Elegie, von deren Inhalt und Anordnung einerseits der Bericht des Plutarch, andererseits die erheblichen Bruchstücke der in ähnlicher Manier gehaltenen Dichtungen des Phanokles und Alexander Aetolus eine deutliche Vorstellung geben können, während die Vergleichung mit Hermesianax und Philetas, welche Starke [2]) vorzugsweise Nachahmer des Antimachos nennt, nicht zutrifft. Plutarch nämlich, nachdem er in seinem Trostbrief an Apollonius den Rückblick auf ähnliche oder größere Leiden Anderer als ein wirksames Tröstungsmittel hervorgehoben, fährt (IX,

1) S. Posid. Ep. X. Anall. Br. II, p. 48. Ovid. Trist. I, 6, init. Hermesian. l. c. Asclep. ep. XXXVI. Anall. Br. I, p. 219.

2) Choeril. Sam. p. 73. S. unten.

p. 106 B.) also fort: »Dieses Heilmittels bediente sich auch der Dichter Antimachos. Denn nach dem Tode seiner Gattin Lyde, die er sehr liebte, schrieb er als Tröstung für seinen Schmerz die Lyde genannte Elegie, indem er die« (doch wohl ähnlichen) »Unglücksfälle der Heroen der Reihe nach aufzählte und so durch fremdes Leid seinen eigenen Schmerz geringer machte« [1]). Wir sehen also ein Gedicht, das nur durch den lockern Anfangspunkt seiner Veranlassung und unbedeutende Schlußwendungen, vielleicht auch durch eine subjectivere, düstere und klagende Haltung noch mit der elegischen Gattung zusammenhängt; im Grunde aber nichts, als eine Sammlung kleiner Epen ist, die vielleicht nichts gemeinsam hatten, als daß in allen eine Geliebte gestorben war, und vielleicht auch dies nicht einmal.

Mit grausamer Ausführlichkeit hatte Antimachos die entlegensten Winkel des Mythos durchstöbert, um die Sammlung seiner unglücklich Liebenden zu vervollständigen. Daß da von Jason und Medea [2]), von Oedipus und Jokasta [3]) und auch von Ischys und Koronis [4]) die Rede war, kann uns nicht Wunder nehmen. Er muß aber auch hier möglichst ins Einzelne gegangen sein, links und rechts so recht wie mit Absicht auf Nebenwegen sich verloren und auch bei andern, als Liebesleiden, aufgehalten haben. Denn wir finden die Wanderungen der Demeter, die Einsetzung eines Priestergeschlechtes in Paros (2), die Fahrt des Helios in dem Wundernachen (wovon in unserm ersten Aufs.) erwähnt, und bei dem Argonautenzug war er die Helden einzeln durchgegangen (7. 8),

---

1) S. Hermesian. a O. V. 46.
2) Fragm. 9—11. b. Bergk.
3) Fr. 3.
4) Fr. 1 S Schellenb z. XXXIV.

hatte ihre entfernten Fahrten verfolgt (12), das Schicksal des Phineus (13) und seine Herkunft (14) erzählt; er hatte endlich der Thaten des Bellerophon gedacht (15). Man sieht, der Mann wollte sich durch seine gelehrte Arbeit nach Kräften zerstreuen und die Verstorbene sich aus dem Sinne schlagen. Das möchte ihm Niemand verdenken. Aber es ist eine andere Frage, wie dabei der Werth des Gedichtes als Elegie zu stehen kommen mußte. Und darüber ist denn freilich kaum ein Wort mehr zu verlieren. Es ist vielmehr höchst bezeichnend, wenn auch für eine Elegie fast lächerlich zu sagen, daß der Knidier Agatharchides es unternehmen durfte, das Gedicht in einen Auszug zu bringen (Phot. Bibl. 213. p. 171. a. 24. Bekk.). Fügen wir nun hinzu, daß in dem an zusammenhangslosen und überhängenden Partien mehr als reichen Flickwerk das Erkünstelte und Gemachte [1]) auch im Einzelnen auf beleidigende Weise hervortrat, und die Armuth der Erfindung sich vergeblich hinter dick aufgetragenen Farben eines pomphaften Stiles zu verbergen suchte, so haben wir vollständiges Recht, dasselbe mit den Worten des Kallimachos [2]) zu charakterisiren: »Lyde, die schwülstig verworrene Schrift.« — Dagegen wird es nun klar, daß den Kunstrichtern des Alterthums, bei den entgegengesetzten Ansichten über Antimachos' Dichterberuf [3]), das eine oder andere seiner Dichtwerke

1) Dahin deutet auch das sonst anerkennende Urtheil bei Plutarch, Timol. p. 253. c. 36. und selbst das durchaus lobende des Proklos (in Timol. l. l. p. 20).

2) Fragm. 441. b. Ernest.

3) Außer andern in den vorhergehenden und folgenden Noten angeführten Stellen gehören hieher einerseits Catull. 95. z. Ende, wahrscheinlich nach Kallimachos; andrerseits Antipat. Thess. Anall. Br. II, p. 115. Crates ibid. II, p. 3.; vor allem aber Dionys. Hal. de Compos. c. 22. p. 22. Sylb. u. Censur. vett. scriptt. II, 3, p. 68. Der alterthümelnde Ha-

vorzugsweise vorschwebte, und daß sie denselben tief herabsetzen und hoch erheben konnten, je nachdem sie die Lyde oder die Thebaïs im Sinne hatten. Erst so endlich ist es erklärlich, wie derselbe Plutarch, der in recht ehrenvoller Weise und im Wesentlichen mit Quintilian übereinstimmend des epischen Gedichtes erwähnt [1]), doch an einem andern Orte [2]) mit der ganzen Kraft seines treffenden Spottes die unerträgliche Manier des Antimachos persiflirt.

Viel verständlicher nun sind die Leistungen des folgenden Zeitabschnittes, besonders seitdem die politische und sociale Entwicklung des hellenischen und hellenistischen Volkslebens unter den Nachfolgern Alexanders durch Droysen, die literarische Wirksamkeit eben dieser merkwürdigen Periode durch Bernhardy eben so eindringlich als erschöpfend behandelt ist. Um so mehr dürfen wir uns hier mit Andeutungen begnügen. Mit dem Untergang der griechischen Freiheit war die Verderbniß in Sitte, Zucht und Sprache im vierten und dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung mit einer so reißenden Geschwindigkeit und in so schauderhafter Allgemeinheit zum Ausbruch gekommen, als es sich schwerlich bei einem andern Volke und zu einer andern Zeit nachweisen läßt. Je selbständiger aber und mannigfaltiger die Entwicklung der Nationalität in Stämmen, Gauen und einzelnen Staaten vor sich gegangen war, je energischer Alle sich am Staat, an Freiheit und Volksentwicklung betheiligt hatten, je mehr gerade diese Allgemeinheit der Bildung die Blüthe des helle-

---

drian zog ihn selbst dem Homer vor. S. Dio Cass. exc. Xiphil. LXIX, 4. Suid v. Ἀδριανός. Spartian. in Hadr. c. 15.

1) Timol. a. a. O.

2) De garrul. c. 21. p. 513., womit übereinstimmt Gregor. Nazianz. ep. III. ad Nicol.

nischen Volkes in einer Fülle, Pracht und Schönheit ohne Gleichen entfaltet hatte: um so allgemeiner auch und schonungsloser mußte das einmal im Schoße dieser Bildung einreißende Verderben alle Glieder erfassen, mußte der Geist der Entsittlichung, gleichmäßig an allen Punkten aufgesogen, den herrlichen Volksorganismus fast plötzlich der Zerstörung und Fäulniß preisgeben. Denn Nichts war hier versteckt, Nichts unter der Oberfläche einer ausschließenden Bildung den Bewegungen der Zeit entrückt; es gab keine Volksmasse, die von der Cultur unberührt, auch vor dem Fluch der Entartung geschützt worden wäre. Eine Reorganisation von innen heraus war somit unmöglich. Selbst die naturwüchsigen Ätolier, die, in ihren Bergen und Marschen isolirt, in der klassischen Zeit als Halbbarbaren galten, konnten später, als die Erschöpfung der edlern Stämme ihnen die zweideutige Ehre der ersten Rolle in Hellas erworben hatte, es auch nicht weiter, als bis zu einer wilden Klephthenherrschaft bringen. Eine neue Cultur zu begründen, gebrach es ihnen an Ruhe und Terrain. Der Versuch aber, die Stadien einer eigenen Civilisation zu überspringen und sich der Güter einer fremden zu bemächtigen, kann zu Prunk, barbarischem Luxus, Üppigkeit und rascher Entartung führen, aber niemals zu humaner Bildung. Alexander Ätolus ist der einzige, sage der einzige Mann aus diesem Stamme, der in der ganzen griechischen Literatur- und Kunstgeschichte erwähnt wird (S. Meinek. Quaest. Alex. p. 238.). Die Noth dieser Zeiten, welche durch blutige Fehden an allen Orten, durch die grausamen, verheerenden Züge der Diadochen und ihrer Helfershelfer, durch Lüsternheit und Wuth kleiner und großer Tyrannen und endlich durch nordische Barbarenhorden das höchste denkbare Maß erreicht hatte, ist mit erschreckender Klarheit und Eindringlichkeit von Droysen geschildert worden (Gesch. der

Nachfolger Alex. III, 3. Anf. und S. 422 fgd.). Furcht und Entsetzen und Verzweiflung, im Wechsel mit dem ausschweifendsten Sinnentaumel derer, die für den Augenblick sich sicher meinten; die äußerste Niederträchtigkeit der Gesinnung, Feigheit, Hinterlist und Verrath Aller gegen Alle: das ist die politische Geschichte dieser Zeit. Dazu Verwüstung der Gefilde, zerstörte Städte, ganze Einwohnerschaften flüchtig oder in Knechtschaft oder dem Schwerte verfallen; macedonische, syrische, ägyptische Söldner als Herrscher in den hellenischen Freistaaten. Selbst das sprachliche Bewußtsein ward mit dem politischen eingebüßt. Die landschaftlichen Mundarten verloren ihre officielle Geltung und das wunderbare Gewächs des feingegliederten Atticismus, an Zweigen und Ästen verstümmelt und beschränkt, blieb nicht mehr im lebendigen und volksthümlichen Gebrauch eines bevorzugten Stammes. Auf die Bedürfnisse eines nicht allzuumfassenden Ideenkreises depotenzirt, mußte es jetzt als die Gesammtsprache (κοινή) aller der idealen Herrschaft des großen macedonischen Königs unterworfenen hellenisirten Volksstämme in den drei Welttheilen dienen. Daß bei solchen Vorgängen und Wandlungen, selbst nachdem für einige Zeit Ruhe eingetreten war und die tumultuarisch aufgeregten Elemente zu Niederschlag und Abklärung gelangten, dennoch von einer Literatur in höherm Sinne, dem Ergebniß des dichtenden und denkenden Volksgeistes, nicht mehr die Rede sein konnte, versteht sich von selbst. Diese Volksliteratur im edelsten Sinne hatte in Hellas ihren Kreislauf vollendet und lag abgeschlossen vor. Abgesehen von der Weiterbildung der Philosophenschulen, die eine gesonderte Betrachtung erheischen, und den s. g. exacten Wissenschaften, welche immer nur für Wenige sind, mußte die freie Thätigkeit denkender Köpfe von selbst ihre Richtung auf die Sammlung, Registrirung, Bewältigung der von den Vä-

tern ererbten literarischen Massen nehmen; sie mußte (was nun, da die Fäden des nationalen Zusammenhanges gerissen waren, bereits als eine Kunst zu betrachten ist) diese Literaturmasse zu verstehen und Andern verständlich zu machen suchen. Polymathie und Gelehrsamkeit, von nun an mit Recht an der Tagesordnung, bahnen den Weg zur Grammatik in dem schon oben erklärten Sinne des Wortes, und diese Wissenschaft bildet den natürlichen Mittelpunkt der literarischen Bestrebungen jener Zeit. Es ist durchaus verkehrt, die eben so zeitgemäßen als dankenswerthen Bemühungen der rüstigen Bearbeiter dieses Gebietes wegen der zum Theil kleinlichen Anfänge einer bis dahin noch nicht bereicherten Disciplin herabsetzen zu wollen. Vielmehr haben wir auch hier den vernunftgemäßen Gang der hellenischen Literaturgeschichte zu bewundern, welche selbst in der Epoche ihres Absterbens noch die ihr homogenen Träger aufzufinden, in den Vorgrund zu rücken, und ihre Aufgaben unter dem Schutz äußerer Verhältnisse ungetrübt und in reinlicher Organisation zum Abschluß durcharbeiten zu lassen weiß. Diesen Schutz fand die Literatur in ihrem damaligen Stadium unter der Ägide eifriger Herrscher, welche die Aufgabe ihrer Zeit verstanden hatten: vorübergehend bei den macedonischen und syrischen Königen, dauernder zu Rhodos und Pergamum, vor allem aber bei der Dynastie der ägyptischen Ptolomäer. Diesen Regenten, die in liberalster Weise die großartigsten literarischen Institute gründeten und erhielten, welche das Alterthum kennt, ist zur Abwehr hämischer oder unverständiger Verkleinerungen ein schönes Denkmal von Bernhardy gesetzt worden (Grundriß d. gr. Literat.-Gesch. I, p. 355 ff.). Wir dürfen uns um so mehr auf diese ausgezeichnete Darstellung beziehen, als sie nicht nur dem Philologen von Fach die gründlichste Belehrung, sondern überhaupt jedem, der die geistige Entwicklung

des Menschengeschlechts mit Theilnahme verfolgt, einen reichen Genuß bietet. Mit Recht nun haben die erfolgreichen Bemühungen jener Herrscher dem ganzen Zeitabschnitt den Namen des alexandrinischen erworben. Denn Alexandria war von nun an der wahre Mittelpunkt des geistigen und künstlerischen Lebens, das Asyl für die heimathlosen, landesflüchtig gewordenen Musen. Alle literarisch bedeutende Männer der Periode haben, mit sehr geringen Ausnahmen, für längere oder kürzere Zeit, hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Aber wie sehr auch die Könige der Welt den freien Aufschwung eines Volkes und somit seine Literatur hemmen und unterdrücken können, so vermögen sie doch im Gegentheil durch die freigiebigsten Unterstützungen und Ermunterungen nimmer einen Leichnam zum Leben zu erwecken; sie vermögen der freien Wissenschaft und der schönen Kunst nimmer durch die Treibhauswärme der Hofluft künstliche Blüthen zu entlocken, wenn die übrigen Bedingungen ihrer Existenz mangeln. Eben nur jene untergeordneten Disciplinen, zu deren Ausbau emsiger Fleiß und eine gewisse Verstandesschärfe ausreichen, vermögen sie wesentlich und dauernd zu fördern. Wie dankbar wir also die Bemühungen der Ptolomäer für die Pflege humaner Studien anzuerkennen haben: für das Gedeihen der Poesie werden wir schon im Voraus unsere Erwartungen nicht hoch spannen dürfen. Wie wenig aber auch nach der obigen Darstellung das Zeitalter an sich der Dichtkunst günstig war: die speciellen Verhältnisse des nunmehrigen Musensitzes waren es noch weniger. Die Stadt Alexandria war ein durch und durch gemachter Boden, ohne Geschichte, ohne Zusammenhang mit historischen Erinnerungen, ohne Einheit der Bevölkerung. Das nackte Princip der Nützlichkeit, die Rücksicht auf Handelsvortheile und Weltlage hatte die Stadt gegründet; Gewinnsucht die Einwohnerschaft aus den buntesten Völkerbestand-

theilen zusammengesetzt: Juden, Syrer, Ägypter, Griechen, in getrennten Quartieren seßhaft, ohne eine Spur politischer oder municipaler Selbständigkeit, nur durch polizeiliche Mandate in Ordnung gehalten; statt eines Volkes ein Pöbel, dessen äußerste Verworfenheit im Alterthume sprüchwörtlich war, leichtfertig, chicanös und verrätherisch; in dem Lande selbst aber, dessen Hauptstadt Alexandria sein sollte, ein Volk, dessen scharf gezeichnete widerliche Nationalität im grellsten Contrast mit hellenischem Wesen stand. So waren die Männer, die eine neue Ära der griechischen Kunst und Wissenschaft begründen sollten, auch räumlich isolirt von der breiten Basis eines gesunden Volkslebens, selbst bei der ehrenvollsten Stellung zu ihren Gönnern im Grunde doch nur Exilirte. Kommt nun hinzu, daß eine gute Zahl jener militärischen Gewalthaber die gelehrten Männer des Museums doch nur wie einen Luxusartikel betrachteten, mit dem sich gegen Andere Staat machen ließ, und den sie gelegentlich selbst zu soldatisch plumpen Späßen mißbrauchten, so ist man billig erstaunt, in der Literaturgeschichte dieses Abschnittes eine so vollzählige Nomenclatur von Dichtern und Dichtwerken zu finden, in denen es keiner Gattung an reichlichen Vertretern fehlt: Epiker, Lyriker in allen Schattirungen, Tragiker eine ganze Plejade, Epigrammatisten, Jambographen, Bukoliasten und vor allem, was uns besonders angeht — Elegiker.

Und eben diese Elegiker waren fast durchschnittlich von Hause aus und ex professo Philologen und Grammatiker. Gleichwohl dürfen wir nun dieselben nicht ohne Weiteres und zum Voraus nach Antimachos beurtheilen wollen, wennschon ein Blick auf die Lebensverhältnisse gleich ihres ältesten Gewährsmannes, des Philetas, kein günstiges Vorurtheil für den Dichterberuf desselben erwecken mag. Auf der Insel Kos geboren (noch zur Regierungszeit Philipps von Macedonien), nahm er

in früher Jugend an der Verwaltung seines Staates Theil. Weniger vielleicht wegen der politischen Verdienste, die er sich dabei erworben, als wegen der spätern ihm von mächtigen Gewalthabern zu Theil gewordenen Ehren, ward ihm noch bei Lebzeiten ein ehernes Standbild errichtet. Seine Hauptthätigkeit aber war, wie die seines Vaters Telephos, den Studien der Grammatik gewidmet. Er wird wiederholt von den Commentatoren Homers für Besserungs- und Erklärungsversuche citirt (s. d. Stellen b. Bach S. 81 ff.); er hatte besonders über homerische Etymologien geschrieben (Bach S. 80), und ein viel genanntes lexikalisches Werk zur Interpretation seltener und veralteter Ausdrücke (γλῶσσαι ἄτακτοι od. Ἄτακτα) verfaßt (Bach S. 68 ff.). Wohl mögen die gelehrten Arbeiten, in der Abgeschiedenheit des Studirzimmers und mit anstrengendem Fleiß vollbracht, seine körperliche Ausbildung gegen hellenische Weise verkümmert haben und boshafte Komödienschreiber verbreiteteten die übrigens bezeichnende Sage, er sei dabei so abgemagert, daß er, um nicht vom Winde umgeworfen zu werden, sich Blei in die Sohlen hätte nähen lassen; ja Andere ließen ihn an den Nachtwachen und an der Selbstqual spitzfindiger, sophistischer Untersuchungen sterben und fingirten ihm die Grabschrift:

Fremdling, ich bin Philetas; mich brachte der Schluß, den man Lügner
Nennt, und der nächtlichen Zeit Abendgedanken ins Grab.

Seine größte Berühmtheit gewann er aber erst, als er von Ptolomaeus dem Lagiden zur Erziehung seines Sohnes, des ebenfalls zu Kos geborenen nachmaligen Ptolomaeus II. Philadelphus, nach Alexandria berufen ward. Ob seine Lebenszeit bis in die Regierungsjahre seines Zöglings hinabreicht, bleibt mehr als zweifelhaft, da er als Lehrer des unter dem Letztern blühenden Theokrit und als älterer Zeitgenoß des Her-

mesianax gilt. Auch mag er seinen poetischen Ruhm, der sich namentlich auf die Elegieen gründet, schon vor seiner Übersiedlung nach Alexandrien erworben haben. Unter den elegischen Dichtungen sind es wiederum die erotischen Elegieen, welche wir zunächst unserer Betrachtung zu unterwerfen haben. Es sind dies ohne Zweifel diejenigen, welche er selbst mit dem Namen poetischer Tändeleien (*παίγνια*) benannte. In ihnen feierte er seine Geliebte Bittis [1]), die ihm ihre Unsterblichkeit namentlich bei den römischen Erotikern verdankt, wie er ihr die seinige. Leider sind die wenigen Bruchstücke dieser Elegie trümmerhaft zerbröckelt auf uns gekommen, so daß es unmöglich ist, sich aus denselben ein Bild von ihrer ursprünglichen Beschaffenheit zu machen. Hüten wir uns zuvörderst, durch die Bezeichnung der gelehrten Elegie unsere Vorstellung trüben zu lassen, als ob ein solches Prädicat nothwendig jene Verzerrung der poetischen Anlagen und Unterdrückung einer reinen elegischen Bewegung bedingte, wie wir derselben bei Antimachos begegneten. Für Philetas spricht zunächst das einstimmige Urtheil des Alterthums. Denn nicht nur waren er und Kallimachos von den alexandrinischen Grammatikern in die Zahl der auserlesenen Elegiker aufgenommen (eine Ehre, welche von den ältern Elegikern nur Kallinos und Mimnermos mit ihnen theilten): sondern wo immer die ersten Sterne der hellenischen Elegie von den Alten genannt und gelobt werden, da wird sicherlich auch der Name der

1) So schreibt Hermes. bei Athen. den Namen. Anderes, was für diese Form sprechen dürfte s. zu Propert. Th. I, S. 207, wiewohl wir gestehen, daß die von unserm gelehrten Freunde Th Bergk neuerdings geltend gemachten Bedenken (comm. de Hermes. eleg. p. 37) auch uns wieder zweifelhaft gemacht haben. Doch wagen wir keine Änderung, bevor die Variamten zu Ovid. Trist., I. 6. 1. ex Ponto II. 1, 17, vollständig und in allen ihren Abirrungen vorliegen.

alexandrinischen Duumvirn nicht vermißt; ja von durchaus competenten Richtern werden diese beiden mit Übergehung jener älteren oftmals statt aller andern als die Elegiker κατ' ἐξοχήν angeführt. So nennt Quintilian (XI, 58) den Kallimachos gerade zu den Ersten in der Elegie und setzt hinzu, daß nach dem Urtheile der Meisten dem Philetas die zweite Stelle zuerkannt werde. Eine große Zahl anderer Belege siehe Quaest. Prop. I, 7. S. 191. Man wendet ein, daß gerade die Zusammenstellung mit Kallimachos das Urtheil verdächtige, und uns den Werth seines Genossen, sowie der ganzen alexandrinischen Elegie als problematisch erscheinen lasse. Aber wir werden weiter unten sehen, wie schief und ungenügend der Gesichtspunkt ist, von dem aus man diese Ansicht zu begründen gemeint hat. Hier sei in Bezug auf Kallimachos nur so viel gesagt, daß er selbst sich gegen eine Parallele mit Antimachos auf das bestimmteste verwahrt hat, mit dessen Manier er sich als im direkten Gegensatze bekennt: s. oben S. 136 Anm. 3. Eine ähnliche Haltung haben wir hienach auch für Philetas zu vindiciren, der nicht nur überall neben Kallimachos gestellt wird, sondern den ebenso, wie diesen, das Urtheil seines erklärten Verehrers und Nachahmers Propertius empfiehlt. Zwar müssen wir uns bedenken, von Propertius' Elegieen aus einen directen Schluß auf seine griechischen Vorbilder zu machen, da in der That diese Gattung ihre wahre Vollendung, die Realisirung des lange erstrebten, bis dahin noch nicht in seinem Mittelpunkt erfaßten Ideales, erst in Rom gefunden hat. Aber doch räth uns seine Autorität, so vortheilhaft von den unbekannten Werken des koischen Dichters zu denken als wir nur immer mögen. Jedermann weiß, welches unvergleichliche Kleinod die hellenische Dichtkunst in ihren bescheideneren Sphären an Theokritos besitzt. Schon daß er als Schüler des Philetas in der Poesie genannt wird, muß auf das Günstigste

für letztern einnehmen. Mag nun der Verfasser der siebenten Idylle in Theokrits Sammlung kein anderer, als Theokrit selbst oder mag er ein demselben völlig ebenbürtiger Dichter sein: so viel ist gewiß, daß jenes Genrebild der ländlichen Erntefeier auf Kos zu den lieblichsten Conceptionen bukolischer Dichtkunst gehört, die wir überhaupt besitzen. Einem solchen Dichter kommt gewiß ein Urtheil über Geistesverwande zu. Er urtheilt aber also:

»Ja! Ein klangvoller Mund bin auch ich der Musen; mich nennen
Alle den trefflichsten Dichter; doch glaub' ich so rasch nicht den Schmeichlern;
Bei der Demeter nein! Denn den werthen Sikelidas [1]) nimmer
Dächte, den Samier, ich zu besiegen, noch auch den Philetas;
Wie wenn ein Frosch im Gesang wetteiferte mit den Cicaden.«

Nun war es aber nicht sowohl die Gelehrsamkeit an sich, welche den Gedichten des Antimachos schadete, als einestheils ihre Isolirung von allen Lebensinteressen des Volkes, anderntheils ihre verkehrte Anwendung. Die Stellung derselben wird eine ganz andere, sobald sich ein ganzer Gelehrtenstand ausbildet, der die Ergebnisse seiner Forschungen auch unter einem größern Kreise von Gebildeten verbreitet. Es kann unter Umständen gerade den Edelsten einer Nation Bedürfniß werden, sich von dem Treiben der Gegenwart zurückzuziehen und in den Erinnerungen einer schönen Vergangenheit Trost zu suchen gegen das unverbesserliche Zerrbild der gemeinen Wirklichkeit. Und wer wollte leugnen, daß die Zeit der Alexandriner dieses Bedürfniß in vollem Maße empfand? So entsteht der Menge gegenüber ein exclusiver Stand von Gebildeten, der zwar nie die allseitige regsame Production eines wahren Volkslebens ersetzen wird, der aber dennoch als Surrogat dafür dienen

1) Asklepiades.

muß und dem immer das Verdienst bleibt, den Funken geistigen Lebens durch Jahre und Jahrhunderte trüber Verwilderung hindurch für bessere Zeiten bewahrt und genährt zu haben. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß unsere deutsche Dichtkunst dem Volke gegenüber noch vor Kurzem eine nicht unähnliche Stellung einnahm, ja zum Theil noch einnimmt. Freilich werden die Schwingen derselben wachsen, je größer die Kreise der Theilnehmer, je manigfaltiger die Abstufungen derselben, mit einem Worte, je breiter die Basis des Lebens ist, auf welcher sie entsprießt. Und diese Basis war freilich in Alexandrien beschränkt genug. Dafür kam ihr aber ein anderes Element zu Hilfe, um an Intensivität zu ersetzen, was ihr an räumlicher Ausdehnung abging. Der stoffliche Inhalt der Gelehrsamkeit wurzelte nämlich vorzugsweise im Mythos. Dieser war es aber auch, den die keineswegs erstorbene plastische Kunst in den sinnreichsten Situationen und in der saubersten Ausführung im Dienste des Luxus und der raffinirten Kennerschaft sichtlich und handgreiflich vor die Sinne rückte. Es ist klar, wie so die Gelehrsamkeit an die Stelle jener mythischen und historischen Anspielungen treten mußte, deren volle Berechtigung für die ältere Lyrik wir in der Einleitung zum ersten Abschnitt nachgewiesen haben. Freilich ging ihr sittlicher Werth und ihre unmittelbare Beziehung auf eine ideale Götter- und Heroenwelt mit der Pietät und dem Glauben an jene Welt verloren; aber ein neues Interesse zog die Schöpfungen der bildenden Kunst in das wirkliche Leben hinein. Der Versuch, idealisirte Portraits in mythologische Gruppen zu verflechten, die Apotheose lebender oder jüngst verstorbener Könige, die Identificirung derselben mit Localgottheiten (Ptolemaeus-Serapis, Arsinoë-Zephiritis u. s. f.) gehören eben dahin. Zwar muß die unmittelbare Anwendung davon auf die Dichtkunst höchst mißlich ausfallen. Es entsteht eine Poe-

sie des Scheins, oder vielmehr, da der Dichter selbst nicht an seine Schöpfungen glaubt, der Schmeichelei und Lüge; höchstens, wenn er doch einigen Sinn hineinzubringen sucht, ein frostig allegorisches Machwerk. Für den ferneren Werth der gelehrten Dichtung aber ist es von Bedeutung, daß, wenn zuerst auch nur als Modesache, eine allgemeine Bekanntschaft mit den betreffenden Mythenkreisen erzielt und rege gehalten wird, und daß der beständige, fast vertrauliche Verkehr mit diesen Wesen einer schönen Traumwelt allmälig das ganze Leben färbt, durch Gespräch und stets erneutes Studium zu einem Theile dieses Lebens wird und somit das Ansehen des Gesuchten und Gemachten verliert. Je mehr dann aber das Interesse empfänglicher Hörer wächst, desto behaglicher wird sich der Dichter in jene Welt einleben und durch neue und immer neue Fäden sie mit dem wirklichen Diesseits ungezwungen zu verknüpfen wissen. Daß unbeschadet des poetischen Werthes eines Gedichts der Dichter selbst, so wie er zu reflectiren anfängt, diese Verknüpfung als einen Beleg zur Belehrung und Mahnung, mit einem Worte tendenzartig fassen könne, haben wir an Pindaros und Anderer Beispiel gesehen. Darum lassen wir uns durch das Wort des Kallimachos: »Nichts sing' ich ohne Belege!« nicht irren; vielmehr mag es gerade als charakteristisch für diese Manier gelten, die auf sinnige Weise durchgeführt, wie bei Properz, durchaus ihre bleibende Bedeutung hat. Zum Vergleich mit unserer vorletzten und letzten Poesie mag außer Andern Anastasius Grün dienen, dessen feiner, beziehungsreicher, bilderprächtiger, ja eigentlich gelehrter Lyrik, wie sie im »Schutt« sich kund giebt, doch Niemand ihren hohen poetischen Werth absprechen wird: vergl. Jahrgang III. S. 226. Dagegen könnte man nun das Bedenken einlegen, daß für die Verknüpfung der mythisch-historischen Bilderwelt mit dem Diesseits dann

doch eben auch ein Diesseits nöthig sei, welches gleichartige poetische Elemente beherberge, um sich an jenen Reminiscenzen zu entzünden; ja ohne welche deren tiefere Beziehungen gar nicht einmal anempfunden und mit lebendigem Inhalt, mit Fleisch und Blut erfüllt werden könnten. Dieses Bedenken würde allerdings für jede andere Gattung gerade bei den Alexandrinern erheblich scheinen; nur nicht für die Elegie. Denn so elend ist kein Leben, so elend war auch das der alexandrinischen Exilirten nicht, daß es nicht Rosen, Wein und Nachtigallen gehabt, daß es die Liebe schöner Weiber, das trauliche Gespräch befreundeter Männer entbehrt hätte. Und was bedürfen wir weiter zur Elegie? Ja, wir haben schon bei einer andern Gelegenheit gesehen und werden es fernerhin sehen, daß gerade die nothwendige Beschränkung auf die ihrem Wesen angemessensten Lebenskeime ihrer Concentration und innern Vollendung am förderlichsten war. Was hinderte diese arbeitsamen, zu Zeiten auch wohl pedantischen Akademiker, aus dem Bücherstaub ihrer großen Bibliothek und aus dem Lampenqualm ihrer Studirzellen Erholung unter Wein und Scherz an der Brust einer muntern Bittis zu suchen und zu finden, und diese Stunden demnächst in Elegieen zu feiern, die um nichts pedantischer waren, als Goethe's römische? Was hindert uns, es dem Altmeister alexandrinischer Erudition, aber zugleich dem Koryphäen der alexandrinischen Elegie aufs Wort zu glauben, was uns das Epigramm seines Grabmonumentes zuruft:

»Battos' Sohne gehört dies Mal, der wohl auf Gesänge,
Wohl auf des Zechergelags lustigen Schwank sich verstand.

Was hindert uns, den Männern Glauben zu schenken, da es an dienstwilligen und gebildeten Hetären nicht fehlte, welche auch die gelehrten Neigungen ihrer Liebhaber theilten, die den feinen Lobpreisungen ihrer Elegien ein geschmeicheltes

und schmeichelndes Ohr liehen, ja die sich auf mehr verstanden, als das? Denn es gab deren, die bei aller ihrer Schönheit und Leichtfertigkeit sich auf gelehrte und spitzfindige Federkriege mit philosophischen Notabilitäten trotz unserer blue stockings einließen. Wir werden bald ein nahliegendes Beispiel dafür aufweisen. Für Philetas zunächst berechtigt uns weder der Titel der Pägnia, noch die wenigen erhaltenen Verse, noch endlich, was wir vom Ruhm der Bittis wissen, zu der Annahme, daß sie, wie die Lyde des Antimachos, ein Convolut erotischer und anderer Erzählungen ohne Harmonie und Proportion der Bestandtheile, ohne einen nothwendigen Zusammenhang, selbst ohne einen sichtlich durch das Ganze sich ziehenden Gedanken gebildet hätten. Vielmehr haben wir an eine Reihe leicht spielender Elegien zu denken, wie sie die Laune des Augenblicks oder eine zufällige äußere Anregung hervorrief, geschmückt mit den Blüthen der Redekunst und den reichen Beziehungen des Mythos. Bittis' Liebe mochte den Mittelpunkt bilden, ohne daß irgend andere Ereignisse des poetischen Stilllebens von diesem Elegienkranz ausgeschlossen sein durften. Wie weit nun in Erfindung, Ordnung, Ausdruck Philetas dem Ideal der elegischen Dichtkunst sich näherte, wie weit er also etwa dem Propertius glich, das allerdings läßt sich nicht ermitteln; daß er ihm aber glich, daß er mit verwandten Mitteln ähnliche Stoffe in ähnlicher Form behandelte, daran haben wir nicht zu zweifeln. Auch darin sehen wir eine Ähnlichkeit mit dem Römer und einen erheblichen Fortschritt gegen Antimachos, daß er die epischen Stoffe, die sich nun einmal in das elegische Maß gedrängt hatten, nicht massenhaft und als unproportionirte Episoden auf elegischen Grund einflickte, sondern sie in abgesonderte, in sich geschlossene Gedichte verwies. Aber auch hier verfuhr er noch mit Auswahl und setzte nicht den ersten besten

Sagenstoff in Distichа um, sondern nur solchen, der durch die milden und rührenden Affecte der handelnden Figuren eine subjective und elegische Färbung leicht, ja beinahe erwünscht machte. Wer an Schillers Klage der Ceres denkt, der wird es sehr begreiflich finden, daß dasselbe Object von Philetas in dem Gedichte Demeter (Bach S. 25 ff.) auf angemessene Weise in elegischer Haltung und elegischem Maße behandelt werden konnte. Und dafür sprechen auch die drei von Stobäos eben wegen ihrer sententiösen, fast sentimentalen Färbung erhaltenen Bruchstücke (Bach. α. 1—3.) Der Hermes dagegen, in welchem Odysseus' Abenteuer nach unbekannten Sagen erzählt wurden, war ein wirkliches Epos in heroischem Maße. Denn die Vermuthung Heerens, daß das Gedicht in wechselnden Metren geschrieben gewesen sei, eine für jene Zeit keineswegs beispiellose Annahme, für welche man sich auf Theokrits achte Idylle berufen könnte, ergiebt sich nach der neuesten Darstellung Meineke's (Analect. Alexandr. p. 348) als grundlos.

Mehr Licht über die Leistungen dieser Periode erhalten wir durch Hermesianax, von dem uns, außer ziemlich ausführlichen Inhaltsangaben, das bedeutendste elegische Bruchstück aus der Alexandrinerzeit erhalten ist. Er war aus Kolophon gebürtig, der Heimath der erotischen Elegie, und ein Zeitgenoß und Freund des Philetas, so daß uns von ihm vielleicht auch ein Rückschluß auf die Manier des Letzteren erlaubt sein wird. Noch sicherer wird die Zeit seiner Blüthe dadurch begrenzt, daß die Vernichtung seiner Vaterstadt und die Übersiedlung ihrer Bürger nach Ephesus durch Lysimachus wohl nur um ein Geringes nach der Schlacht bei Ipsus (301 v. Chr.) fallen konnte. Wenn nun Pausanias (I. 9. 8.) aus dem Stillschweigen des Dichters über diese Katastrophe schließt, daß er dieselbe gar nicht mehr erlebt

habe, so müssen wir bei der engen Beziehung der elegischen Dichtung zum Dichterleben (die demnach Pausanias auch bei Hermesianax wiedergefunden haben muß) wenigstens so viel von der Folgerung festhalten (gegen Bach Hermes. p. 90), daß das Buch Leontion damals schon geschlossen und verbreitet war. Damit stimmt es nun aber auch auf das Trefflichste, daß in dem Fragmente bei Athenäus (XIII. p. 597. a.) die Reihe der verliebten Dichter nur gerade bis auf Philetas und Philoxenos, die der Philosophen bis auf Aristippus herabgeführt wird, während der Dichter bei einer spätern Abfassung der fraglichen Elegie schwerlich den Alexander Aetolus, noch weniger aber den Epikur ausgelassen haben würde. Denn es ist mehr als eine müßige Vermuthung Ilgens (opuscc. phil. I. p. 252), daß die berühmte oder berüchtigte Geliebte Epikurs, mit der er in philosophischem Briefwechsel stand (Diog. L. X. 3, 6.), und die, von ihm selbst in das System seiner vergnüglichen Weisheit eingeweiht (Athen. XIII. p. 593 c., 588 b.), sich in ernsthafte Polemik gegen Theophrast einzulassen wagte (Cic. N. D. I. 33. Plin. N. H. I. praef. s. fin.), daß, sagen wir, diese vielgenannte Hetäre Leontion eben diejenige Leontion sei, welche einst ihre noch jugendlichen Reize an unsern Dichter verschenkt hatte und dafür ihren Namen in seinen Elegien verherrlicht sah. Denn nicht nur mag den bedeutendsten Theil ihres Stoffes der Verkehr mit der Schönen geboten haben, sondern Hermesianax benannte die ganze, drei Bücher umfassende Sammlung nach ihrem Namen selbst Leontion (Athen. XIII. p. 595 a.). Wenn wir mit Recht die Vollendung des Buches und somit das Liebesverhältniß vor die Züge des Lysimachos in Kleinasien, also vor ol. CXIX. d. h. c. 302 v. Chr. (siehe Diod. Sic. XX, 107. p. 483 Wess.) setzen müssen, so traf die geistvolle Hetäre, wenn sie damals von Kolophon nach Athen

wanderte, den gargettischen Weisen (geb. Olymp. CIX. 3. c. 341 v. Chr.) noch in der vollen Kraft männlicher Jahre und noch fähig und bereit zu andern Genüssen, als denen des gemeinsamen Speculirens. Wir erhalten übrigens durch die obige Notiz des Pausanias zugleich einen Wink über die ursprüngliche Gestalt von Hermesianax' Elegie, welche man, wie wir oben gesehen haben, ohne nähere Begründung in eine Reihe mit Antimachos' Lyde gesetzt hat. Allerdings führte auch diese Sammlung den Collectivnamen von der in ihr gepriesenen Geliebten. Aber wir haben schon bei Mimnermos' Nanno gefunden, wie wenig dieser Umstand für Form und Anordnung des Ganzen entscheidet. Erheblicher könnte das Bedenken erscheinen, daß uns Parthenius, Pausanias u. a. ziemlich umfangreich und ausführlich erzählte Mythen aus Leontion mittheilen. (S. Fragm. 4. 6. 7. 11. b. Bach.) Allein schon ein Blick auf den einzigen Properz lehrt uns wie kleine epische Stoffe, die in sich einen raschen und festen Abschluß bieten, in paradigmatischer Manier an ein Ereigniß des Dichterlebens angeknüpft, in subjectiver Weise aufgefaßt und, wenn man so sagen darf, zu einem speciell elegischen Zwecke ausgebeutet werden können. Die elegische Stimmung des Dichters ergreift eine bereit liegende, entsprechende Situation der Fabelwelt, in der sie sich ein- und auslebt, durch den so gewonnenen plastischen Stoff aber das subjective Pathos zu elegischer Ruhe herabstimmt, um dann durch den neuen Inhalt bereichert zu dem Ausgangspunkt der lyrischen Bewegung zurückzukehren. Diese dem Idyll nahverwandte Form, in welchem das epische Element dem reflectirenden Dichter selber oft nur als ein Beleg der zu Anfang und am Schluß wiederholten Behauptung der Lehre erscheint, tritt beim Properz am klarsten hervor (El. I. 20. II. 29, mit andern Motiven vermischt El. IV. 8.), und eine Vergleichung

mit Theokrit (13. 3. 6. 11. 12.) liegt auf der Hand. Wenn nun Properz unbeschadet solcher und noch viel heterogenerer Gedichte, in denen oftmals nicht die geringste Beziehung auf seine Cynthia vorhanden ist, doch die ganze Sammlung a potiori nach der Geliebten benennen konnte, was hindert uns, Ähnliches für Hermesianax' Leontion anzunehmen? Noch viel weniger hätte man aber bei dem großen Fragment aus dem dritten Buche (Athen. XIII. 597) an Antimachos erinnern sollen. Offenbar hatte der Dichter gegen irgend einen Freund seine Liebesgluth für die schöne Hetäre entschuldigt und führt nun zu seiner Rechtfertigung eine Reihe berühmter Dichter und Weisen an, die ebenso wenig, als er, der Leidenschaft zu widerstehen vermochten. Diese Gallerie verliebter Musensöhne, in der jedes einzelne Genrebild nur mit ein paar Strichen skizzirt ist, kann doch in keiner Weise mit den angehäuften Mythenstoffen und den in epischer Breite zerfließenden Erzählungen des Antimachos parallelisirt werden. Vielmehr läßt die ganze Flüchtigkeit und subjective Willkür der Zeichnung, die an manchen Stellen sichtlich in das Ironische, sogar, wenn man will, in den Humor umschlägt, keinen Augenblick über die lyrische Natur des Bruchstücks in Zweifel. Auch hier drängen sich Vergleichungen mit ähnlichen Partieen römischer Elegiker auf: Propert. II. 34, 61—92, vgl. III. 9, 9—16., noch mehr aber und bis zum Sprechen ähnlich Ovid's Trist. II. 363—466. Eleg. I. 15, 9—30. Über die poetische Anlage des ganzen Gedichtes und somit über den Werth desselben als eines Kunstganzen läßt sich natürlich, eben weil wir nur das Bruchstück vor uns haben, kein entscheidendes Urtheil gewinnen. Allerdings könnte die Vergleichung mit Properz, der sich a. a. O. in seinem Dichter- und Künstlerkatalog auf bescheidenere Grenzen beschränkt, den Verdacht einer nicht richtig gehaltenen Proportion und

der Überladung durch die auf einen Punkt zusammengedrängten Beispiele erregen; allerdings mangelt es diesen, da sie alle in paralleler Richtung gehen, an Gegensatz unter einander. Der Gegensatz aber ist der Nerv der lyrischen Bewegung — und es läßt sich schwer denken, wie der Masse dieses Stoffes gegenüber in dem subjectiven Theil des Gedichtes ein entsprechendes Gegengewicht gewonnen werden konnte. Auch würden wir durch die Vermuthung eines solchen Fehlgriffs dem Ruhm des Dichters nicht allzu großes Unrecht thun, da er ja auf jeden Fall unter den Vertretern der Elegie seiner Zeit in der zweiten Reihe, vielleicht noch tiefer im Hintergrunde stand, und wir nur durch zufällige Erwähnungen und Citate von ihm Kenntniß haben. Dagegen bietet auf der andern Seite die Vergleichung mit jener längeren Elegie Ovid's eine ehrenvolle Auskunft, und der neuerliche Ausspruch des trefflichen Bergk, der Hermesianax geradeswegs einen schlechten Dichter nennt, [1]) erscheint durchaus als unbegründet. Über die Berechtigung der Gelehrsamkeit in der Elegie zu jener Zeit haben wir schon oben gehandelt. Wenn dem gleichgebildeten Leser die Anschauungen, in welchen sich der Dichter bewegt, klar und geläufig waren, so darf ihm die Dunkelheit, welche dadurch sein Ausdruck für entfernte Jahrtausende gewinnt, nicht zum Vorwurf gemacht werden. Dunkelheit für spätere Zeiten ist auch Pindars und Aristophanes' Erbtheil. Wir kennen wohl den dreifachen Unterschied der Ursachen, welche für uns scheinbar denselben Erfolg bei jenen beiden und den Alexandrinern hervorgerufen haben. Wir beziehen uns auch hier auf das Jahrg. III. S. 225 ff. Gesagte. Es kann uns eben aus den dort entwickelten Gründen nicht in den Sinn kommen, irgend einen Alexandriner

1) Commentatio de Hermes. Elegia. Marburg. 1844. p. I.

mit jenen Heroen der Lyrik und Komödie auf eine Staffel zu stellen. Aber um so bestimmter müssen wir darauf dringen, daß man aus einem so allgemeinen Prädicate nicht Folgen für den Werth oder Unwerth eines Dichters ableite. Außer der Schwierigkeit des Verständnisses ist aber nichts, was in dem vorliegenden Fragmente unser Mißbehagen erwecken könnte; denn über Mangel an Sorglichkeit und Feile des Versbaues wird unser gelehrter Freund gewiß nicht Klage führen, da er selbst mit gewohntem Scharfblick die Feinheit und bewußte Kunst der metrischen und symmetrischen Composition bei Hermesianax ins Licht gesetzt hat (a. a. O. S. 11). Die schlanke Rundung aber der kleinen Skizzen, die Sicherheit in der Zeichnung, mit der er gerade die Pointen ins Licht rückt, welche für seinen poetischen Zweck Werth haben, und die, an sich charakteristisch für die einzelnen Portraits, in dem Mitwissenden eine Fülle liebgewordener Erinnerungen erwecken, die Neuheit zudem der fast schalkhaften Auffassung, endlich aber die Sauberkeit in Behandlung des Details: dies Alles sind Vorzüge, welche immer noch Fr. Schlegels nur in seinen Folgerungen excentrischen Urtheil Giltigkeit sichern (Werke Th. IV. S. 58): »Wenn die Beschreibungen der alten Tragödie reich und groß gegliedert mit architektonischer Festigkeit wie für die Ewigkeit dastehen; wenn in der pindarischen Poesie oft eine hohe Gestalt von einfachen, allgemeinen Zügen sanft vor uns zu ruhen oder in milderem Glanze zu schweben scheint: so möchte man diese Bilder des Hermesianax an sorgloser Lebensfülle mit erhobenen Arbeiten, an zierlicher Sorgfalt mit den geschnittenen Steinen des Alterthums vergleichen.«

Übrigens ward gleich in der nächsten Zeit das Bestreben, die Massen der Erudition, welche förmlich zu einem constituirenden Element des Privatlebens geworden waren, auch

in die Elegie hinüberzuleiten, in einer Weise modificirt, die für die Erhaltung der letztern als einer selbständigen Kunstform nur vortheilhaft sein konnte. Die chaotische Gährung der elegischen Tendenzen und des epischen Inhalts, welche bei dem ersten Versuch der gelehrten Elegie trübe und gestaltlos durch einander treiben und es auch selbst bei Hermesianax nicht zu einer organischen und harmonischen Durchdringung gebracht haben, beginnt sich abzuklären. Die schweren historischen und mythischen Stoffe sinken zunächst gesondert nieder und bilden eine neue Gruppe der hellenischen Poesie, gewissermaßen das elegische Epos. Denn nun ist nicht mehr die lyrische Bewegung der subjectiven Empfindung, die in dem epischen Object nur ein Substrat sucht, der eigentliche Inhalt des Gedichtes, sondern das Object wird um seiner selbst willen zur Darstellung gebracht. Da wirft sich denn natürlich die Frage auf, ob wir nicht geradezu hier ein Epos haben, und warum denn der Dichter sich nicht der allein dem antiken Epos angemessenen Form, des Hexameters, bediene? Allerdings müssen wir zugestehen, daß von dieser Zeit an das sichere Bewußtsein von der Bedeutung des Metrums schwindet, daß in der That diese in elegischen Distichen verfaßten Epen von den Alten selbst nicht nur nicht Elegieen genannt, sondern sogar den Elegieen entgegengesetzt werden (s. Prop. El. IV. 1, 135); endlich, daß dieser Uebergriff in ein neues Gebiet anfangs wirklich als ein Mißgriff erscheint, insofern gleich bei dem ersten Repräsentanten dieser Art, Alexander Aetolus, Metrum und Inhalt, Vers und Satz, oft noch in Disharmonie stehen und dadurch den Anschein der Ungelenkigkeit hervorrufen, die bei der sonst so geglätteten Versification der alexandrinischen Zeit doppelt auffallen muß. Gleichwohl erheischen zwei Umstände besondere Erwägung. Sie werden uns zeigen, wie griechischer Takt und Schönheitssinn die Kunst

selbst noch auf Abwegen ihrem wahren Ziel instinktmäßig entgegengeführt und selbst den Zwitterformen noch eine bestechende Anmuth zu verleihen weiß. Zuerst bedarf es keiner weitern Auseinandersetzung, daß das klassische Epos sich um diese Zeit längst, schon seit vier Jahrhunderten, überlebt hatte (s. Jahrgang III. S. 253 ff.). Aber noch mehr: die ganze Weltanschauung der klassischen Zeit und somit die ganze klassisch-hellenische Poesie hatte sich überlebt. Die harmlose Naivetät, die stille Einfalt der Alten war verloren gegangen. Man lebte nicht mehr in dem behaglichen Zusammenhange einer untadligen Natürlichkeit. Der Zwiespalt zwischen den Forderungen des Subjects und einer zerrütteten Wirklichkeit war unheilbar eingerissen. Immer mehr hörte man auf, »natürlich zu empfinden,« begann man vielmehr »das Natürliche zu empfinden.« Immer weiter griff diese subjective Anschauung um sich, und indem sie das gedeihliche Wiederaufblühen der übrigen antiken Kunstformen hinderte, drang sie auch in das Gebiet ein, in welches sich aus Gründen, die wir im Beginn dieses Abschnittes entwickelt haben, die Objectivität als in ihr letztes Asyl geflüchtet hatte, in das Privatleben und dessen poetischen Ausdruck, die Elegie.

Wir müssen hier dringend vor Verwechselung des doppelten Begriffes, den der Ausdruck subjectiv als Prädicat entweder einer Dichtungsart, oder einer ganzen Lebensansicht bezeichnet, warnen. In der erstern Beziehung soll es nur die rein persönliche Sonderung des dichtenden Subjectes von den Dingen außer ihm, oder näher, die Setzung des Dichters als Gegenstandes der Dichtung — die poetische Reflexion bezeichnen, und ist daher im Wesentlichen identisch mit dem Lyrischen. Nun muß aber der antiken Lyrik in einem andern Sinne, so gut wie der ganzen antiken Lebensanschauung, das Prädicat des Objectiven zugeschrieben werden, wäh-

rend umgekehrt das moderne Epos selbst in diesem Sinne subjectiv genannt werden muß. So gefaßt, drückt nämlich zweitens die Subjectivität den Zwiespalt des in seinen sittlichen und ästhetischen Postulaten sich unendlich berechtigt fühlenden Subjectes mit allen Lebensverhältnissen seiner Zeit aus. Es umfaßt daher in der That die eine Seite des Sentimentalen. Zur Ausfüllung der ganzen Sphäre dieses letztern Begriffes bedarf es nur noch des Fortschrittes vom Zwiespalt mit dem dermaligen Menschengeschlecht zum Zwiespalt mit dem Menschengeschlecht als solchem, also auch des Subjectes mit sich selbst, d. h. zur Zerrissenheit. Diesseits jener bezeichneten Grenze ist aber die heidnische Welt nie vorgedrungen: und wenn auch von jetzt ab die alte Literatur, und namentlich die römische, sich immer subjectiver färbt, so ist doch selbst noch Tacitus, wie sehr er oft modern erscheint, durch eine gewaltige Kluft von der christlichen Auffassung getrennt. Wäre dies nicht, so dürften wir auch von nun an nicht mehr an die Möglichkeit irgend eines dichterischen Erzeugnisses denken.

Wir können hier nicht auf die Widersprüche eingehen, an welchen eben um dieser Grundlage willen die specifisch-christliche Kunst nothwendig kranken muß. Von den drei Stadien oder besser Symptomen, welche den stets erneuerten Versuch bezeichnen, die transcendente Welt durch die von ihr negirte und verdammte Sinnlichkeit in der Kunst zu verherrlichen, dem Phantastischen, Romantischen, Sentimentalen, ist es, wie gesagt, besonders das Letzte, welches, wie am Ende der Entwicklung, so auch bereits als Vorläufer derselben auftritt. Vollständig und im Schoß des Christenthums explicirt, tritt allerdings die Sentimentalität als Zerrissenheit auf, die nur durch die Flucht in die Unendlichkeit und die nebelnde Sehnsucht ins Blaue hinein Beschwich-

tigung findet. Aber sie hat noch einen andern Halt, der für ihr erstes Auftreten von entschiedener Bedeutung ist und ihre poetische Darstellung auch schon im Alterthum möglich macht. Ihr erscheint nämlich wenigstens noch nicht die s. g. schöne Natur als Teufelswerk. Vielmehr wie bei den letzten christlichen Dichtern gerade diese es ist, welche in ihrer Schönheit als stiller Vorwurf dem durch eigene Schuld unwiederbringlich verlorenen Menschengeschlecht entgegengehalten wird, ähnlich schon bei den vorchristlichen Poeten dieser und der folgenden Perioden, nur mit der oben auseinandergesetzten Beschränkung. Daher die dem frühern Griechenthum gänzlich unbekannte, bei den Alexandrinern zuerst deutlich erwachende Vorliebe für Naturscenen und Landschaftsschilderei en, oder wo noch irgend im Landvolk ein Rest natürlicher Sitte und Unschuld verblieben war, Sittengemälde in diesen Kreisen, lebendige Darstellungen von Volksfesten und Hirtenleben, endlich die wehmuthsvolle, von dem Schmerz unerfüllbarer Sehnsucht getragene Erinnerung an eine schöne Vergangenheit.

Nun ist es klar, wie alle diese Momente der subjectiven Gattung, und namentlich der Elegie, zu Statten kommen müssen. Noch ist in den engern Lebenskreisen eine Fülle heiterer Sinnlichkeit und Lust und Kraft genug zu objectiv-plastischer Dichtung übrig geblieben, um sich nicht durch die Sehnsucht nach dem Vermißten überwältigen zu lassen, sondern gerade dieselbe als ein mildes und wohlthätiges Ferment in sich aufzunehmen. Denn eben durch diese neuen Potenzen kann die derb antike Sinnenlust, die nicht mehr in der natürlichen Zucht und Sitte eines kräftigen Volksbewußtseins, noch in der angeborenen Charis Maß und Zügel findet, vor jenem wilden Sinnentaumel, der Geilheit und dem Schmutz bewahrt werden, der uns unter der zierlich lackirten Ober-

fläche der priapeïschen und sotadeïschen Gedichte und der lasciven Epigramme der Alexandrinerzeit anekelt. Ob und wie weit die Elegiker dieses Abschnittes sich der tibullischen Zartheit oder der properzischen Gluth genähert haben, ist natürlich nicht hinlänglich zu ermitteln. Bei Hermesianax, der hier statt Aller gelten muß, sind nur eben die ersten Ansätze dazu. Dagegen berechtigt uns Theokrit auch in dieser Beziehung zu dem vortheilhaftesten Rückschluß.

Kehren wir nach diesen Vorfragen zur Beurtheilung des Versuchs zurück, das Epos, für welches die gelehrten Studien so reiches Material angesammelt hatten, wiederum zu beleben, so sehen wir durchaus keine andere Möglichkeit einer genießbaren Form voraus, als wenn es sich, fern von der Nachahmung der unnachahmlichen Gesänge Homers, selber der subjectiven Auffassung der ganzen Zeit fügt. Anfänge der Art finden sich schon bei Apollonius, bei welchem Naturschilderungen, Charakterzeichnungen, Sittengemälde und ein blumiger Stil ganz den Bedürfnissen der neuen Zeit entsprechen; aber die voluminöse Breite, die Häufung des gelehrten Stoffes und die unter so heterogenen Umgebungen doppelt beleidigende Sucht, homerisch sein zu wollen, verdirbt den Eindruck des Ganzen. Vielmehr stellt sich von selbst die Forderung, daß die Erzählung fern von eigentlicher epischer Breite, möglichst gedrängt und zusammengezogen, fast skizzenhaft abbrevirt erscheine, damit der rasche Verlauf und drastische Abschluß den subjectiven Gesichtspunkt, aus dem das Ganze aufgefaßt ist, deutlich in den Vordergrund treten lasse. Während wir diese Bedingungen uns vergegenwärtigen, drängt sich uns die Bemerkung auf, daß es im Wesen dieselben sind, welche den Begriff der Ballade constituiren. Und in der That ist dem so. Selbst das Frappante der Katastrophe fehlt nicht, nicht das Grausige, nicht das Wunder. Ein subjectiver Color durch-

zieht das Ganze; dazwischen moralische Reflexionen, wenn auch nur in der kürzesten Andeutung preisender oder verdammender Attribute. Nichts Rhapsodisches, worin die Fäden unvermerkt und zur beliebigen Erneuerung verlaufen, noch weniger Episoden sind hier am Ort. Wo sie dennoch eintreten, beleidigen sie geradezu und werden leicht als individueller Fehlgriff erkannt. Nun ist es aber ohne Weiteres klar, daß für ein so gestaltetes Epyllion die metrische Fassung des Herameters, selbst wenn er in der Weise des bukolischen geschwächt und gebrochen ist, immer noch zu reich und prächtig erscheint. Das subjective Epos, das halb nur noch Epos ist, verlangt einen subjectiven Vers. Schließt doch auch die achtzeilige Stanze des romantischen Heldengedichtes der Italiener nach dem einfach epischen Stimmwechsel in den Schlußversen rasch und strophisch ab und schmiegt sich dadurch auf das Schicklichste an die subjective Natur dieser Gattung an. Unter den antiken Metren ist aber keines, das die Verschmelzung des subjectiven und objectiven Elementes so genau bezeichnete, so passend demnach für das neue Epos wäre, als das elegische Distichon.

Und so weit wäre denn Alles in Ordnung; es wird sich aber auch im Verlauf der Darstellung zeigen, eine wie wohlverstandene Anwenduug dieser Bedingungen wir bei einigen der alexandrinischen Dichter vorauszusetzen haben. Über Philetas' Demeter haben wir schon oben unsere Vermuthung ausgesprochen; nicht unähnlich und in der Ausführung der zierlichen und schmelzenden Weise des Phanokles am nächsten mag die Skylla der Dichterin Hedyle gestanden haben, in welcher die sicilische Sage von der Liebe des Seegottes Glaukos zu der schönen aber grausamen Bewohnerin der Meerenge besungen ward und von der uns ein zierliches Fragment bei Athenäos (VII. p. 297. b.) erhalten ist. Ob Hedyle's Sohn

Hedylos, der mit Kallimachos wetteiferte, im Sinne der Mutter weiter gedichtet, und ob die Behandeung der verwandten Sagen von Glaukos überhaupt einem elegischen Gedichte angehört habe, bleibt unermittelt. Dagegen bieten die zusammenhängenden Bruchstücke der nächsten Zeit noch eine zweite Erscheinung, die, wie sehr sie immer aus der subjectiven Auffassung dieser Periode herzuleiten ist, wie sehr sie also ebenfalls den Gebrauch des elegischen Maßes empfiehlt, doch vom allgemein ästhetischen Standpunkte als ein entschiedener Mißgriff bezeichnet werden muß. Wir sehen nämlich eine Reihe solcher kleiner Epen zu umfassenden Werken verknüpft; gewiß untadelig, wenn sie nur in innerem poetischem Zusammenhange ständen, d. h. auf gemeinsamem historischem Grunde auseinander oder nebeneinander erwachsen, sich zu einer übersichtlichen oder einheitlichen Gruppe verschlängen. Die Romanzen-Cykeln Spaniens würden hier als erläuternde Analogie dienen und wir werden unten auf sie zurückkommen müssen. Die Alexandriner hingegen haben die Einheit von ganz abstracten Gesichtspunkten aus erstrebt. Nach irgend einer Verstandeskategorie ist die ganze Sagen- und Geschichtswelt in geradlinigte Streifen aus einandergeschnitten. Da hat Alexander Aetolus, unser nächster Gewährsmann, zuerst in seinem Apollo alle unglücklichen Liebeshändel hinter einander weg behandelt, in seinen Musen die Schicksale berühmter Dichter besungen, Phanokles in seinen Ἔρωτες Beispiele von schönen Knaben gesammelt; Anderer jetzt nicht zu gedenken. Aber nicht die Aufgabe der Kunst ist es, sondern der Wissenschaft, die Dinge und das Leben anatomisch zu zerschneiden, das Gleichartige aufzusuchen und zusammenzuordnen. Die Kunst hat ganze Leiber und ein ganzes Leben zu schaffen, die Gegensätze nicht zu scheuen, sondern sie im Brennpunkt einer gemeinsamen Handlung zu concentriren. Ob daher auch

jener Versuch, epische Stoffe nach Art von Käfer- und Münzsammlungen zu ordnen, nicht ohne Vorgang aus uralter, aber auch nicht gerade poetischer Zeit ist, ob diese Sitte auch seitdem den größten Beifall bis zu den Römern hin fand: dennoch ist und bleibt diese ganze Manier durchaus verwerflich und ist der nächste Schritt zum Lehrgedicht, das ihr denn auch wirklich auf dem Fuße nachfolgt.

Alexanders zunächst zu erwähnendes Gedicht Apollon leidet außerdem noch an einem Übelstande, der für die Dauer namentlich höchst unbequem und störend geworden sein muß. Der Dichter hatte den kleinen Balladen (das Wort sei erlaubt) dadurch einen gemeinsamen Hintergrund zu verschaffen gesucht, daß er dem pythischen Gott die Erzählungen als Weissagungen in den Mund legte. Auf diese Weise tritt eine sonderbare und unnatürliche Verkehrung der Zeiten ein, welche schon durch die unbequeme Form des Futurums eine gewandte Erzählung fast unmöglich macht. Anmuthiger sind die kleinen Fragmente aus den Musen. In diesem Buche hatte Alexander ohne Zweifel gleichalterige und ältere der Musenkunst pflegende Zeitgenossen gefeiert. Das erste der Bruchstücke (bei Macrob. Saturn. V. 22) bezieht sich auf den berühmten, oder richtiger wegen Verweichlichung der Musik berüchtigten Dithyrambendichter Timotheos. Noch schärfer und in drastischer Lebendigkeit gehalten ist die Charakteristik des Parodiendichters Böotos, der, ein Zeitgenoß des Euböos von Paros, sonst auch, wie hier, mit diesem zusammengestellt wird, wiewohl er dessen Berühmtheit nicht erreicht zu haben scheint.

Was weiter von Alexanders elegischen Fragmenten übrig ist, berechtigt uns keineswegs zu dem Schluß, daß er auch die eigentlich lyrische Seite der Gattung, namentlich die erotische Elegie, bearbeitet habe. Dagegen sehen wir ihn auf andern Gebieten in eifriger Thätigkeit. Er gehört zu

jenem ziemlich dunkel leuchtenden, aber zu seiner Zeit nichts desto weniger hoch gefeierten Siebengestirn der alexandrinischen Tragiker, und der Ruf, den er sich in dieser Eigenschaft bereits am Hofe des Antigonus Gonnatas erworben hatte, ward dem Ptolomäus Philadelphus Veranlassung, ihn nach Alexandrien zu ziehen, wo er, nach Einigen, mit der Redaction der tragischen Dichter für die große Bibliothek beauftragt gewesen sein soll. S. Meineke Quaestt. Al. p. 215 ff. Daß er sich auch in der Komödie versucht, ist eine unbegründete Vermuthung Osann's. Dagegen besitzen wir, außer einigen zierlichen Epigrammen, in der Anthologie Bruchstücke umfangreicherer Epen, worunter auch ein didactisches über Sternkunde; und endlich blieb ihm selbst das schmutzige Genre der sotadeischen Gedichte nicht fremd. — Wenn wir sonach bei Alexander die tiefere Betheiligung eines dichterisch gestimmten Gemüthes vermissen, und ihm nur die verständige Sonderung der heterogenen Elemente in der Elegie als Verdienst anrechnen dürfen, außerdem aber nur die Kunst eines bezeichnenden Ausdrucks und eine gewisse Frische rascher Combination anerkennungswerth finden können, so gewahren wir einen erheblichen Fortschritt auf der neu eröffneten Bahn bei Phanokles, über dessen Zeit und Lebensverhältnisse wir leider ganz ohne äußere Nachricht sind, der aber ohne Zweifel der alexandrinischen Periode angehört, und nach der ganzen Anlage, Tendenz und Anschauungsweise seiner Dichtungen zu schließen, kaum später als Philetas und Alexander geblüht haben kann. Seine Ἔρωτες oder Καλοί (»Schöne Knaben«) gehören durchaus der eben dargestellten Fraction der Elegie an; das aus ihnen erhaltene größere Bruchstück ist der reinste und vollkommenste Ausdruck, der von dieser Richtung auf unsere Zeit gekommen ist. Die sentimentale Färbung steigert sich hier zum wirklich Gefühlvollen, und die Zartheit

der Auffassung, die Sauberkeit der Behandlung auch im Einzelnen, der Wohlklang des Verses und die edle Einfachheit der Sprache — eine seltene Tugend in dieser Zeit — alle diese Eigenschaften lassen es als eins der bedeutendsten Documente für die dichterische Befähigung der alexandrinischen Periode erscheinen. Der zweite Titel erklärt sich von der gewöhnlichen Bezeichnung schöner und geliebter Knaben, wie sie so häufig als Ausruf auf Vasengemälden erscheint. Von den Liebesgeschichten, welche darin besungen waren, werden uns, außer der hier erzählten von Orpheus und Kalaïs, in Citaten und kürzeren Anführungen, die Liebe des Tantalos zum Ganymedes, des Agamemnon zum Argynnos, des Kyknos zum Phaeton, des Dionysos zum Adonis genannt. In dem doppelten Schluß (V. 21 und 25) tritt uns ein neues und eigenthümliches Element der Elegie entgegen, dessen Ausbildung einerseits die gelehrten Bestrebungen der Alexandriner begünstigen mußten, und wodurch anderseits eine überraschende Ähnlichkeit mehr mit der Ballade hervorgerufen wird. Es ist die Deutung noch vorhandener Gebräuche, Namen und Zustände durch die poetische Erzählung, die Zurückführung *ihres Ursprungs* auf die *Fabel-* oder *Heldenzeit*.

Wir dürfen nicht erst an die unzähligen Parallelen erinnern, welche die romantische Dichtung bis auf unsere Tage hiezu bietet. Wir heben nur das Eine hervor, daß sämmtliche Balladen, welche sich an *Lokalsagen* knüpfen (und ihre Zahl ist bei uns Legion), ihren eigentlichen Ausgangs- und Schlußpunkt gerade in einer solchen Interpretation der Gegenwart durch die Vergangenheit haben. Es ist aber ohne Weiteres klar, daß dieses Moment nicht nur sein gelehrtes und genauer *archäologisches* Interesse, sondern daß es für die besprochene Gattung eine entschieden poetische Be-

deutsamkeit hat. Das subjective Epos sucht nicht mehr die Räthsel des gegenwärtigen Menschengeschlechts durch die plastische Entfaltung seines Ideals zu lösen, sondern es weiß sich und setzt sich absichtlich mit den idealen Gestalten einer schöneren Vergangenheit in Gegensatz. Dieser Gegensatz tritt in der höchsten Schärfe hervor, die Beziehung des Subjectes zu dem behandelten Sagenstoff, sein Interesse daran wird auf das Unabweislichste und Lebhafteste erweckt und bis zur möglichsten Innigkeit gesteigert, wenn die Überreste jener verschwundenen Welt noch sichtbar und handgreiflich in das nüchterne und prosaische Diesseits herüberragen: freilich nur als Ruinen oder als der unverstandene Klang eines Namens, dessen Deutung erst der geweihete Dichtermund geben kann. Das ist die elegische Romantik der verfallenen Bergschlösser, Teufelsmauern und Roßtrappen, der Wahrzeichen in Kirchen und auf Marktplätzen abwärts bis zu den Deuteleien von Wappenbildern und Devisen und so mancher räthselhafter Orts- und Familiennamen. Niemand mag den geheimen Reiz wegleugnen, der uns an die stummen Reminiscenzen der Urgeschichte der Menschheit fesselt, und wenn er sich auch einerseits oft ins Kleinliche und Kindische verläuft, so steigert er sich doch andrerseits bei dem Anblick erhabener Zeugnisse einer wirklich großen oder schönen Vergangenheit zu dem klaren Bewußtsein gerechter Wehmuth. Einen wie unendlich reichen Boden aber Griechenland für eine solche Auffassung darbot, genügt mit einem Worte erinnert zu haben. Es war daher ein durchaus angemessenes und belohnendes Unternehmen, ihn in dieser Richtung hin auszubeuten, und was wir so eben bei Phanokles mehr als beiläufige Notiz, wenigstens nicht im nothwendigen Zusammenhange mit dem wesentlichen Inhalt des Gedichtes, wahrgenommen haben, das sehen wir von

Kallimachos entschieden in den Mittelpunkt gerückt und als das belebende Princip der durch ihn endlich von fremdartigen Tendenzen befreiten historischen Elegie aufgefaßt.

Kallimachos, in dem die ganze Bildung der alexandrinischen Zeit ihre entschiedenste Concentration und ihren vollendetsten Ausdruck gefunden, war in Kyrene geboren, hatte sich in Alexandria niedergelassen und, wahrscheinlich um des Erwerbes willen, in der Vorstadt Eleusis eine gewöhnliche Schule errichtet. Von da zog ihn der kunstliebende Philadelphus an den Hof und in das Museum, wo er unter seiner und seines Nachfolgers Ptolomaeus des Euergeten Regierung als Vorsteher der Bibliothek und als Gelehrter die weitschichtigste polygraphische Thätigkeit entwickelte. Über achthundert Bücher werden ihm zugeschrieben; die grammatischen Studien standen natürlich auch bei ihm voran, an sie knüpften sich die umfassendsten literarhistorischen Arbeiten, hundertzwanzig Bücher über die ausgezeichnetesten Männer in allen Gebieten der Wissenschaft. Von ihm selbst blieb kein Feld der Erudition unberührt; geographische, naturhistorische, physikalische Sammelwerke und andere Schriften, deren Titel schon von der Lust seiner Zeit an Raritäten zeugt (*θαύματα*, *παράδοξα* u. s. w.), die er ohne Zweifel auch vielfach auf seine Poesien übertrug. Denn hier war er nicht minder als in der Prosa unerschöpflich. Er hat sich in allen Versmaßen und Dichtungsarten versucht, und diese plan- und urtheilslose Geschäftigkeit, die auf Zeitgemäßes und Ueberlebtes mit gleicher Hast sich erstreckt und gegen die erste Warnung des Dichters verstößt, nur seinen Kräften Angemessenes auf sich zu nehmen, muß kein günstiges Vorurtheil für seinen poetischen Beruf erwecken. Gehen wir nun aber an die größern Reste seiner Dichtungen, über die uns ein unmittelbares Urtheil gestattet ist, so werden wir in dem Präjudiz noch mehr

bestärkt werden. Der mühselige Fleiß des gesuchten Ausdruckes, die sichtbare Feile der ebenmäßigen Diction und des immer gleich glatten Verses lähmt an sich schon die geniale Erhebung und den frischen Schwung der Erfindungskraft. So verdient er denn vor Allen nur das Prädicat des Unanstößigen (ἄπτωτος), durch welches Longinus passend diese Dichterklasse bezeichnet, und kommt nicht über jene gefällige Mittelmäßigkeit hinaus, welche Quintilian dem Schüler des Kallimachos, Apollonius, als einziges Lob zuerkennt. Denn selbst die Neuheit des Ausdrucks, welche hier und dort den gleichmäßigen Fluß der Rede durchbricht, erscheint nicht als rüstiges Wagstück eines originellen Geistes, sondern als unmotivirte Schaustellung einer schwer aufgetriebenen Seltsamkeit. Statt liebevoller und inniger Versenkung in die Objecte gewahren wir ein theilnahmloses buntes Bilderspiel auf der Oberfläche der Erscheinungen; statt der natürlichen Wärme des Gefühls, die den Hörer fortreißt, das frostig berechnete Pathos der studirten Phrase, welche viel Lärmen und Worte um die nichtigsten Dinge macht; statt der gesunden Farbe der Wahrheit die Bläße der Sentenz und den lackirten Glanz des rhetorischen Schminktopfes. Bei diesem Haften am Äußerlichen kann selbst die Erzählung nicht in schwungvoller Kraft vorwärts rücken und wird, trotz der von ihm selbst angestrebten und als besonderer Vorzug beanspruchten Breviloquenz, mit der er Entlegenes nur andeutet, doch in der Hauptsache weitschweifig und breit. [1])

Von der Kraft einer schöpferischen Phantasie kann vollends nicht die Rede sein. Wo Ansätze dazu vorzukommen scheinen, da erweisen sie sich bald als der ohnmächtige Versuch, sich zum Wunderbaren empor zu schrauben; aber eben, weil

1) Quaestt. Prop. p. 190.

die Wärme der dichterischen Überzeugung fehlt, die den eigenen Gestalten Einheit und Zusammenhang und selbst dem Wunderbaren (dem *ψεῦδος*) anschauliche Wahrheit (das *πιθανόν*) verleiht, so kann er es nur bis zum Wunderlichen und Unglaublichen bringen, das denn, mit erheucheltem Ernst und großem Nachdruck vorgetragen, nothwendig zur Abgeschmacktheit wird. Zuletzt kommt es denn nur darauf an, auf alle Fälle zu frappiren, und sollte es auch um den Preis des Ekelhaften sein.

Und hiemit geht denn selbst auch die letzte Illusion verloren, so daß, wenn wir auf diese Producte Ovid's Urtheil beziehen sollen, es noch viel zu nachsichtig erscheint, was er (Eleg. I. 15, 13.) sagt:

Lattus' Sohn wird stets auf des Erdballs Rund man besingen:
Zwar durch Geist ist er nicht groß, doch ist groß er durch Kunst.

Wie nun aber mit diesen Ergebnissen das ehrenvolle Urtheil der ausgezeichnetsten Kunstkenner des Alterthums vereinigen? Wäre es möglich, daß sie in Bezug auf diesen Einen ihren gesunden Tact verloren hätten und gänzlich mit Blindheit geschlagen wären? Wenn man die Bestimmtheit betrachtet, mit welcher neuere Literarhistoriker die aus den Hymnen des Kallimachos gewonnenen Resultate auf den ganzen Dichter und namentlich auch auf die Elegie übertragen, [1]) sollte man fast an das Unglaubliche glauben. Aber das ist eben der Grundirrthum, der die fernere Täuschung zur nothwendigen Folge hat, daß sie von den traurigsten aller Erzeugnisse dieser Periode ein vollständiges Urtheil über die ganze dichterische Thätigkeit des Mannes sich bilden zu dürfen meinten — von Lobgesängen, auf Bestellung geschrieben, zur Ehre von Göttern, an die Niemand mehr glaubte, weder die Anordner des

1) S. die Stellen: Q. Prop. p. 101.

Festes, noch der Dichter; zur Verherrlichung eines Cultus, der nur durch Schaustellung eines äußern Prunkes die gaffende Menge unterhalten und zerstreuen sollte, dessen theatralischer Pomp und Flitterstaat aber die sittliche und religiöse Hohlheit der Zeit und ihrer Götter, der Könige, selbst den stumpfesten Blicken nicht mehr verhüllte! Konnte eine Poesie der Lüge und Heuchelei gerade in der Gattung, welche an sich die vollste Hingabe und Pietät des Dichters erheischt, um es wirklich zum Ergreifenden zu bringen, konnte der religiöse Hymnus in einer Zeit der Irreligiösität anders ausfallen, als der Kallimacheische? Konnte er warm werden von Idealen, die er im Herzen bespöttelte? Konnte er Anderes bieten, als hohle Phrasen, als geschrobenes Theaterpathos, Goldschaum und Schminke und rhetorisches Schellengeklingel? Allerdings kann Kallimachos die Anklage nicht zurückweisen, daß er sich überhaupt auf diese und auf andere überlebte Arten einließ. Aber theils wissen wir nicht, welcher Periode seines Lebens diese Versuche angehören — und da könnten wir denn an manches frostige Erzeugniß aus dem Greisenalter manches unserer gefeiertsten Dichter erinnern — theils muß wirklich zugestanden oder vielmehr wiederholt darauf hingewiesen werden, daß in Bezug auf die Wahl der Stoffe diese ganze Periode Bewußtsein und Tact verloren hatte. Man hielt Alles für möglich, versuchte sich in Allem, ohne zu bedenken, daß nur noch wenige Saiten des hellenischen Lebens unzerrissen waren, die, mit Glück zugleich und Geschick angeschlagen, einen reinen, auch auf die Nachwelt forthallenden poetischen Klang gäben. So trifft denn in der That gleich die Epigramme des Kallimachos keineswegs der Tadel der Hymnen. Wir haben vielmehr in ihnen eine einfache, anspruchslose und bei aller Gedrängtheit meist verständliche Sprache, wiewohl gerade hier witzige und daher für uns

oft unklare Anspielungen am wenigsten auffallen dürften. Der reinlich geglättete Vers ist der Gattung durchaus entsprechend und läßt uns nicht ohne Wohlbehagen bei diesen zierlichen und anmuthigen Spielereien, dem letzten Ornament am Tempel der hellenischen Dichtkunst, verweilen.

Allerdings treffen wir bei Kallimachos weder die großartige Lapidarschrift Simonideischer Epitaphien, noch selbst die scharfen und überraschenden Pointirungen gleichzeitiger und späterer Epigramme in der palatinischen Sammlung. Aber die erstere darf Niemand hier erwarten; in Bezug auf die letztere Bemerkung aber ist allerdings zu sagen, daß rasche Combinationsgabe und eigentlicher Witz gerade nicht die starke Seite des Kallimachos gewesen zu sein scheinen. Und darauf läuft denn auch wohl das Urtheil Ovid's hinaus, wenn er bei ihm das *ingenium* vermißt, da er ihn doch sonst an anderen Stellen unzweifelhaft als den ersten der griechischen Elegiker hinstellt. Denn dem Römer mußte natürlich an seinem Vorgänger der Mangel des Geistes vorzugsweise auffallen, der ihn selbst in so hohem Grade auszeichnete. Unter den Hymnen ist übrigens einer, der durch seine Form unsere specielle Aufmerksamkeit anspricht: der Hymnus auf das Bad der Pallas, in elegischem Maße geschrieben. Wenn Alles, was wir bisher über das Wesen dieses Metrums beigebracht haben, zusammengefaßt wird, so muß es in die Augen fallen, daß die einfache Weise, in welcher die ältesten s. g. homerischen Hymnen die Götter für ihre Segnungen des Menschengeschlechts durch epische Entfaltung ihrer Thaten priesen, auf das gefälligste sich dem elegischen Maße hätte fügen müssen. Aber der Hymnus ist älter, als dieses Versmaß; ihm stand im Anfange nur allein der Hexameter zu Gebote, und später hielt man diesen theils aus hieratischen Gründen fest, theils wegen des Vortrags. Denn entweder dienten die Hymnen

den Rhapsoden als Proömien zu ihren epischen Gesängen und wurden dann selbst rhapsodisch vorgetragen (Müller α 7. I. Seite 12 ff.), oder ihr Zweck war (was wohl für die größern nicht bezweifelt werden darf) ein eigentlich religiöser und panegyrischer. Sie dienten zur Einleitung und Weihe des Festes (Ulric I. S. 386 παρὰ σπονδῆσιν Call. h. Jov. 1.) Aber auch alsdann konnte die Begleitung nicht über die einfachen Töne der Kythara hinausgehen (s. Bernh. I. S. 209. 3. Vgl. Lith. Tschb. III. S. 233), wodurch denn der Gebrauch des elegischen Distichons von selbst ausgeschlossen wird. Wenn nun aber auch ohne Zweifel später die lyrische Form selbst für die eigentlich sogenannten, vor dem Altar des Gottes vom stehenden Chor gesungenen Hymnen (Procl. ap. Phot. p. 319, 19.) gebräuchlicher wurde, so blieb doch auch hier die Kithara das begleitende Instrument. Andere Abarten des Hymnus, die uneigentlicher Weise diesen Namen führen (Prosodien, Päanen, Dithyramben, Nomoi) vermählen sich zwar mit der Flötenmusik: aber weit entfernt von den schmelzenden und klagenden Tönen der Aulodie, welche der Rhythmus der Elegie bedingte. Diese eigneten sich nicht zum Preise der heitern Olympier (s. Lith. Tschb. III. S. 246) und mit ihnen mußte daher auch dem Hymnus das Versmaß fremd bleiben. Nun liegt es aber in der Natur der Sache, daß die epischen, von einzelnen Kitharöden vorgetragenen Hymnen immer mehr durch die lyrischen in den Hintergrund gedrängt wurden und daß die immer künstelnder und beweglicher werdende Musik dem einfachen Schritt des Hexameters sich allmälig ganz entfremdete; ja wenn wir das Gemachte und Unmusikalische in Kallimachos' Lobliedern betrachten, so sollten wir uns beinahe zu dem Glauben versucht fühlen, die Wiederbelebung der alten Weise zur Alexandriner-Zeit lediglich als einen Privatversuch der gelehrten Dichter zu betrachten,

welcher niemals in die Öffentlichkeit des Cultus hervorgetreten sei. Höchstens möchten wir uns ein Festgedicht darunter denken, das wie irgend ein Gratulations-Carmen neuester Zeit schriftlich überreicht und zum Vorlesen bestimmt gewesen wäre. [1]) Dagegen spricht aber nicht sowohl das Unglaubliche solcher poetischen Exercitien und die in den Gedichten selbst an den Tag gelegte Bestimmung für gewisse Acte des Cultus, als das ausdrückliche Zeugniß der alten Commentatoren (Hymn. Lav. Pall. 1.), noch mehr aber das augenfällige Beispiel, welches uns bei Theokrit vorliegt. Hier wird uns in der ganz und gar aus dem Leben gegriffenen Schilderung des Adonisfestes eine Sängerin vorgeführt, die in epischem Maße einen Lobgesang auf den Gott anstimmt, der unseren kallimacheischen Hymnen der äußeren Form nach auf das Haar gleicht. Wie man nun auch davon denken mag, so viel steht fest, daß die vorliegende Sammlung aus wirklichen Gelegenheitsgedichten besteht, und daß zu den Neuerungen, welche sie von den s. g. homerischen Hymnen unterschieden, namentlich auch der Versuch gehört, ihnen das elegische Distichon anzupassen. Wir erlauben uns keine Vermuthungen über die Vortragsweise des Hymnus auf das Bad der Pallas; das ist aber gewiß, daß die gewählte metrische Form, an sich betrachtet, für diese Gattung durchaus passend und passender erscheint, als der Hexameter. Denn wir haben es hier, nach einer schönen Bemerkung Ilgens (zum Hymnus auf Apollo: gegen Souchay, Mém. de l'Acad. des Inscript. XII, p. 10) keineswegs mit jenem einfach epischen Fortschritt einer einigen und zusammenhängenden Handlung zu thun, welcher die homerischen Hymnen charakterisirt und sie fast in eine Reihe mit dem wirklich heroischen Epos stellt: vielmehr ist das willkürliche Hervor-

1) Ähnliches möchte Bernhardy a. a. O. § 57, 2. S. 242. § 58, 4. S. 219, selbst für einige s. g. homerische Hymnen annehmen.

heben dieser oder jener bemerkungswerthen göttlichen Eigenschaft oder That, ohne Beachtung der chronologischen Reihenfolge, das freie Spiel subjectiver Combination, das hervortretende paränetische und enkomiastische Element — alles dies sind Eigenthümlichkeiten, welche dem neuen Hymnus eine wesentlich lyrische Färbung geben und ihn ziemlich weit von dem epischen Ausgangspunkte derjenigen Sphäre entfernen, welche wir in der Mitte zwischen den beiden diegematischen Hauptgattungen der Poesie, als vorzugsweise der Elegie zuständig, bezeichnet haben.

So wenig absoluten Werth man daher auch dem vorliegenden Gedicht zuerkennen mag, so hat doch die glückliche Wahl des Verses ihm einen neuen Schwung verliehen, den die herametrischen Hymnen unsers Dichters nicht kennen: eine Bemerkung, die selbst den eben nicht tiefsinnigen Commentatoren des Kallimachos sich aufgedrängt hat (s. Blomfield S. 134.) Warum das elegische Distichon dem Hymnos auf der damaligen Stufe seiner Ausbildung passender sein mußte, als der Hexameter, kann nach unserer obigen Entwicklung nicht mehr fraglich erscheinen. Und aus diesem Grunde mögen wir immerhin den Hymnus auf Pallas eine Elegie nennen, wenn auch Kallimachos selbst sie auf keinen Fall, wie Blomfield meint, in die Sammlung seiner Elegieen aufgenommen, ja vielleicht niemals mit diesem Namen benannt hat.

Wie sehr aber die Wahl des Stoffes den Werth eines Gedichtes bedinge, kann kaum klarer gezeigt werden, als durch die Elegie auf das Haupthaar der Berenike. Diese Königin, Gattin Ptolomäos des Euergeten, hatte sich kurz nach ihrer Vermählung von demselben trennen müssen, da er durch einen Feldzug gegen Seleukos nach Syrien abgerufen war. Sie hatte für seine glückliche Rückkehr den Göttern

ihr Haupthaar zu weihen gelobt und dasselbe nach Erfüllung ihres Gebetes wirklich im Tempel der Aphrodite Zephyritis niedergelegt. Wie wir aus dem Gedichte selber schließen dürfen, war es von der heiligen Stätte verschwunden, und der Astronom Konon war auf die ziemlich absurde Schmeichelei verfallen, als habe er das verloren gegangene Haar am Himmel wiedergefunden. Er gab einigen bis dahin unbeachteten und unbenannten Sternen am Schweif des Löwen den Namen, welchen sie noch heute führen. Nach der Weise, wie damals die Versetzung unter die Gestirne angesehen wurde, war somit dem Lockenschmuck der Königin göttliche Natur und Ehre angedichtet. Zu einer Zeit, wo man sich gewöhnt hatte, die entsittlichten Erben von Alexanders irdischer Macht als leibhaftige Götter zu verkünden und zu verehren, konnte dieser Einfall vielmehr geistreich, als lächerlich erscheinen. In einem Gedichte können wir ihn aber höchstens als einen heitern Scherz behandelt ertragen, dem wir bereits in Form und Haltung des Ganzen die Selbstironie ansehen. Kallimachos aber, der vielleicht dem Konon die ganze Fiction eingegeben hatte, läßt es sich beikommen, dieselbe in allem Ernst einer angequälten Begeisterung durchzuführen und poetisch zu motiviren. Was daraus werden mußte, liegt auf der Hand. Diese Elegie erfüllt uns mit eben dem Widerwillen und der Langeweile, welche jeder Mensch von gesundem Geschmack bei den durchaus mit ihr in eine Reihe zu stellenden Gedichten des Statius empfinden muß, in denen dieser den Absurditäten und Nichtswürdigkeiten seines verdorbenen Jahrhunderts einen pomphaften Phrasen-Weihrauch streut. Nicht also die schülerhafte, aber doch, wie wir aus erhaltenen Fragmenten schließen dürfen, ziemlich sinngetreue lateinische Übersetzung des Katull, in welcher uns die Elegie überliefert ist, trägt die Schuld des Eindruckes, dem sich Niemand bei der

Lesung entziehen kann. Die Tendenz des Gedichtes reiht dasselbe unter die Hymnen ein; denn Fürstin oder Göttin, darauf kommt es jetzt nicht mehr an. Die Form aber ist neu und eigenthümlich, späterhin oft von den Römern nachgeahmt und den Übergang bildend zur fingirten Epistel; das Lockenhaar wird nämlich selbstredend eingeführt.

Unmittelbar an die Hymnen mußte sich das verloren gegangene, in elegischem Maße geschriebene Siegeslied auf den Sosibios anschließen, dessen Athenäus gedenkt (IV. S. 147). Doch wiewohl dem Wesen nach panegyrisch und den genannten Stücken verwandt, konnte sich dasselbe, weil es sich um das Lob eines Freundes handelte, doch freier bewegen. Vielleicht, daß es dem Corpus der eigentlichen Elegieen einverleibt war, über die unten noch Einiges beigebracht werden wird. — Als besonderes Werk jedoch, und zwar als eines der im Alterthum berühmtesten, treten die *Αἴτια* (Ursprünge) auf, von denen uns vier Bücher citirt werden. Sie dürften auch schwerlich mehr umfaßt haben, da bei der häufigen ausdrücklichen Erwähnung dieser vier es nicht wohl glaublich wäre, daß die übrigen der Vergessenheit verfallen wären. In ihnen nun war die von Phanokles und Alexander begonnene Weise selbständig und nach den Gesichtspunkten durchgeführt, welche wir oben schon besprochen haben. Wie sein Nachahmer Propertius, hatte Kallimachos in diesen mythisch-historischen Elegieen [1])

»Heiligen Brauch und Tag' und die Namen der Orte«

besungen und sich über alle Stämme und Landschaften verbreitet, so weit irgend hellenische Sagenkreise reichen. Wir haben an einem andern Orte die Vermuthung aufgestellt, daß

1) S. Propert. IV. 1. 70. Daß die Ätia in elegischem Maße geschrieben waren, ist erwiesen. Quaestt. Prop. p. 198.

sie nach gewissen Kategorien in Kapitel oder Bücher eingetheilt waren, und wir gewinnen dafür bei näherem Eingehen in die Fragmente in so weit Bestätigung, als in der That im ersten Buche vorzugsweise Göttersagen, Tempelstiftungen und heilige Gebräuche, im zweiten Städtegründungen, im dritten die Stiftung der großen Nationalspiele, und im vierten Namensveränderungen behandelt waren. Aber zum Glück für die poetische Gestaltung des Ganzen ließ sich diese Eintheilung durchaus nicht mit Consequenz durchführen, und alle vier Arten verwoben sich in dem epischen Fortschritt der Sagen, gerade wie bei Properz, zu concreten und in sich geschlossenen Epyllien. Das Gemeinsame in ihnen war also hinfort keine abstracte Kategorie, sondern es war einerseits der breite Boden der hellenischen Götter- und Heroenwelt, andrerseits aber die Früchte, welche der in ihm wurzelnde Baum der Geschichte als eben so viel theure Erinnerungen in die Gegenwart hinüberreichte. Darum reihen sich denn auch diese Sagen ungezwungen, ja fast unwillkürlich an einander, so daß die in sich relativ fertigen Elegieen doch ihre ganze Bedeutung erst in dem vollendeten Cyklus finden. Mit andern Worten: es tritt hier vollständig dasselbe Verhältniß ein, wie bei der Ballade, wenn sie, als Glied eines größeren Sagenkreises gedacht, sich mit verwandten Dichtungen um einen gemeinsamen Mittelpunkt reiht, und so zur Romanze wird. Bei dem Reichthum und der localen Zerstreuung der hellenischen Mythen ist allerdings eine übersichtliche Einheit und ein fester Mittelpunkt schwieriger zu finden, als z. B. bei den heimischen Sagen Roms, die sich auf dem Boden und um die Heiligthümer der einen ewigen Stadt concentriren. Also auch hier sehen wir den Römer wieder im Vortheil gegen seinen Lehrmeister. Über die äußere Gestalt und den Rahmen,

der die einzelnen Erzählungen umfaßte, können wir nicht in Zweifel sein. Der Dichter hatte sich eingeführt als sei er im Traum auf den Helikon entrückt, wo ihm auf seine Fragen die Musen über die Helden des Alterthums und über die Götter Kunde sagen. An einander geknüpft waren dann die Sagen durch jene bekannte Formel: »Oder wie.« Daß aber der Dichter mit Vorliebe bei solchen Stoffen verweilte, welche den Sympathien des erotischen Elegikers nahe lagen, und einer subjectiven, empfindsamen Färbung Vorschub leisteten, könnten wir schon nach der Analogie der Früheren schließen, wenn es uns auch nicht ausdrücklich durch Properz bezeugt würde: Naturgemälde, die Romantik des Wunders, Gefühlsscenen, vor allem aber die Liebesabenteuer der Helden hielten die Theilnahme der Leser rege, und auch von diesem Werk, wiewohl es keineswegs eigentlich erotische Elegien enthielt, mochte das Wort des Dichters gelten können (Properz a. a. O. v. 81. fg.):

Und doch lieset mit Lust ein Jeglicher diese Gesänge,
Mag im Lieben er fremd, mag er erfahren auch sein.

Die Rückkehr von der mythisch-historischen Elegie zur eigentlich subjectiven Gattung wird durch ein Glied vermittelt, welches nicht nur als das Beispiel einer neuen Art des elegischen Gedichtes, sondern als eine neue Erscheinung im Gebiet der hellenischen Poesie überhaupt gelten muß. Die Hydippe des Kallimachos behandelt eine, wie es scheint, volksthümliche Erzählung, die jedoch außer allem Nexus sowohl mit den großen Sagenkreisen der hellenischen Nation, als mit den Localmythen steht. [1]) Sie ist lediglich auf dem Boden des Privatlebens

1) Die Versuche Buttmanns (Mythol. II. 115.), eine solche Verbindung zu vermitteln, sind für die Art, wie die Erzählung auf uns gekommen ist, ohne Bedeutung. Denn sollte wirklich derselben ursprünglich ein

entstanden, und entfernt sich von demselben auch in keinem Punkt. Wir kennen den Inhalt theils aus den prosaischen Nachahmungen des Aristänetus und Antonius Liberalis, welcher Letztere aus Nikanders Verwandlungen geschöpft zu haben scheint, theils und noch genauer aus der zwanzigsten der unter Ovids Namen gehenden Heroiden. Der schöne, aber arme Jüngling Akontios von der Insel Keos liebte Kydippe, die er am Feste der Artemis zu Delos erblickt hatte. Aber ihr reicher und mächtiger Vater wies seine Bewerbungen zurück. Der Jüngling verfiel demnach auf eine List. Er schrieb auf eine Quitte die Worte: »Ich schwöre bei der Artemis, daß Akontios mein Gemahl wird« — und rollte die Frucht vor die Füße der Geliebten, die im Heiligthum der Göttin des Opfers harrte. Sie las laut die Schrift und da ihr Vater die Erfüllung des unfreiwilligen Schwures hindern wollte, verfiel sie in eine tödtliche Krankheit, aus der sie nur durch endliche Vermählung mit dem Geliebten gerettet wurde. — Wir haben somit weder eine Sage noch einen Mythus vor uns, sondern ein milesisches Märchen in Versen, das von den modernsten Novellen sich außer der Zugabe des Metrums nur dadurch unterscheidet, daß der Stoff nicht durch die freie Laune des dichtenden Individuums aus dem Nichts geschaffen, sondern im Munde des Volkes schon vorgebildet war. Zwar scheint diese Grenzlinie nur schmal und durch einen Schritt zu besiegen; aber doch ist dieser Schritt für die Prosa erst viel später, und nicht vor Sulla's Zeit, für die Poesie, so viel uns bekannt, weder von Alexandrinern noch von Römern jemals gethan. Das allerdings ist ganz in der Ordnung, daß mit der Verkümmerung des öffentlichen Lebens

---

Mythos zu Grunde liegen, so ist doch das Bewußtsein davon gänzlich geschwunden und das Interesse der Erzähler lediglich auf den Roman gerichtet.

die einzig auf das Bedürfniß der Unterhaltung gerichteten Erzählungen aus dem geselligen Gespräch in die Literatur einwanderten und eine geregelte Form annahmen; wie denn gleichzeitig die neuere Komödie sich lediglich auf diese Kreise beschränkt. Aber eben nur dieser letzten Kunstform scheint lange hin das Vorrecht der eigenen Erfindung bewahrt gewesen zu sein. So viel ist aber wiederum klar, daß auch für solche Stoffe das elegische Distichon die geeignetste metrische Fassung abgab, und immerhin mag daher die Hydippe mit ihren schmelzenden Schilderungen von Schönheit, Liebesgluth und liebeskrankem Herzen, wie die wenigen Fragmente sie zeigen, mit in die Sammlung aufgenommen gewesen sein, welche die subjectiven und vorzugsweise erotischen Gedichte umfaßte. S. Valcken. in Eleg. Call. Frgm. IV. p. 210.

Was aber diese zuletzt genannten Gedichte betrifft, denen doch nun vor allem Kallimachos seinen Dichterruf verdankte, so sind die geretteten Bruchstücke zu unbedeutend, als daß wir daraus ein selbständiges Urtheil über ihren poetischen Werth gewinnen könnten. Wir wissen nicht einmal, ob er sie zu einem besondern Corpus verbunden, in Bücher geordnet und nach dem Hauptinhalt, etwa nach dem Namen seiner Geliebten, benannt hatte. Wir können uns nur auf das berufen, was wir bei Gelegenheit von Philetas' Charakteristik beigebracht haben. Als Bestätigung des dort Gesagten mögen dann für Kallimachos immerhin die wenigen erhaltenen Verse ausreichen, die von Valckenaer mit Unrecht unter diejenigen gemengt worden, die den historischen Gedichten entnommen sind. Sie sind theils sententiösen, theils zärtlichen und rührenden Inhalts, und eben dies der vornehmste Grund ihrer Erhaltung durch Stobäus, der nach solchen Gesichtspunkten seine Excerpte anlegte. Sie erinnern weder an den frostigen

Pomp der Hymnen, noch an die verschrobene Schwerfälligkeit einzelner Stücke in den *Αἴτια*, vielmehr an manches entsprechende Wort einerseits des Solon und Mimnermos, andrerseits des Propertius. Außerdem ist aber eben die geringe Zahl der Citate ein günstiges Zeichen für sie, da wir die Fülle derselben aus den Ätia und den übrigen mythisch-historischen Gedichten hauptsächlich dem Umstand zu verdanken haben, daß letztere als eine Fundgrube für antiquarische und grammatische Gelehrsamkeit angesehen wurden. Was nun die Art der Gelehrsamkeit betrifft, welche sich auf Wortgebrauch und Structur erstreckt, so könnte ihr Vorhandensein selbst in den erotischen Elegieen nicht einmal einen erheblichen Tadel begründen. Wir berufen uns in dieser Beziehung theils auf oben Erwähntes, theils auf Bernhardy's treffendes Urtheil (a. a. O. S. 390), daß die übergelehrte, glossematische Sprache in einem Zeitraum nicht anstößig erscheinen dürfe, »der weder Stil, noch poetischen Stil besaß,« dessen Sprachkenntniß und Sprachübung also nicht aus dem Leben, sondern »durch mühsam und fast mit dem Lexikon geförderte Studien« gewonnen werden mußte. Aber dennoch muß sich der Dichter in den Elegien, wie schon in der Hydippe in leichterer Rede, wie sie der Gegenstand erheischte, bewegt haben. In den Ätia endarf die gelehrte Diction noch sicherer auf Entschuldigung rechnen; die Dunkelheit aber, welche durch die Mannigfaltigkeit der gehäuften Mythenstoffe verursacht ist, bedarf nicht einmal der Entschuldigung.

Endlich das sonderbare Machwerk Ibis, das im Alterthum als eine wahre Palästra für grammatische Interpretation galt, gehört trotz seiner elegischen Verse und seines subjectiven Ursprungs vollends nicht hieher. Es war ein Schmähgedicht auf den literarischen Feind des Kallimachos, Apollonius von Rhodos, Ibis genannt von der schmutzigen Gewohn-

heit dieses Vogels, sich selbst durch Einspritzungen mit seinem Schnabel von Obstructionen zu befreien. Aber hier hat Kallimachos mit vollem Bewußtsein, und wie zum Versuch, was sich in diesem Genre leisten lasse, nach Dunkelheit in Form und Inhalt gestrebt und die abstrusesten und räthselhaftesten Anspielungen mit Absicht zusammengepfropft. Es war »ein für das Publikum nicht berechnetes Privatvergnügen« (Bernh. a. a. O.) In keinem Falle aber kann aus dieser abnormen Production ein Schluß von irgend allgemeiner Giltigkeit auf seine Elegieen gemacht werden, so wenig als von Ovids gleichnamiger Nachbildung auf die sonstigen Leistungen des römischen Dichters.

Mit Kallimachos schließt die Entwicklung der griechischen Elegie ab. Denn unter den Erzeugnissen der Späteren kann etwa nur die Erigone des Eratosthenes unsre Aufmerksamkeit fesseln, theils durch den Namen des Mannes, der, ein Schüler des Kallimachos und sein Nachfolger in der Verwaltung der Bibliothek, in allen Zweigen der alexandrinischen Erudition heimisch war, theils durch das Urtheil eines competenten Kritikers (Longin. π. ὕψ. 83.), der sie ein untadeliges Gedicht nennt. Sie gehörte zu den historischen Elegieen, war aber, wie sich aus den geringen Fragmenten schließen läßt, nicht ohne jene subjectiv ethische Färbung, auf welche wir zuerst bei Alexander's Bruchstück aufmerksam gemacht haben. Von Menekrates aus Smyrna, Kleon aus Kurias und dem Chalkidier Euphorion, dem gelehrten antiochenischen Bibliothekar, wissen wir nur eben, daß sie auch die Elegie cultivirt haben, und von letzterem kaum dies [1]). Von größerem Interesse sind die mythischen Elegieen

1) Der Ausdruck des Diomedes (III, 6. S. 482, 3) ist ungenau und läßt auch eine andre Deutung zu. Die Stellen des Probus (zu Virg.

der sonst unbekannten Agathyllos, Butas, Simylos, weil diese schon anfangen, Stoffe aus der römischen Vorzeit zu behandeln, theils wie sie diese, schon längere Zeit mit hellenischen Mythen versetzt, bei ihrer eignen Nation in Umlauf fanden (S. Niebuhr. R. G. Th. II., S. 218. 19.), theils aber wohl nur durch oberflächliche Auffassung und eigene Leichtfertigkeit oder Willkür abgeändert. So machte der Arkadier Agathyllos den Romylos zum Sohne des Äneas (Fragm. bei Dionys. Hal. I., 49.), Simylos aber ließ gar die Tarpeja die Burg nicht an die Sabiner, sondern an die Kelten (Gallier) und zwar an die Bojer verrathen. S. Plut. Romul. 17. Am meisten scheint sich Butas in Plan und Anordnung Kallimachos' Ätia zum Muster genommen zu haben, da er, der vielleicht zu Rom selbst und in Cato's des Älteren Umgebung lebte, nach Plutarch's ausdrücklichem Zeugniß (Romul. 21.) »mythische Ursachen« über römische Zustände aufzeichnete. Über den poetischen Werth dieser Gedichte läßt sich nicht einmal eine Vermuthung wagen. Übrigens ist es kaum wahrscheinlich, daß Properz und Ovid dieselben benutzt haben, da sie den Stoff aus besseren Quellen schöpfen, für die Form aber sich an berühmtere und originellere Vorbilder anschließen konnten.

Ungleich wichtiger in dieser Beziehung ist Parthenios von Nikäa, der nicht nur der Zeit nach, sondern auch durch sein persönliches Wirken unmittelbar auf die Römer hinüberleitet, und in die Entwicklung der römischen Poesie selbstthätig eingreift. Im mithridatischen Kriege als kriegsgefangener Sklav nach Rom gebracht, hielt er sich auch nach seiner Freilassung in Italien auf, und leitete in Neapel die griechischen

---

Ecl. X., 50) und Donatus (Vit. Virg. X., p. 332.) beweisen vollends nichts; letztere eher das Gegentheil.

Studien Virgils (Macrob. Saturn. V, 17.). Er scheint dem Hofe des Augustus nahe gestanden zu haben, und Tiberius zollte ihm vorzugsweise Bewunderung. Die wenigen Reste seiner Dichtwerke bezeichnen durchaus den gelehrten Alexandriner, indem sie ihn zugleich als einen Mann von Geschmack und Urtheil erscheinen lassen, zwar in seiner beziehungsreichen Diction nicht Jedwedem ohne weiteres verständlich, aber doch fern von Übertreibung und Affectation (S. Meineke a. a. O. S. 258.), ganz nach dem Ton und den Ansprüchen jener fein gebildeten Zirkel der augusteischen Zeit, aus denen ein Virgil, ein Horaz, ein Properz hervorgingen. Seine Poesie ist (und das ist für diese Zeit ganz in der Ordnung) wesentlich erotischen Inhalts und in dieser Beziehung, so wie für sein Verhältniß zu den gleichzeitigen römischen Dichtern, ist seine Sammlung von Liebesgeschichten überaus lehrreich. Sie lassen uns einen sichern Blick in die dichterischen Werkstätten jener Zeit thun, und zeigen auf charakteristische Weise, aus welchen Gesichtspunkten man das Studium der griechischen Vorgänger betrieb, wie man sie benutzte, wie man den Mythus betrachtete und in die eignen Dichtungen verarbeitete. Parthenios hat diese Excerpte aus allerhand Dichtern und Chronisten für den Gebrauch des Cornelius Gallus zusammengestellt, der gleich berühmt durch seine Liebe zur schönen Cytheris und als tragisches Opfer höfischer Kabalen und eignen hochfahrenden Sinnes unter den erotischen Elegikern Roms als einer der ausgezeichnetsten genannt wird. Bezeichnend sind namentlich die Worte der Widmung: »Hauptsächlich,« sagt er, »um Dir zu gefallen, Cornelius, hab' ich diese Blumenlese von Liebesabenteuern in möglichster Kürze zusammengestellt. Denn theils wirst Du daraus das Meiste von Dem, was bei manchen Dichtern vorkommt, aber nicht vollständig dargestellt ist [die meisten Anspielungen,

wie sie bei einigen Dichtern vorkommen], verstehen, theils wirst Du so leicht des Passende daraus in Deinen epischen und elegischen Gedichten anbringen können, weil das Überflüssige weggelassen ist, was, wenn Du es mitlesen müßtest, Dich am bessern Behalten hindern würde [1]). So mag es Dir als Erinnerungsbuch dienen.«

Über die Verpflanzung nun der Elegie auf den römischen Boden und über ihr fröhliches Gedeihen auf demselben, wie sie nach Catulls ersten unbeholfenen Versuchen in der natürlichen Anmuth Tibulls, dem durchgebildeten Kunstbewußtsein des Properz, und der genialen Flüchtigkeit des selbst in seiner Frivolität noch liebenswürdigen Ovid eine reiche Fülle wahrhaft dichterischer Productionen heraussetzt; wie sie, anderer unerheblicherer Namen nicht zu gedenken, noch an der Schwelle des Mittelalters bei Rutilius Numantianus über die Trümmer der römischen Herrlichkeit rührende Klagen anstimmt: hierüber an diesem Orte weiter zu berichten, müssen wir uns versagen, wie sehr auch das reiche Material zu dem Genuß einer Arbeit aus dem Vollen einladet, und dem Urtheil eine sichere Basis verheißt. Ja, man darf vielleicht mit Recht sagen, daß in den tadellosen Schöpfungen der augusteischen Zeit, welcher bei einem für diese Gattung höchst angemessenen Boden der Hinblick auf die vorliegenden griechischen Muster zu Gute kam, die verschiedenen Gruppen des elegischen Gedichtes unbefangener, klarer und in schärferer Sonderung herausgearbeitet sind, als es bei den Griechen geschehen konnte, wo wegen des fortwährenden Erneuerungsprocesses der Gattung die jüngsten Gestalten derselben oftmals noch mit den Spuren der nächst vorangegangenen behaftet und durch sie getrübt erscheinen, so daß dort, wie wir es auch nachzuweisen

1) Cj: ὃ δὴ ἦν σὺ — περὶ αὐτῶν ἂν ἐννοηθείης.

gesucht haben, die Grenzen der Gebiete vielfach in einander laufen.

Zweitens aber konnte erst mit der Vollendung der römischen Weltherrschaft der Contrast zwischen der irdischen Macht und Herrlichkeit und den Postulaten des sittlichen Subjectes zum vollen Bewußtsein kommen, und jene bei den Alexandrinern zuerst auftauchende Sentimentalität, die gerade dem elegischen Gedichte so wohl ansteht, sich innerhalb der für die antike Welt festzuhaltenden, von uns oben bezeichneten Grenzen frei und allseitig entfalten. Endlich haben wir auch darauf schon hingewiesen, daß bei den Hellenen selbst das Metrum nicht Muße gefunden hat, den immer neu sich hervordrängenden Stoffen so vollkommen harmonisch sich anzuschmiegen, als es bei den Römern geschehen ist. Wenn es also darauf ankäme, in anschaulichen Beispielen die verschiedenen Nüancen dieser Dichtungsart, wie wir sie nacheinander haben entstehen sehn, zu classificiren, so würde dieser Versuch, der mit Beziehung auf Properz an einem andern Orte von uns angestellt ist, allerdings belohnend genug sein. Denn nur die kriegerische und politische Elegie bleibt, begreiflicher Weise, in einer auf Prätorianer und stehende Heere gegründeten Monarchie ausgeschlossen; die Epikedien auf bedeutende Staatsmänner oder der Panegyricus auf mächtige und wohlmeinende Gönner bieten, mit vereinzelten Diatriben über die Größe und die Waffenthaten Roms, oder anderseits über die Sittenverderbniß der Zeit, nur einen schwachen Ersatz dafür. Aber wir haben ja auch gesehen, daß das Privatleben der eigentliche Boden dieser Dichtungsart ist, und in diesem Bereich finden wir sie bei den Römern auch nach allen Dimensionen hin ausgebeutet; selbst das Lehrgedicht noch hat eine Stelle, und zwar durch Ovid eine so vorzügliche und geistreiche Vertretung gefunden, daß es fast den Leser mit sich versöhnt,

und in der fein ironisirenden Auffassung der »Kunst zu lieben« wirklich über sich selbst hinausgegangen ist. Auch für den an sich der höchsten Theilnahme werthen Nachweis, wie eine und dieselbe Dichtungsart, ja ein und dasselbe Thema unter den Händen verschiedener Dichter sich stets neu und charakteristisch formt und färbt, bietet die Geschichte der römischen Elegie den reichsten und dankbarsten Stoff. Neue Arten dagegen hat sie nicht mehr abgesetzt, da selbst die Heroide nur eine Übertragung der paränetischen und Briefform auf die heroische Elegie ist. Und in der That sind alle Combinationen der subjectiven Auffassung, so weit sie dem Alterthum möglich waren, auch wirklich erschöpft.

Viel weniger noch ist an einen organischen Erneuerungsproceß zu denken bei einem Volke, dessen humane Bildung erst von der Zeit seines Sittenverfalls und des untergehenden Staatswesens datirt, und natürlich nur das Eigenthum weniger Erlesenen bleibt; wo die ernste Poesie überall nur von diesen Wenigen gepflegt und genossen, und so sehr von individueller Anlage und Neigung abhängig gewesen ist, daß ziemlich alle Gattungen zu allen Zeiten wie zufällig neben einander erwachsen sind — eine Erscheinung, die sich im Kleinen innerhalb der Grenze der Elegie wiederholt, wo gleich bei ihrem ersten Auftreten die epigrammatisch verkürzte Form neben voluminösen und behaglich breiten Herzensergießungen, und wiederrum erotische, threnodische, paränetische, panegyrische, idyllische, heroisch-epische, didaktische, satirische Elegien, bald einfach natürlich, bald schwer gelehrt, von dem ersten Anbeginn bis zum Untergang der römischen Literatur friedlich neben einander gedeihen. Es muß daher in dieser Rücksicht gesagt werden, daß die historische Entwicklung des Begriffs der Elegie mit den alexandrinischen Dichtern abschließt.

Johannes von Soest,

der Singermeister.

Von

Hoffmann von Fallersleben.

Im Jahre 1504, zwei Jahre vor seinem Tode, schrieb Johannes von Soest die Geschichte seines Lebens in Versen nieder. Er war damals bestellter Stadtarzt zu Frankfurt am Main und fühlte sich zufrieden mit dem, was ihm Gott beschieden hatte. Da gedachte er oft mit Wehmuth an die Tage seiner Jugend und bereuete, daß er sie nicht besser zu seinem und anderer Menschen Heil verwendet hätte. Um sich nun gleichsam zu trösten über das unwiederbringlich Verlorene, Andere aber zu ermahnen und zu warnen, schrieb er sein Leben nieder.

Johannes war der älteste Sohn des Bürgers und Steinmetzen Rüdiger Grumelkut zu Unna in Westphalen, er ward daselbst geboren im Jahre 1448. Im ersten Jahre seines Lebens traf ihn ein großer Unfall: an siedendem Oel verbrannte er sein ganzes Antlitz, daß er auf beiden Augen erblindete. »Das war mein erstes Abentheur«, fügt er treuherzig hinzu. Seine fromme Mutter eilte noch denselben Tag mit ihm zu einem Heiligen und betete inbrünstiglich, daß doch ihr armes Kind nicht blind bleiben möchte. Johannes genas langsam, und bekam endlich den Gebrauch seiner Augen wieder. Bald aber begegnete ihm ein neues Unglück: erst drei Jahre alt, verlor er seinen Vater. Die Mutter irrte verlassen von einem Ort zum andern, bis sie endlich mit ihren beiden Kindern, unserm Johannes und einem jüngern Bruder, Gerwin, bei Verwandten in Soest freundliche Aufnahme fand. Daselbst, erzählt Johannes,

daselbest wuchs ich auf und sang
mit guter Stimm hell, daß es klang
all Gassen aus, wohin ich ging,
so sang ich laut ohn all Geding, [1])
so daß die Leut des wunder nahm.
Ein jeglicher, der zu mir kam,
der sprach zu mir: sing, lieber Bub!
geleich zu singen ich anhub
umsonst fröhlich, und fuhr dahin,
das mir bracht Gunst und guten Gewinn,
so daß jeglichs mich lieb gewann,
bekannt war ich von jedermann.
Zu Schul ging ich da früh und spät
und fliß mich Singens allzeit stet.
Als ich nun so ward neun Jahr alt,
ein Chorschüler ward ich bestalt
in Sanct Patroclus Kirchen dort,
da ich dann sang die heilgen Wort.
Fast [2]) kurz danach ein Gaukler kam
zu Soest, der mich dann bald vernahm;
mein Stimm gefiel ihm sehr fast wol,
heimlich kam zu mir auf ein Mal [3])
und sprach, ich sollt bleiben bei ihm,
er wollt mir helfen, durch mein Stimm
ich werden sollt zu einem Herrn;
darzu wollt er mich gauklen lehrn.

Der Gaukler ermahnt nun den Knaben, verschwiegen zu sein und morgen bei Tagesanbruch sich vor dem Stadtthore einzufinden. Johannes kann kaum den Tag erwarten; frühmorgens steht er am Thore und eilt mit dem Gaukler von dannen. Bald aber wird die Entführung in der Stadt ruchtbar, die Söldner eilen den Fliehenden nach, holen den Knaben ein und bringen ihn seiner betrübten Mutter zurück.

---

1) von freien Stücken. 2) sehr. 3) einsmals.

Allein dies war nur das Vorspiel eines neuen Abenteuers, das ihm bald darauf, gleichfalls seiner schönen Stimme wegen, widerfuhr. Um dieselbe Zeit nämlich (also etwa 1458) kam Herzog Johann von Cleve nach Soest, sah und hörte den kleinen Chorschüler, gewann ihn sehr lieb und nahm ihn in seine Dienste. Johannes erzählt nun weiter:

Kürzlich danach der Herzog kam
von Klev, derselb mein Stimm vernahm,
und gleich mein Stimm gefiel ihm wol,
daß er von Stund an auf das Mal
mich holen ließ in sein Gemach
und fast gnädig zu mir sprach:
sag, Büblein, willtu sein bei mir?
einn Herrn ich machen will von Dir.
Herr, ja! sprach ich bald und behend.
Da nahm er mich gleich bei der Händ
und mich befahl seim Cappellan,
den er allein hatt bei ihm (sich) stahn,
und sprach bald: führt ihn mir ein'n Weg
heimlich, daß nicht werd ein Gesäg,
daß ich den Knaben bei mir hab,
bei mir soll sein bis in mein Grab,
laßt kleiden ihn, versorgt ihn wol,
das ist mein Will gänzlich für voll.
Da ward ich froh von Herzen sehr,
daß mich so lieb hatt solcher Herr.

Er bekommt gut Essen und Trinken, wird in einen Kammerwagen gesetzt und in gestrecktem Trabe nach Hamm geführt. Sobald die arme Mutter gewahr wird, daß ihr liebes Kind abermals verschwunden ist, macht sie sich auf den Weg nach Hamm und bittet fußfällig ihren gnädigen Herren um Freigebung ihres Sohnes. Der Herzog tröstet sie, ihrem Kinde solle kein Leids geschehen, sondern nur Gutes, sie dürfe

keinen Kummer darüber machen. Auch Johannes tröstet seine Mutter:

eßt, Mutter mein,
und trinkt und laßt uns fröhlich sein!
Ich will bei meinem gnädgen Herrn
noch werden reich mit großen Ehrn.

Durch alles Weinen und Klagen vermag die Mutter nichts über ihren Sohn, der sich wohl und glücklich fühlt am Hofe eines solchen gnädigen Herrn. Jetzt freilich, in seinem Alter, denkt er anders; reuigen und traurigen Muthes zeiht er sich des Undankes gegen ihre Liebe und bricht in die Worte aus:

wenn ich betracht mütterlich Lieb
die sie die Zeit mit mir vertrieb,
mein allerliebste Mutter mein,
so werd ich voller aller Pein:
daß ich so gar (sehr) ihr Bitt veracht,
kränkt mich erst jetzt schier alle Nacht.
Ich rath euch, Kinder insgemein,
ihr seid hoch, nieder, groß und klein,
eur Eltern sollt für Augen haben,
wollt ihr für Gott sein fromme Knaben;
thut ihr das nicht, gedenkt an mich,
Gott wird euch strafen ewiglich.

Andrerseits freilich muß er seinen damaligen Entschluß auch wieder billigen, indem er nur auf die Weise sich hatte Hoffnung machen dürfen, seine arme Mutter unterstützen und versorgen zu können. Auch ging sie, vom Fürsten selbst getröstet und reichlich beschenkt, nach Soest zurück. Und so zog Johannes fröhlichen Muthes weiter und kam endlich nach Kleve. Gleich nach seiner Ankunft hört er die Hofsänger singen:

— daselbst ich dann vernahm
des Fürsten Sänger insgemein,
die sangen also groß und klein,

daß mich deucht englischer Gesang,
mein Herz davon in Freuden sprang
so sehr, daß ich vor Freuden weint
und dacht; ach Gott! wärstu vereint
mit solcher Kunst so meisterlich,
das nähm ich für all Fürsten-Rich [1]).
Mit Wahrheit ich wol sprechen mag,
kein größer Freud hab all mein Tag
Fürwahr auf Erdreich nie gehebt,
Dann die Zeit mir durch Gsang anklebt.
Das macht, sie sangen meisterlich,
mit guten Stimmen all gelich, [2])
mit Discant, Tenor, Contrabaß.
Mein Herz vor Freuden fröhlich was.
Ach, dacht ich, könnt ich auch die Kunst,
die nähm ich für der Welte Gunst;
so große Lieb hatt ich darzu.
Das dann mein Herr von Klev war froh
und thät mich bald in die Sangschul,
da lernt ich bald die Kunst für voll,
daß ich künstlich konnt solmisiern [3]),
auch Contrapunct konnt jubiliern;
darzu so lernt ich componiern,
und konnt mein Kunst wahrlich probiern.

Bald übertraf er alle Schüler, selbst diejenigen, die schon längere Jahre in der Lehre waren; es ging ihm dabei sehr gut, sein gnädiger Herr ließ ihm an Essen und Trinken das Beste und hübsche Kleider reichen.

Aber eben dies Glück gereichte ihm, wie der Jugend Art ist, zum Verderben, er wurde hoffärtig, ungehorsam, spöttisch und zog den Umgang mit bösen Gesellen der Zucht und Warnung seiner Lehrer vor. Jetzt im Alter gedenkt er

1) Für alles Fürstenreich, alle Herrschaft. 2) Gleich, harmonisch. 3) die einzelnen Noten singen, die sonst auch bei uns ut, re, mi, fa, sol la hießen.

seines bösen Wesens und der wilden Schwänke, die er damals verübt, mit bittrer Reue. Zugleich ermahnt er die junge Welt, wie sie leben soll:

Ein Junger, der soll schamhaft sein,
demüthig, dienstbar insgemein,
wahrhaftig, fromm [1]), keusch und gerecht,
gottesfürchtig, ehrbar, von Geschlecht,
von guten Sitten überall
soll haben er einen guten Schall;
welcher solch Tugend hat an ihm,
der edel ist, mich recht vernimm,
wenn er schon ist eins Hirten Sohn,
so mag er für eim Kaiser stohn;
denn Adel nichts dann Tugend ist;
welchen die hat zu allen Frist,
der billig wird in alle Land
für einen Edelmann erkannt.

Während Johannes solchergestalt ein lustig leichtfertiges Leben führte, da trafen bei seinem gnädigen Herrn zwei Sänger aus England ein:

als ich dieselben singen hort,
da fiel mein Kunst ganz über Bord.

So etwas hatte er sein Tage nicht gehört! Er hat die sehnlichste Begier, von ihnen zu lernen, und ist außer sich vor Freude, als sie ihm versprechen, ihn seines Wunsches zu gewähren, nur müsse er sie dann zu Brügge in Flandern aufsuchen. Aber wie der Gunst und Liebe des Fürsten sich entziehen? Er will es offen herausſagen, und thut es auch, um nicht vor sich selbst undankbar zu erscheinen. Da schmeichelt ihm aber der Herzog: Soestchen, bleibe bei mir! es soll dir alles gewährt werden, was du wünschest. Soestchen sagt aber, daß ihm die Kunst über Gold und Gut gehe und die

1) Tapfer.

Kunst müsse er aus dem Grunde lernen. Da der Herzog nichts dagegen vermochte, weder durch Schmeicheln noch Drohen, so ließ er den Johannes gefangen nehmen, eben da er sich zur Abreise anschickte, und legte ihn in einen Thurm. Aber auch dies Mittel vermochte nichts über ihn, er wollte einmal zu seinen Engländern. Darum als der Pförtner erschien und das Thor öffnete, zog Johannes ohne Geld und Gut fröhlichen Muthes seine Straße. Bald war er in Brügge:

Da lernt ich singen erst aus Kunst
Contrein und Fauberdon, mit Gunst
der Meister zwen aus Engelland
Proportion viel mancherhand,
die ich vor nie mehr hatt erkannt,
das war mir lieber dann ein Land,
denn viel mehr Lieb hatt ich zu Kunst,
merk, dann zu aller Fürsten Gunst.

Von hier nahm er seinen Weg nach Ardenburg, wo er Stiftscapellan ward. Nach kurzer Zeit begab er sich weiter nach Mastricht, als Succentor bei Unsren lieben Frauen. Bei diesem unsteten Leben, von Ort zu Ort und von Genuß zu Genuß eilend, ließ er doch von der Kunst nicht ab. Plötzlich fiel ihm ein, nach Rom zu wandern,

dahin wo die Gesellen
wol singen in des Papsts Capellen.

Seine Pläne wurden vereitelt. In Köln fand er freundliche Aufnahme; der dortige Erzbischof empfahl ihn seinem Bruder, dem Landgrafen Ludwig von Hessen:

ein schöner Fürst war von Person,
bei dem hatt ich ein'n guten Lohn;
doch war es alles gar verthon
mit Fressen, Saufen, Tanzen, Springen,
und sonst mit andern bösen Dingen.

Die Herrlichkeit währte nur zwei Jahre, da starb der

edle Herr (1471) und Johannes trat nun in die Dienste des Pfalzgrafen Friedrich zu Heidelberg. Hier gedachte er Zeitlebens zu bleiben:

deshalb ein Jungfrau ich da nahm,
durch welche ich da gleich ward zahm.

Von da an hat sein ferneres Leben wenig Beziehung mehr zur Musik. Am Hofe des Pfalzgrafen Philipp war er zwar auch noch Singermeister, wahrscheinlich aber beschäftigte er sich schon damals viel mit Medicin. Denn in den Diensten des Pfalzgrafen Ludwig, der 1478 seine Regierung antrat, stand er als Hofsänger und Hofarzt. Im Jahre 1495 verließ er den pfälzischen Hof, um ganz als Arzt zu leben: erstlich zu Worms, dann (seit 1499) zu Oppenheim, zuletzt (seit 1500), mit einem Jahrgehalte von sechzehn Gulden, als Stadtarzt zu Frankfurt. Er starb daselbst 1506 in seinem achtundfunfzigsten Jahre.

Johannes von Soest war auch ein fleißiger Poet; seine Werke sind meist ungedruckt, wir wissen nicht, ob verdienter oder unverdienter Weise. Im Jahre 1480 übersetzte er in Versen die Geschichte von der Herzogin Margareta von Limburg (handschriftl. zu Heidelberg, s. Cod. pal. 87: Wilken, Heidelb. Bibl. S. 337). Im Jahre 1501 schrieb er ein Spruchgedicht zu Lob und Ehr der Stadt Frankfurt (gedruckt in v. Fichard Archiv, 1. Bd. S. 77—83). Um dieselbe Zeit begann er sein Leben in Versen zu schreiben und setzte es 1504 fort; der davon vorhandene Theil ist gedruckt a. a. O. S. 84—139. Im Jahre 1503 verfaßte er eine Erklärung des Textes der Evangelien auf die meisten Sonn- und Feiertage des Jahrs in Reimen, und ein Jahr vorher dichtete er von der unbefleckten Empfängniß Mariä (s. v. d. Hagen, Grundriß S. 271).

Die Spanischen Romanzen.

Von

Karl Stahr.

I.

Die spanischen Romanzen bilden den Anfang und die Grundlage der gesammten spanischen Literatur. Hieraus ergiebt sich schon von selbst, daß sie ein großes Interesse haben. Schon die logische Natur des Anfangs deutet darauf hin, da der Anfang sowohl Anfang seiner selbst als des Ganzen ist, und darum wird nicht bloß in den Literaturen, sondern überall ein großes Gewicht auf ihn gelegt: »man fängt mit ihm an,« man nennt ihn »schwer,« er ist »in Dunkel gehüllt,« welche Urtheile alles Bestimmungen seines eigenen interessanten Wesens sind. Nun aber kommen bei einer verhältnißmäßig so jungen Literatur, als die spanische ist, noch sehr erhebliche Umstände hinzu, jenes behauptete Interesse zu erweitern und vielseitig zu machen. Werfen wir in diesem Betracht einmal einen Blick auf die griechische Literatur. Welchen Aufwand von Gelehrsamkeit und kritischem Scharfsinn bedurfte es nicht noch bis auf unsere Zeit, damit man sich eine nur einigermaßen klare Vorstellung von der Entstehung des griechischen Drama machen konnte, und noch kann man nicht sagen, daß die gewonnenen Resultate eine wiederholte Durchforschung des Ganzen oder eine schärfere Bestimmung des Einzelnen überflüssig gemacht hätten. Die Anfänge selbst, welche die beste Aufklärung geben würden, sind in einer Literatur, die sich so schnell entwickelte, die in so weiter Ferne von uns liegt, kraft ihrer zarten, der schnellen Abnutzung offenen Natur, unwieder-

bringlich verloren gegangen und haben nicht einmal die Zeit erreicht, in welcher sie durch die Künste der Mittheilung in Schrift und Druck vor der Vernichtung hätten gesichert werden können. So blieben denn die in den spätern Schriften zerstreuten Nachrichten über die Anfänge und eine Zahl gelegentlicher Äußerungen allein übrig, und diesen haben wir lediglich über die Entstehung des griechischen Dramas jene Resultate bedingten Werthes zu verdanken. Unter solchen Umständen kann der Fall nicht selten sein, daß befähigte Geister, im Bewußtsein tieferen Verständnisses etwa der antiken Tragödie, den bedingten Werth ihrer literargeschichtlich ermittelten Anfänge lebhafter empfinden, und da die Nachrichten sich einmal nicht vermehren lassen, ihre Zuflucht zu einer neuen Combination derselben nehmen. Da kann alsdann ein Scharfsinn dem andern gegenübergestellt werden, die Literatur erwächst allmälig zu einer kleinen Bibliothek; aber die Sache selbst rückt wenig von der Stelle. — Anders ist es mit der spanischen Literatur beschaffen. Hier treten an die Stelle der dazwischenliegenden Jahrtausende nur Jahrhunderte; wir haben es mit einer jungen Literatur zu thun, deren Anfänge zahlreich und wohlerhalten vor uns liegen und deshalb einen klaren Blick auf die Entwicklung des organischen Ganzen verstatten. Freilich hat die Literaturgeschichte auch hier Schwierigkeiten zu überwinden. Doch sind im Ganzen die Grundlinien einer wirklich geschichtlichen Darstellung von Bouterwek bereits richtig gezogen; auch hat dieser um dieses Fach so verdiente Mann eine so verständige Ordnung des Materials getroffen, hat in seinem Werke so viel treffende und wirklich geistvolle Bemerkungen im Einzelnen gemacht, daß man wohlthut, die Charlatanerien einiger seiner Nachfolger bei Seite zu lassen und ihn unbedingt zum Führer zu nehmen. Es soll hier geradezu die Gelegenheit ergriffen werden, diesen

Mann, den Schlosser der Literaturgeschichte, in den ihm mit Recht zukommenden verdienstvollen Rang eines Archegeten einzusetzen, um so mehr, da es Sitte gewesen, ihn über die Achsel anzusehen, nachdem man sich fleißig aus seinen Büchern unterrichtet hatte. Erst verachteten ihn die Schlegel und die andern Romantiker, die ihm an Kenntnissen nicht gewachsen waren, weil diesen auf ihren stolzen Rossen einherbrausenden Herren sein wohlthuender Verstand zu hausbacken und widerwärtig war. So widerfuhr es ihnen, über seine treffendsten, ja geistreichsten Bemerkungen hinwegzusehen, weil diese theils in veralteten Formen geäußert waren, welche jene Herren mit Heftigkeit eben von sich abgestreift hatten: und da wo sie wirklich über ihn hinausgegangen, übersahen sie, daß es in dem, worin Bouterweck irrte, nur die allgemeine Schranke des damaligen philosophischen Denkens war, welche ihn und seine Zeitgenossen befangen hielt. Die Irrthümer, die er demnach beging, können ihm eben so leicht verziehen werden, als sie neben dem, was er Vorzügliches geleistet, gar nicht in Betracht kommen. Es ist überhaupt eine unangenehme Bemerkung, daß die später Lebenden, durch den Zusammenfluß größerer Mittel und die geistige Atmosphäre gehoben, an den großen Werken ihrer Vorgänger herummäkeln und daran Forderungen stellen, die sie ohne das Vorhandensein eben dieser Werke gar nicht einmal im Bewußtsein haben könnten. Und doch hat dieser Mann, der sich in seinem Felde Schlossern an die Seite stellen kann und diesen an Philosophie und Form wohl noch übertrifft, die Bescheidenheit zu zweifeln, ob er zu seinem Geschäft berufen sei. Er sagt: »Wer sich auch nicht des besondern Berufs bewußt ist, seine Zeit und seine Stunden auf die schöne Literatur und ihre Geschichte vorzüglich zu verwenden, dem kann doch selbst die Bemühung in gewissen Fällen Erholung und ein gewisser Kampf des Fleißes

mit der Bücherwelt zuweilen eine vortreffliche Abmüßigung von andern Studien und Gedanken sein.« Freilich irrt er auch entschieden aber seine Irrthümer sind Irrthümer der oben bezeichneten Art. Er spricht bei einer passenden Gelegenheit von den historischen Romanzen und trägt nach Seiten ihres Inhalts ihre wesentlichen Bestimmungen naturgeschichtlich treu und in anschaulicher Fülle zusammen, wie Hegel in seiner Ästhetik das bei der Instrumentalmusik thut, zum Erstaunen aller die da wußten, wie wenig er gerade von dieser Sache verstand. Dann aber fügt er hinzu: Classische Vollendung hat die Romanze nie erreicht, da sie nie classisches Ansehn unter den Spaniern erhielt. Nun, das ist unrichtig und schwach; aber der Begriff des Classischen, der vornämlich zur Zeit der geltenden französischen Theorien wie ein Alp auf der Welt lag, verhinderte ihn, zu dem Gedanken zu kommen, daß es doch wohl im Wesen dieser Dichtung gelegen haben müsse, daß sie nicht über ein bestimmtes Ziel hinaus sich entwickeln konnte. Neben diesen und andern Fehlern kommen Aussprüche vor, die ihm, dem Göttingischen Manne, Ehre machen. »Der unbefangene Deutsche,« meint er (und wie er das formulirt, ist von hoher Bedeutung für seine Zeit), »der die natürliche Poesie neben der gelehrten schätzt und diese, wenn sie sich ganz von jener lossagt, wenig oder gar nicht mehr schätzen sollte, muß den alten spanischen Romanzen eine ernstlichere Gerechtigkeit widerfahren lassen.« Richtig ist der Gedanke, den er bei Gelegenheit der großen spanischen Liedersammlung äußert, daß man noch vor der genauern Musterung einer solchen Sammlung im Voraus erwarten könne, in ihr den ganzen Charakter der Nation wieder zu finden. Dies, meint er, mache das alte spanische Liederbuch dem Menschenkenner fast noch interessanter, als dem »Literator«. Wie verständig! Und doch liegt in dieser Fassung des Ur-

theils eine Schranke, auf die man gar bald stößt, oder die doch wenigstens leicht herausgefühlt wird. Es ist der nicht tief genug gefaßte Begriff der Literatur, die hier noch zu sehr als selbstberechtigte äußerliche Fachgelehrsamkeit erscheint, und das ihm immanente Moment, das hier ungeschickt als Menschenkenntniß bestimmt wird, nur so nebenhergehen läßt. Das war es, was die Schlegel und Andere, die einer entwickelteren Bildung den tieferen Begriff der Literatur zu verdanken hatten, daran verdroß. Das Hausbackene und Altmodische der Form kam hinzu, um seine Leistungen in einen unbeachteten Winkel zu stellen. In der Folge, als die neuere Philosophie ein mächtiges Terrain gewann und ihre großartigen Gesichtspunkte über den ganzen weiten Bestand des empirisch Errungenen überall aufstellte, konnte Bouterwek auch nicht recht zur Anerkennung kommen. Mäßigung kann erst nach dem vollständig erfochtenen Siege eintreten, und die Philosophie hatte genug zu thun, wenn sie zuerst die hämische Beschränktheit ihrer wissenschaftlichen Gegnerschaft, welche damals sehr unbehaglich aus der ganzen Breite des Besitzes und der Anerkennung herausgejagt werden mußte, überwinden sollte. Im Rausche des Sieges sodann erhielt sich die Philosophie nicht ganz von dem Schwindel frei, die empirische Beobachtung der Dinge hintenanzusetzen, und das erste das beste Ding unbesehen unter den Standpunkt der Idee zu bringen, als einen Complex des höchsten und universalsten Inhalts hinzustellen, was denn oft zur Folge hatte, daß man Spatzen statt edlen Wildes erlegte. Jetzt, da diese Zeiten verflossen sind, ist das Moment der Kritik an der Ordnung und mit ihm auch die gerechte Würdigung derjenigen Leistungen, in welchen eine geistvolle und verständige Untersuchung des Einzelnen der höheren Thätigkeit der Kritik vorzuarbeiten hat. —

In dem großen spanischen Romanzenbuche, sowie in dem

großen Liederbuche ist der Gesammtbestand der spanischen ältesten Dichtung zu finden. Die Entstehung der Sammlungen der Bücher fällt in eine späte, die Entstehung der Dichtungen selbst in die früheste Zeit. Sowie eine Nation entsteht und sowie sie, um nur zu diesem Bestehen zu gelangen, einen großen Aufwand von Energie wie die castilische nöthig hat, so entsteht mit ihr zugleich ihre Poesie. Die römischen Provincialen waren dem arabisch-saracenischen Wesen gewichen, sie hatten nichts Geschichtliches mehr herausseßen können und hatten selbst ihre Sprache aufgegeben. Nach einem unverwerflichen Zeugnisse verstanden die besiegten Christen in den spanisch-maurischen Provinzen nur noch selten selbst die römische Sprache ihrer Gebetsformeln, während die Mehrzahl sich im Arabischen mit Leichtigkeit ausdrücken und selbst Verse machen konnte. So stand die Sprachangelegenheit der besiegten Christen, die freilich von den Mauren an Gesittung in den Künsten des Lebens und des Luxus weit übertroffen wurden, noch im neunten Jahrhundert. Anders war es in dieser Hinsicht mit denen, die vor den Siegern in ihre Gebirge geflohen waren oder sich unbesiegt im Lande hielten. Die Westgothen, seit dem fünften Jahrhundert Herren des Landes, hatten erst kurz vor dieser Zeit sich mit den Provincialen verschwägern dürfen, und es ist nicht anzunehmen, daß ihre Dialekte damals schon zu einer bestimmten Einheit verschmolzen worden wären. Vielmehr ist es wahrscheinlich, daß der Einigungsproceß damals anhob und vorbildend allmälig das Verhältniß herbeiführte, das wir deutlicher gestaltet im dreizehnten Jahrhundert antreffen. In dieser Zeit finden wir drei christliche Königreiche, Castilien und Leon (seit 1230 mit dem ersten auf immer vereinigt), Portugal und Arragonien. Diese drei Königreiche bilden die Hauptvertreter von eben so viel Hauptidiomen auf einem Theile der pyrenäischen Halb-

insel. Daneben treiben in dieser interessanten Sprachenmenge eine Anzahl kleiner Nebendialekte ihr Wesen, wie das Baskische in Navarra längs den Pyrenäen und in Biscaya üblich, von allen übrigen als Sprache der alten Kantabrier streng geschieden, das Gallizische anfangs dem Portugiesischen verfänglich nahe kommend ꝛc. Die Hauptidiome aber sind das Portugiesische, das Castilische und das Catalonische in Arragonien. Dieses letztere, in Provinzialdialekte, in das Limosinische, Provenzalische, Catalonische und Valencianische zerfallen, herrschte als allgemeine Küstensprache an der Ostküste Spaniens. In ihr, die schon vor der Maurischen Invasion sich herausgebildet und das Römische zu sich umgeformt hatte, sangen die Troubadours für Italiener, Spanier und Franzosen in den nämlichen Weisen. Dieses Idiom hat in seiner fröhlichen Kunst, seinen Liebeshöfen und Liedern, in seiner Begünstigung durch Fürsten, Ritter und Edelleute ein reiches, schönes Leben gehabt, bis es an dem Castilischen mit Recht seinen Überwinder fand. Das Volk von Castilien war ein stolzer ritterlicher Stamm und an Thatkraft allen andern entschieden überlegen. Dies ist auf das Deutlichste in seiner Sprache, die sich in einigen charakteristischen Zügen von der aller andern romanisch redenden Völker unterscheidet, zu erkennen. Diese Sprache enthält kein zusammengeschrumpftes Wortmaterial wie die übrigen, sondern materielle Fülle; der Accent springt in den langen Wörtern mit sonoren Vocalen und schön artikulirten Silben mit einer elementaren Kraft und wilden Behendigkeit auf die Endsilbe, wie die Bergkatze in Asturiens gebirgigen Schluchten von einem Felsen auf den andern setzt. Dann verrathen die tiefen Gutturalen der ganzen castilischen Aspiration die Natur des Gebirgsvolkes, obschon neben dem deutschen auch der arabische Hauch später einwirkte. In der Prosa ist der Numerus frisch, kräftig und

wechselnd, weit entfernt von der unleidlichen Monotonie des Italienischen Satzes. Allerdings verdankt das Castilische einen Theil seiner Entwicklung der catalonischen Sprache, welche früher cultivirt ward als jene; aber das, was von dem Catalonischen auf sie überging, ist anderer Natur und hier nicht weiter nachzuweisen. Während die Civilisation und die Künste des Friedens bei den Arragonesen und Catalanen Wurzel schlugen und ihre rege Verbindung mit Frankreich und Italien hier fördernd wirkte, lebten die freien Asturier, die seit der Mitte des achten Jahrhunderts sich vor den Mauren in die unübersteigbaren Gebirge zurückgezogen hatten, in ihren freien Bergen, wehrten mit ihrem Blute das weitere Vordringen der Sieger ab und gestalteten sich zu einer compacten Macht. In der Zeit, die zwischen der arabischen Invasion und dem neunten Jahrhundert liegt, stiegen diese Löwen der Gebirge in die Ebene herab. Da erhob und befestigte sich Leon, von dem merkwürdigen und starren Könige Alfonso el Casto beherrscht. Hier zeigen sich neben den kräftigsten Heldenthaten auch schon Spuren von Bildung. Bernardo del Carpio zieht gegen die Mauren und jagt sie vor sich her, der Bergbach durchbricht seine Grenzen und stürzt in die Ebene, selbst die zwölf Pairs von Frankreich finden ihren Meister in Castilien. Aber es heben auch Münster und Dome ihre steinernen Häupter riesig in die Lüfte, und wie wäre da die Sprache zurückgeblieben, die die Herrlichkeit der Heldenthaten und die Herrlichkeit Gottes besang? Vielmehr hat sich in dieser Heldenzeit der Strom der Romanzendichtung hier sein erstes Bette gebahnt: mit der geschichtlichen Kräftigung der Nation kräftigte sich Schritt für Schritt die Romanze, und die Kraft ihres Gesanges, ihr Volksgepräge, das in seiner Einfachheit sie zum Gemeingut im ausgedehntesten Sinne machte, war es, was die liebliche Troubadoursprache bezwang. Die Casti-

lianer nämlich entwickelten sich energisch, in compacter Einheit, und dieser Einfachheit und Einheit gegenüber konnte das zersplitterte dialectische Leben des Provenzalischen nicht Stand halten, und die Hof- und Fürstenpoesie mußte der Land- und Volkspoesie weichen. *Somit entsteht die Romanzenpoesie zugleich mit der Nation und fällt mit den Anfängen des castilischen Dialektes zusammen.* Freilich sind diese ersten Formen der Romanze verloren, und haben natürlich verloren gehen müssen; denn die Gestalt, in der sie heute vor uns liegt, gehört der Zeit an, welche um ein weniges dem Punkte vorherging, wo der castilische Dialect durch die ganze spanische Monarchie der herrschende wurde (und das geschah etwa im vierten Jahrzehend des sechzehnten Jahrhunderts), aber sie lassen sich dennoch mit Wahrscheinlichkeit bestimmen. Betrachtet man nämlich den Charakter der ältesten Sprachdenkmäler und vergleicht ihn mit dem dialecto Bable, den der Asturier auch heute noch bewahrt, so waren die ersten Poesien kurze Verse, deren Betonung den genauen Numerus der Silben ersetzte. Auch ersetzte die Willkür in Abkürzungen und Zusätzen bei der Pronunciation den Mangel des Rhythmus und des consonantischen Reimes. In einem alten Gedichte, dem Alejandro Magno, von dem noch späterhin die Rede sein wird, bedarf man ebenfalls noch dieser Supplemente, die ein metrisches System ergänzen. Um so mehr war und ist dies der Fall in den populären, ritterlichen und historischen Romanzen, die zwar nicht in die Zeit der Entstehung der Romanzenpoesie fallen, aber dennoch Spuren enthalten, wie die erste Versification bei den Spaniern begann.

Es ist schon wiederholt ausgesprochen, daß die spanischen Romanzen, sowie sie in verschiedenen Abtheilungen im großen Romanzenbuche und im Liederbuche stehen, die ältesten

Ereigniſſe der ſpaniſchen Poeſie ſind. Die Romanzen ſind die älteſten Geſchichten und Zuſtände des Volks in der älteſten Liederform. Kein poetiſches Erzeugniß ſchlechthin kann ſich dem entziehen, ſie zu ſeinen Vorgängern zu haben. Und wenn ſie nicht die erſten waren, welches dichteriſche Product ſollte dann wohl darauf Anſpruch machen? Erwägt man ihren epiſchen Inhalt und den aus der eigenthümlichen Geſchichte hervorgegangenen Zuſtand des Volkes, ſo muß der Volksgeſang der erſten volksthümlichen Bewegungen und Entwicklungen ohne Frage das Erſte ſein, und alle einzelnen Beweiſe für ihr Alter wären eigentlich unnütz. Dennoch iſt für dieſen Punkt eine gewiſſe Sorgfalt nöthig, ja es giebt ſcheinbare Widerſprüche, die gelöſt werden müſſen. Die urſprüngliche Form der Romanzen nämlich iſt drauf gegangen, und keine von ihnen reicht bis an das zwölfte, keine von ihnen iſt in ihrer Form dem dreizehnten Jahrhundert angehörig. Wie iſt das zu nehmen? Ferner paradiren als Anfänge der poetiſchen Literatur eine Anzahl roher, dunkler halbapokryphiſcher Erzeugniſſe, die von den ſpaniſchen Geſchichtsſchreibern der Literatur als die Anfänge derſelben hingeſtellt werden, und deren Sprache entſchieden älter iſt, als die der Romanzen in ihrer heutigen Form. Die beſte Ausgabe dieſer Überbleibſel von abſtract literargeſchichtlichem Werthe iſt von einen Spanier [1]) gearbeitet worden; Einiges davon hat auch der Profeſſor Huber neuerdings herausgegeben. Dieſe Gedichte, wenn man will, ſind das Poema del Cid, el Campeador, das von der Verbannung und Wiederkehr des Cid handelt. Es iſt ein unnationales Werk, in

1) Colleccion de poesias Castellanas anteriores al siglo XV. ilusstradas con notas por D. T. A. (Don Tomas Antonio) Sanchez. Paris 1840. Ein Abdruck der Madrider Ausgabe von 3 Bänden in 4. von 1782 mit dem bekannten Briefe des Marquis von Santillana, in einem Bande in 8.

Alexandrinern, und eine philologische Seltenheit, auch Chronica del Cid genannt. Der gelehrte Herausgeber setzt es in die Mitte des zwölften Jahrhunderts. Noch älter soll eine Chronik des Cid in Prosa sein. Dann führt man an: Poema de Alejandro Magno, eine Reimchronik, nach Bouterwek, der über diese Sachen das Nähere mittheilt: eine im Klosterwitze versificirte Übersetzung eines lateinischen Historienbuches. Auch dieses wird ins zwölfte, oder auch, da die Sache schwankt, ins dreizehnte Jahrhundert versetzt. Hier lernt man, wie Alexander, der Infant von Macedonien, schon im siebenten Jahre im Lesen unterrichtet wird. Er kriegt in den sieben freien Künsten täglich eine Lection. Seine Begleitung bilden Officiere, Grafen, Barone u. s. f. Im dreizehnten Jahrhundert verfaßte der Benedictiner Gonzalo Berceo Gebete, Ordensregeln, Legenden. Nimmt man hierzu noch die Übersetzung des Fuero Guzgo, die Gesetzsammlung der Gothischen Könige, wahrscheinlich unter Sisenand im Jahre 633 angefangen, und die Partidas, ein spanisches Gesetzbuch, welches von König Ferdinand dem Heiligen von Castilien entworfen, von seinem Sohne Alfonso el Sabio ausgeführt ward, aber erst 1348 durch Alfonso XI. Gesetzeskraft erhielt, ferner die Castilianische Bibelübersetzung durch Alfonso el Sabio und desselben Chronik, so hat man den ganzen Rest dieser trübseligen Verehrungswürdigkeit alter Jahrhunderte zusammen. Das unzweifelhafte Alter dieser Erzeugnisse, sowie der Umstand, daß in ihnen die Sprache älter ist, als in den Romanzen, thut indessen der Behauptung von der Ursprünglichkeit und dem Alter derselben, wonach sie schlechthin den absoluten Anfang bilden, nicht den geringsten Eintrag. Vielmehr geben diese zum Theil auf ihre Veranlassung entstandenen Werke Zeugniß ihrer zu Anfang angedeuteten hohen Wichtigkeit. Was nun zuerst das Poema del Cid anlangt, das

noch das bedeutendste von ihnen ist, so ist das Gedicht allerdings alt. Dies beweisen die Schmucklosigkeit des Ausdrucks, der sehr bezeichnende Mangel an grammatischer Consequenz und Verbindung der Gedanken, die schwerfällige Versification. Es ist daher das Poema eine Zwischenstufe zwischen dem ländlichen Dialekt der Asturier und der castilianischen Sprache am Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Es verfaßte, nach den glaubwürdigsten Ansichten, ein wohlunterrichteter Mann aus dem zwölften Jahrhundert, der die Absicht hatte, die lateinischen Verse nachzubilden und dabei den Stoff der Volkspoesie benutzte. Allein es setzte sich ein Theil der frühesten Poesie schon um den alten Helden Rodrigo Diaz de Vivar, den die Mauren den Cid nannten. Er half schon 1036 das Königreich Castilien seinem Fürsten Ferdinand stiften. Zu dieser Zeit also schon begleiteten fröhliche Siegsgesänge den Helden der Christenheit auf seiner rauschenden Kampfbahn, und dies sind die Cidromanzen, als der Volksgesang. Was für diese gilt, gilt für sie alle: es ist der Ausdruck, der, was ihre Geschichte anlangt, jeden Punkt derselben, sowie ihre jetzige Beschaffenheit, in der wir sie überkommen haben, treffend bezeichnet. Die Romanzen, als der älteste Gesang, wurden, da sie Volksgesang waren, von der jedesmaligen Sprachentwicklung berührt. Diese wirkte umbildend und umformend auf sie ein, weil die Späterlebenden ebensowenig die alten Weisen verlassen konnten, als sie natürlich von der andern Seite auch wieder versuchten, sie sich gemäß zu machen. So haben, um einen chemischen Ausdruck zu gebrauchen, die Romanzen alle Sprachniederschläge mit durchgemacht, bis sie in der Form, in der sie aufgezeichnet und somit der rhapsodischen Überlieferung von Mund

zu Mund entzogen wurden, stillstanden. Diese Aufzeichnung fand statt in dem *Romançero Cancionero general* [1]). Auch nachher gehen die Gesangeswogen immer fort und noch lange nach ihrer Fixirung in Schrift und Druck ist die alte Romanze mit den Veränderungen des Augenblicks der poetische Ausdruck der neueren und neuesten, das Volk geschichtlich ergreifenden Ereignisse [2]). Unter diesen Umständen ist es gekommen, daß sich an der Schwelle der ganzen Literatur jene scheinbar räthselhafte und für den ersten Anblick Widerspruch bergende Erscheinung zeigt, die einer ältern Volkspoesie in neuerer, und einer neueren Kunstpoesie in älterer Form; denn für etwas dieser Art müssen Erzeugnisse wie das Poema del Cid gelten. Die Tendenz des Poeten, Modelle nachzuahmen, die dem Volke unbekannt

---

1) Bouterweck setzt die erste Fixirung durch den Druck zu spät und schwankt in der Angabe der ersten Drucke. Die älteste Ausgabe für die Romanzen scheint nicht die zu sein, die in dem Tesoro de los Romanceros y Cancioneros Españoles cet. por Don Eugenio de Ochoa. Paris 1838 angegeben ist: Cancionero general recopilado por Fernando del Castillo. Edicion gotica en fol. Valencia del Cid, 1511. sondern Cancionero de romances, en que estàn recopilados la mayor parte de los romances Castellanos que hasta agora se han compuesto. Amberes 1555. Hier sind die Romanzen (und von ihnen, nicht von den canciones ist hier die Rede) aus dem Volksgesange unmittelbar aufgeschrieben

2) So ward die liebliche Romanze von dem wiederkehrenden Kriegsmanne, der seine Frau prüft und daher mit seiner verstellten Stimme ihres Gatten Tod meldend, ihr zugleich im Auftrag des Gefallenen seine Hand anbietet, noch unter Philipp V. wiederholt, im Successionskriege. Sie heißt Mambrú. Sie hat den Schluß:

Este es el Mambrú Señores
que se canta del reves,
y una gitana lo canta
en la plaza de Aranjuez.

Ähnlich dem wohlbekannten

Es haben's gesungen
zwei Bergmannsjungen
wohl in dem Schacht.

waren, und manche Abweichung des Ausdruckes, die dazu dienen soll, die Fußspuren, die von den Romanzen ausgehend den Nachahmer und Entlehner verriethen, zu verwischen, bürgen überdies dafür, daß es niemand in den Sinn kommen kann, diese Producte für die ersten Erzeugnisse im Volksidiome zu halten. Vielmehr weisen sie von sich auf das frisch aus dem Stein herausfließende Quellwasser des nationalen Romanzensanges hin. Auch ist bei diesem letzteren das Verhältniß der Ursprünglichkeit und des Alters keineswegs ein ideelles, auch die heutige empirische Beschaffenheit der Romanzen ist zum Theil dieser ihrer Haupteigenschaft gemäß. Das Jugendliche an ihnen ist erstens die ewige Jugend des Anfangs überhaupt und dann etwas Äußeres: der Sprachschatz nämlich, die grammatischen Formen und das Lexicalische. Auch selbst in dieser Hinsicht haben sich die neuesten Romanzen, dem sechzehnten Jahrhundert angehörig, nicht ganz der Hinneigung zu ältern Formen entziehen können, vollends aber sind Structuren und Numerus (cadencia) alt geblieben, als der festgelegte Grund in der Tiefe, dessen Oberfläche wohl ein mannigfach wechselndes Leben zeigen, selbst aber in seiner Dauerhaftigkeit durch keinen Hebel herausgehoben und weggeräumt werden konnte. Dies Letztere konnte nur geschehen, wenn man den ganzen nationalen Boden der festgegründeten Volksdichtung in dieser Form geradezu aufgeben und die Dichtung eine Zeit lang nach anderen Gegenden übersiedeln wollte. Die Literaturgeschichte berichtet, daß die Literatur diesen Schritt auch wirklich gethan hat, und zwar zuerst zu ihrem Nachtheil. Da aber die hierdurch entstehenden neuen Kunstdichtungen nur einen verschwindenden Durchgangspunkt zu der höchsten Entwicklungsform der spanischen Literatur, zum Drama hin, bildeten, mithin Modedichtungen waren, so war vom universalhistorischen Standpunkt aus dieser Schritt heilsam für sie.

Er selbst aber ist diejenige Epoche, in welcher die Literatur nach der vorbereitenden Selbstentwicklung ihrer alten Nationalformen die herrlichen Kunstformen der italienischen Dichtung im sechzehnten Jahrhundert auf sich einströmen läßt. Dieser italienische Einfluß, nicht oberflächlich zusammengebracht, sondern zu wechselseitig sich durchdringender Vereinigung mit der Nationalpoesie sich gestaltend, erzeugt alsdann das Drama. — Der angegebenen empirischen Beschaffenheit der Romanzen gesellen sich nun ferner auch noch einige ihr Alter beurkundende geschichtliche Zeugnisse zu. Die spanischen Literatoren, welche die ältesten Romanzen schon ins dreizehnte Jahrhundert verlegen, ohne jedoch die Erinnerung zu unterlassen, daß auch sie moderniſirt sind und nur Spuren vom höchsten Alter enthalten, berichten von einem in seiner Art ausgezeichneten Rhapsoden, der von seiner Kunst einen bedeutungsvollen Zunamen hatte. Dies ist der Nicolas de los Romances, ein Phemius oder Demodokus, oder auch eine Art Homer nach Wolfischer Auffassung. Neben diesem wird auch ein Abt Antonio als berühmter Romanzensänger erwähnt, worüber man die Citate bei Bouterwek finden kann. Auf den Nicolas großes Gewicht zu legen, würde sich nicht viel von dem Irrthum der alten Philologen unterscheiden, welche, auf alte Nachrichten gestützt, frischweg den Orpheus als Erfinder der griechischen Poesie nennen. Heißt ein Dichter so alt wie Orpheus, so heißt das ebensoviel, als man weiß nicht, wie alt er eigentlich ist. So sehr nun auch die Wissenschaft eine solche Auffassung der Dinge mitsammt ihren Nachrichten und Angaben der Vergessenheit anheimgegeben hat, so ist es mir doch immer als eine interessante Fassung der Sache vorgekommen, daß die Alten in ihren literaturgeschichtlichen Angaben die Künste von Göttern oder Menschen ohne Weiteres erfinden lassen. Es liegt darin immer noch eine Stärke des Bewußtseins von

dem menschlichen Werthe überhaupt, welche durch das Christenthum den Menschen zu ihrem Schaden abhanden gekommen ist. Die Alten aber hatten die große Wahrheit des Satzes, daß der Mensch das souveräne Maß aller Dinge ist, und haben daran festgehalten. Und diesem Festhalten haben wir die Formen ewiger Wahrheit und Schönheit, die sie als tief eingedrückte Spuren dem Menschengeschlecht hinterließen, hauptsächlich zu danken. Es waren damals die sonnenhellen Höhen der Freiheit, auf welchen der Menschengeist wandelte, und wir müssen eingedenk der Bestimmung sein, daß wir aus diesem Paradiese des Geistes durch das flammende Schwert der Nothwendigkeit nur darum vertrieben sind, um neu gestärkt die Rückkehr dahin zu unternehmen. Übrigens erscheint der Nicolas de los Romances beinahe wie der römische Dichter Ennius. Denn wie Fulvius Nobilior diesen bei seinem Abgange nach der Provinz mitnahm, so nahm Ferdinand III. nach Zunigas' Bericht den Nicolas mit zu seinem Zuge gegen Sevilla im dreizehnten Jahrhundert. Hiernach beweist das äußerliche Zeugniß wenigstens soviel, daß damals ein bedeutender Dichter der Romanzen Geltung und Anerkennung hatte; und wenn dies der Fall war, so mußte die Romanzenpoesie schon früher Bedeutung und Kraft erlangt haben. Eine zweite Angabe, die zu benutzen ist, liegt in dem Umstande, daß die anerkannt ältesten Romanzen Stoffe enthalten, die noch hinter dem Cid liegen, also noch vor **1036** anzusetzen sind. Diese werden wohl in dem Romanzenkreis des Bernardo del Carpio und in einigen anderen zu suchen sein. Sie zeichnen sich durch eine große Einförmigkeit dessen, was bei ihnen der Reim ist, aus, indem derselbe Reim, gewöhnlich der auf ā, durch das ganze Gedicht geht. Um den letzteren, der den Ritterromanzen (romances caballerescos) angehört, anschaulich zu machen, sei hier ein Beispiel her-

gesetzt; es ist die berühmte Romanze vom Grafen Claros de Montalvan:

Media noche era por hilo, los gallos querian *cantar*,
Conde Claros por amores no podia *reposar*:
Cuando muy grandes sospiros que el amor le hacia *dar*
Porque amor de Claraniña no le deja *sosegar*;
Cuando vino la mañana que queria *alborear*,
Salto diera de la cama que parece un *gavilan*.
Voces da por el palacio y empezara de *llamar*:
— Levantaos, mi camarero, dadme vestir y *calzar*.
Presto estaba el camarero para haberselo de *dar*.
Dierale calzar de grana, borceguis de *cordoban*,
Dierale jubon de seda aforrado en *zarzanan*.
Dierale un manto muy rico que no se puede *apreciar*,
Trecientas piedras preciosas al rededor del *collar*; cet.

Und so geht derselbe Reim das ganze, einige Hundert Verse lange Gedicht hindurch, eine Einförmigkeit, die, wie so vieles Andere, das noch später zu erwähnen sein wird, durch die mauriſch-arabiſche Poeſie veranlaßt ward, in welcher die eintönigen Reimformen vorzüglich zu Hause ſind. Einen dritten Beitrag liefern die gloſſirten Romanzen. Dieſe Sitte der Dichtung, in einem neu geſchaffenen poetiſchen Zuſammenhang alte Liederverſe zeilenweiſe einzuflechten, war ſchon im fünfzehnten Jahrhundert den Portugieſen und Spaniern lieb geworden. Man konnte natürlich nur ein Intereſſe haben, das einzuflechten, was wegen ſeines hohen Alters allgemein bekannt und in Aller Munde war. Dieſe gloſſirten Romanzen ſind aus dem fünfzehnten Jahrhundert, folglich ſind die eingeflochtenen Verſe viel älteren Dichtungen, d. h. viel älteren Romanzen angehörig. —

Nach dieſen Auseinanderſetzungen ſcheint es angemeſſen, hier die literarhiſtoriſchen Thatſachen und die Grundſätze überſichtlich zuſammenzufaſſen und hinzuſtellen, welche durch die

Betrachtung der ersten Dichtung in dieser Literatur gewonnen werden. Es ist die volkspoetische, epische Grundlage der Romanzen, auf welcher die ganze Literatur beruht. Ihr Inhalt ist episch; denn überall, wo die Mittel der Fortpflanzung und Fixirung durch Schrift und Druck fehlen, da muß die Geschichte des Volks Volkspoesie werden. Jene angeführten Producte aber, wie das Kunstpoem vom Cid, werden einer zufälligen Betrachtung und Schätzung dadurch am passendsten enthoben, wenn man sie geschichtlich als den ersten Versuch ansieht, die Volkspoesie der sich rhapsodisch erzeugenden und fortpflanzenden Romanzen in die Gestalt eines zusammenhängenden größeren Kunstwerks zu einigen und zu erheben. Aus diesem Versuche ging das epische Poema del Cid und Anderes hervor. Es war der erste künstlerische Erzguß, zu welchem die Romanzen zusammenströmten. Dieser Guß verunglückte: erstens, weil er zu früh unternommen ward, ehe noch die Sprache Gelegenheit gehabt hatte, die nothwendigsten Stadien äußerlicher Bildung zu durchlaufen, und dann, weil die Form, die unnationale, unverständliche, die Materie beschädigte und ihr überall Gewalt anthat. Daher konnten die volkspoetischen episodischen Reihen hier nicht so zur gebundenen künstlerischen Einigung eines großen epischen Gedichtes kommen, wie das zum Beispiel mit den volkspoetischen Reihen der griechischen Poesie der Fall war, die ihre Zusammenfügung und Einheit in Homer fanden. Homer, mag man sich ihn nun als Poeten, als dichterisch begabten Redactor, oder mag man sich einen bestimmten Zeitpunkt darunter vorstellen, in welchem gemeinschaftliche Arbeit vieler Befähigten es unternahm, den Leib der homerischen Gedichte zu bilden. — Homer, persönlich, historisch oder mythisch gefaßt, konnte bei diesem Einigungsproceß nicht dar-

auf verfallen, eine andere Form zu wählen, als die nationale. Hier dagegen war der erste Versuch ein verfehlter. Nicht vollendet, aber doch um ein Bedeutendes besser war der zweite. Dieser zweite Versuch, die epische Volkspoesie der zerstreuten Romanzendichtung in ein größeres Ganze ausmünden zu lassen, ward durch die Ritterromane gebildet. Der Weltzustand der Romanzen kommt zwar dem des Homerischen Heroenthums überraschend nahe, und es wird darauf im zweiten Theil unseres Berichtes mit Sorgfalt aufmerksam gemacht werden: allein die Unterschiede sind doch sehr erheblich. Die Welt war älter geworden, Christenthum, Ritter- und Lehnswesen war gegründet, bestimmte Staatsformen und Gesetze leiteten das Thun der Individuen schon neben der Sitte und der elementaren leidenschaftlichen Kraft, welche bei den Griechen eben diese Einrichtungen, Gesetze, Sitten u. s. f. erst schaffen ließ. Zwar war auch bei den Castiliern das Leben und die Welt in einem Anfangszustande: aber doch war schon ein beträchtlicher Zusammenhang von Einrichtungen, Künsten, Gewerbthätigkeiten, Mitteln über die Erde verbreitet: also zwar ein Anfangszustand, aber auf einem bereits höher gelegenen Punkte. Dies Alles mußte das verständige Denken anbahnen, dessen Ausfluß die Prosa ist. Diese Prosa aber mußte bei einer Nation, die in beständigem Kampfe mit ihrem Gegensatze, der maurischen Welt, lag und sich, den Einflüssen des hochpoetischen Orients fortdauernd ausgesetzt, nur Fuß für Fuß ihr eigenes Bestehen erringen konnte, von der Poesie nicht weit entfernt sein. Und so ist es nun auch wirklich der Fall. Es herrscht eine völlige Verwirrung des poetischen und prosaischen Ausdrucks in dem Ritterromane vor, und diese Natur desselben, wonach zwar Prosa vorhanden, aber noch ihrem Begriffe nicht gemäß ist, sowie der Umstand, daß durch geistlose Nachahmung eine ihrem Begriff unangemessene Form sich zu ver-

festen drohte, dieser compacte Widerspruch und sein in ihm liegendes, wahrhaft komisches Element war es, was der göttliche Cervantes komödirte. Hier mag daher nur von demjenigen Romane gesprochen werden, welchen auch dieser gelten ließ und schätzte: ich meine den Amadis de Gaula. Die Romanzendichtung mußte lange vorhergegangen sein, als dieses große Buch erschien. Nach seiner literaturgeschichtlichen Wichtigkeit verdiente es, von neuem herausgegeben zu werden, wofür gute Hülfsmittel in Göttingen und Dresden zu finden sind. Bouterwek, der den Roman gelesen hat, würdigt ihn geschichtlich ziemlich richtig, nur daß es ihm nicht einfällt, ihn gerade in diesen Zusammenhang literargeschichtlicher Thatsachen einzusetzen. Da er ihn übrigens so treffend beurtheilt, so will ich die charakteristischen Hauptzüge nach ihm kurz zusammenfassen. Der Amadis, von den Portugiesen Vasco Lobeira (spanisch Lobera) wahrscheinlich in dem ersten Jahrzehend des vierzehnten Jahrhunderts verfaßt, ging, ehe er seine jetzige Gestalt erhielt, wohl mehrern Bearbeitern durch die Hände: was schon an sich seinen gedichtartigen Charakter zeigt. Erst in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ward er in Spanien allgemein bekannt, und tritt in die Reihe der Werke, die ein großes geographisches Terrain einnehmen und ihre Zeit auf das Lebhafteste und Eindringlichste bestimmen. Der poetische Geist der Nation zeigte sich damals in seiner ersten Kraft, und das romantische Leben derselben brachte es mit sich, daß sie von den in dem Romane vorkommenden Mißhandlungen der Geschichte und Geographie nicht gestört ward. Im Äußeren zeigt er Weitschweifigkeit und Förmlichkeit, an deren Schaustellung sich Cervantes ergötzt, ohne daß dieser daher karrikirt hat; aber diese Form war der damaligen Rittertugend entsprechend. Das Element der Feerei kommt aus der arabischen Dichtung hinein, wobei jedoch bemerkt werden

muß, daß sich dies, wenn auch nur selten, in den ältesten Romanzen [1]) findet. Und es kann nicht bewiesen werden, daß dieserlei Züge nur aus den Ritterromanen dort hineingekommen wären. Die Moral in der Erfindung und Ausführung schließt einen schön umschleierten Libertinismus nicht aus, wie auch in den Romanzen, wie später gezeigt werden wird, die Liebesverhältnisse in derber Natürlichkeit und ohne Schleier sich zeigen.

Auch diese Form erfüllte noch nicht die ganze Bestimmung, den genügenden Guß für das Epos abzugeben, aber dafür erhielt die Romanzenpoesie dadurch einen erhöheten Schwung. Die poetische Entäußerung in solcher Weise war ein hoher Gewinn gewesen, und dieser kam den ältesten und bedeutendsten, den Ritterromanzen, vornämlich zu Gute. Aus ihnen ging der Nationalton in die historischen über, färbte und bestimmte sie mehr oder minder. Beide sich wechselseitig stützend und zu neuer Kraft gekommen, überlebten die aus Verachtung hervorgegangenen Versuche der kunstdichtenden Gelehrten, indem sie auch hieraus Vortheile ziehen sollten.

Die dritte Entwicklung der Romanzen endlich zu größeren epischen Ganzen war für diesen Zweck die vollendetste, weil sie die einzig naturgemäße war. Sie bestand darin, daß sich die Romanzen um einen festen Kern und Mittelpunkt ansetzten, der die wild herumschwärmenden Lieder anzog und festigte. In der Zusammensetzung wird die Zeit nothdürftig beobachtet, dabei sind aber epische Abwege und Wiederholungen an der Ordnung. Ein solches Epos ist nun das durch die bekannten Cidromanzen gebildete. Am besten erkennt man es in der Ausgabe von Keller und in Duttenhofer's

1) Z. B. in der Romanze de la Infantina: „a cazar va el caballero." Tesoro de los Romanceros cet. Rom. 13. p. 7.

Übersetzung [1]), wo die Romanzen, 154 an der Zahl, vollständig vorgeführt werden. Denn Auslassungen, zu welchen die große Ähnlichkeit und Übereinstimmung des Inhalts die früheren Herausgeber und Übersetzer verleitete, sind hier geradezu eine Verletzung. Es muß Alles vollständig mitgetheilt, nichts abgekürzt, nichts ausgelassen werden. Um die Art und Weise der Composition dieser epischen Körper zu verdeutlichen, will ich aus dem Cidepos einige Romanzen hier vorführen. Voraus gehe das Factum, daß der Cid, um die seinem Vater angethane Beschimpfung zu rächen, den Grafen Lozano erschlagen hat. Hiermit beginnt die achte Romanze. Ximena Gomez ruft den König und die Ritter in Burgos zur Rache auf, weil Rodrigo de Vivar ihren Vater, den Grafen, erschlagen hat. Wenn mir keine Rache und Genugthuung wird, sagt sie, so kann er mir nun auch das Schwert ins Herz stoßen. Romanze 9. enthält denselben Inhalt, den Racheruf; aber die Gründe sind anders und sehr eigenthümlich. Sie jammert: Da kommt der Mörder meines Vaters jeden Morgen mit dem Falken auf der Faust angeritten, und richtet ihn nach meinem Taubenschlage. Da kommen die geängstigten Täubchen zu mir herangeflogen, und beflecken meine Schürze mit ihrem Blut. Dann droht er, er wolle mir an einer empfindlichen Stelle den Rock kürzen, und mir die dienenden Frauen, gleichviel, ob sie Jungfrauen oder vermählt wären, überwältigen. Auch den Pagen wolle er erschlagen, den ich mir unter dem Kleide versteckt hielte. Der König, bei ihrem stärksten Fluch zur Rache aufgefordert, schwankt. Rodrigo ist ein Simsonischer Unhold, das ist wahr; aber Land und Volk lieben ihn. Von der andern Seite fürchtet der König, wenn er

1) Romancero del Cid, publicado por A. Keller. Stuttgart 1840. — Der Cid, ein Romanzenkranz, von Duttenhofer. Leipz. 1842.

deshalb nachgiebt, für sein Gewissen. Es ist eine politisch-moralische Collision. Unerwartet hilft ihm Dame Ximena selbst aus der Verlegenheit, indem sie ihn bittet, den Mann, der ihr und ihrem Hause soviel Böses gethan, nun zu einer Heirath mit ihr zu zwingen. Denn, sagt sie, der Mann, der mir soviel Leid anthun konnte, muß auch im Stande sein, mir eben so viel Gutes zu thun. Der König murmelt so etwas von der Unnatur der Weiber, ist aber herzlich froh, aus der Verlegenheit zu kommen, und läßt sogleich einen Brief an den Cid abgehen, den dessen Vater ihm zuerst vorenthält, indem er allein an den Hof zu gehen und den Handel noch anders für seinen Sohn beizulegen gedenkt. Der Heldensohn, der in seinen Sachen überall selbst handeln will, versichert, er werde dem Vater überallhin folgen. Vergleicht man diese neunte Romanze mit der achten, so ist dieselbe offenbar farbiger gedichtet, sie enthält ein charakteristisches Detail an der Erzählung, wie Cid-Simson sich benimmt, und an dem Heirathsverlangen der Ximene einen neuen Zug. Wir wenden uns zur zehnten. Sie enthält dasselbe, was in der achten und neunten vorkommt, mit folgenden bedeutungsvollen Varianten. Ximene spricht: Meine Mutter ist vor Gram gestorben, weil sie meines Vaters Mörder jeden Morgen hoch zu Rosse mit dem Falken auf der Faust sehen mußte. Diesen beizt er nach meinem Taubenschlage, und würgt die Täubchen, die ich füttre. Darauf folgt der Fluch, und die Verschwörung des Königs und der Ritter zur Rache und Hülfe. Der König schwankt. Die Cortes sind für Rodrigo, aber er fürchtet hier dennoch für sein Gewissen, und ihn bangt vor dem Zorne Gottes, wenn er außer Acht läßt, das Recht hienieden durchzusetzen. Er schickt einen Boten mit einem Briefe und bescheidet den Cid an Hof. Der Vater nimmt den Brief in Empfang und öffnet ihn, ohne dem Sohne den Inhalt mit-

zutheilen. Das vermerkt der Cid übel, er will durchaus wissen, was darin steht. Der Vater sagt: Du sollst an den Hof kommen, aber ich will statt Deiner gehn. Nein, bei Gott! sagt der Sohn, das soll nicht geschehen, ich gehe mit! Weggelassen sind hier die Simsonischen Androhungen, das Wegschneiden des Rocks, das Bewältigen der dienenden Frauen und Jungfrauen. Es fehlt ferner der merkwürdige Wunsch der Ximene, den Cid zu freien. Drittens ist der Cid noch etwas anders dargestellt. Die elfte Romanze enthält dasselbe, was die vorigen bieten. Ximene: jeden Morgen kommt Rodrigo in Waffenpracht, und zeigt sich so meinen neben mir auf dem Altane stehenden Frauen. Wie freuen sie sich, wie möchte wohl jede ihn so gerne haben! Nein! das ist zu viel. Er hat mich zur Waise gemacht, das war genug, aber so etwas noch dazu zu ertragen, geht über meine Kräfte. Räche mich, o König, mein Hohn ist auch der Deine! Der König: Rodrigo ist ein edler kühner Mann, den ich nicht beleidigen darf, denn er schützt meine Staaten. Zudem weiß ich ein Mittel: ich werde ihn auf sein Wort verpflichten, Dich zu heirathen, und der, welcher Dich zur Waise gemacht hat, der soll Dich fortan beschützen. Damit ist Ximene zufrieden. Diese Romanze vereinigt acht, neun und zehn. Sie ist die zarteste, wennschon nicht die eigenthümlichste. Daß der König den Heirathsvorschlag macht, ist milder, das halb eifersüchtige, halb begehrliche Klagen der Dame mag ihm zu dem Einfall verholfen haben. Aber leicht möchte die neunte die ursprünglichste sein. Romanze zwölf. Hier haben wir Decoration und Costüm. Im Vordergrunde sitzt der König, nicht wie in den vorigen Abschnitten, beim Frühstück, sondern auf dem prächtigen richterlichen Throne, und spricht Recht. Da treten dreißig Edelknappen, die früher unter Lozano's Banner dienten, und jetzt die Tochter schützen,

mit dieser an ihrer Spitze vor. Kniend an den geheiligten Stufen, macht sie dem Könige Vorwürfe, daß er ihr das Recht, d. h. die Rache vorenthalte, und den Cid heimlich unterstütze. Der König: Höre, Tochter, wenn ich Dich liebe und den Rodrigo schütze, so habe ich dafür gute Gründe; denn ich sehe die Bläue des Himmels durch die Wolken und gewahre die Zeit, wo sich Leid in Freude und der Haß in Liebe verwandelt. Darauf wird Donna Urraka angemeldet, worauf der König, ihr das Weitere überlassend, sich erhebt und in sein Zimmer geht. — Diese wohl costümirte, alles Schroffe vermeidende Romanze ist sichtbar für den Zweck des weiteren Fortgangs des Ganzen gedichtet, und gehört dem Bestreben an, das Zerstreute in Fluß zu bringen und zu redigiren. Nur darin hat sie ihre Stellung, dazu ist sie da, und aus diesem Grunde schließt sie ungenügend ab, lebhaft auf das Folgende verweisend. Hochzeit, Einigung u. s. f. wird übergangen, und in der dreizehnten Romanze sehen wir schon den Cid als heldenkräftigen Gatten, den Maimond der Liebe weit hinter sich, fünf maurische Könige besiegen, sie mitsammt ihren Schätzen gefangennehmen, und ihm den Lehnseid schwören. Dies ist etwa der Fortgang in diesen Epen. Dergleichen epische Körper sind nun, größer oder kleiner, die Romanzen, die von Gaiferos, die Romanzen, die von dem Helden Bernardo del Carpio, die romances tradicionales de los reyes de España, die vom Könige Bamba, vom König Rodrigo handeln, der lustberauscht in den Armen der von ihm verführten Vasallentochter sein Königreich verliert, und von vielen andern Königen. Dazu gehören die Epen über die Grafen Fernan Gonzalez, und Garcia Fernandez, die des Alfonso el Sabio, die über Alvaro de Luna, über die

Infantes de Lara u. a. m. Manche dieser Epen sind von nur geringem Umfange und können sich mit dem Cidepos nicht messen, weil der Mittelpunkt hier natürlich die größte Anziehungskraft hatte. Doch kommt der kleine Umfang nicht selten auch davon her, daß Manches verloren ging. Ja manche einzeln stehende unter den ritterlichen, historischen und maurischen Romanzen ist von der Art, daß sie von sich auf ein größeres Ganze mit Nothwendigkeit hinweist. Dahin gehört das Tischgespräch des Conde Cabreruelo mit der Königin (Tesoro de los Rom. Nro. 23). In allen aber ist der Fortschritt derselbe.

So finden wir denn in diesen Sammlungen wie in der Cidsammlung eine große Anzahl von Romanzen, die in Erwägung des nackten stofflichen Inhalts ziemlich dieselben zu sein scheinen, die aber näher betrachtet eine solche Bestimmung von sich abweisen und vielmehr als bedeutende Dichtungsvarianten angesehen sein wollen. Diese Varianten haben einen ästhetischen und kritischen Werth. Wenn nämlich bei ziemlich übereinstimmendem Inhalt in einigen Romanzen kräftige Züge gefunden werden, welche den andern variirenden fehlen, wenn hier zugesetzt, dort weggelassen, hier eine völlig verschiedene Fassung, als dort versucht ist, so sind diese Varianten nicht nur Belege einer lebhaften ästhetischen Entwicklung in Dichtung und Darstellung der Sagen, sondern auch ebensoviel Spuren deutlich eingedrückter Schritte, welchen man mit Theilnahme nachgeht, um an ihnen die Entwicklung der Nation zur Sittlichkeit wahrzunehmen. Nun ist es deutlich, daß hier eigentlich nur dann sichere Schlüsse gezogen werden, wenn man ältere Romanzen von jüngeren scheiden und gleichzeitige mit Zuverlässigkeit zusammenthun kann. Bei dem Bestreben, hier kritisch zu verfahren, wird man gewahr, daß hier und dort diese oder jene Veränderung in den Gebräuchen,

Sitten, in der Lebens- und Weltansicht der Nation eintritt, daß hier Bestehendes sich verliert, dort Altes und Neues noch nebeneinander Platz hat. Bei der kritischen Thätigkeit dienen Sprache, Satzbau und Vers als häufig in Betracht kommende Mittel; aber nicht selten wird der völlig verschiedene Inhalt der Romanzen oder ihre lebhafte Abweichung von einander für ohngefähre Bestimmung der Abfassungszeit sich eben so wirksam erweisen. Die völlig entwickelte und zum Abschluß gebrachte Darstellung der Sache nämlich selbst ist es, die sich in ihren energischen Unterschieden von der unentwickelteren als die gereiftere und somit spätere darstellt, und von sich auf ihre Zeit hinweist. So arbeitet beides für einander. Auch einen letzten sichern Anhaltspunkt kann man gewinnen. Als die spätesten Romanzen nämlich werden diejenigen angenommen werden müssen, welche dem Zwecke der Redaction und Einfügung zu einem Gedichtganzen dienen. Denn nicht immer konnte man durch das Einfangen der wild herumschwärmenden Lieder zum fortlaufenden Gedicht kommen, vielmehr mußten entstehende Lücken durch Hineindichtung von Übergangsgedichten verschlossen werden. — So ist die Form des eigentlichen spanischen Epos beschaffen. Weitere Versuche, die Romanzen zum Epos zu steigern, sind nicht unternommen worden. Das spätere sogenannte Kunstepos des Ercilla und Anderer, ja der Hunderte, die in italienischen Octaven dichteten, ist unbedeutend, und gehört nicht hierher. Es war die Entdeckung von Amerika, die diesen Nachschößling gelegentlich zeitigte. Der Anfangszustand der Welt, der dem Epos so günstig ist, ging bald vorüber, und die Poesie war dem Epos entwachsen. Da aber in dem Romanzenbuche und in dem Liederbuche alle Elemente des Volkslebens zusammen waren, da ferner in der Romanze allein schon dramatische Elemente lagen, so ist das

Drama, das aus ihnen hervorging, als die Kunstform anzusehen, in welcher die gereifteste Entwicklung der Romanze ihre Stelle findet. Hier finden wir die lyrischen und epischen Momente derselben in höherem Maße geeint, hier die nationale Versform wieder. Selbst die spätern Dramen, wie das del rey abajo ninguno von Rojas [1]), eins der vortrefflichsten Stücke der spanischen Literatur, kann man in gewissem Sinne dramatisirte Romanzen nennen. Der beachtungswerthe Grundsatz aber, der aus der Geschichte und aus dem Schicksal, das der Romanze bis zu ihrer letzten Bestimmung zu Theil ward, sich ergiebt, ist dieser: Nur was sich aus der Volkspoesie entwickelt, gedeiht zum Leben. Alle Abweichung und kalte Vernachlässigung, die sich in andere Bahnen wendet, hat eigentlich nur die Bestimmung, ihr zu helfen und ihr zur Entfaltung neuer Kräfte zu Gute zu kommen. — Lassen wir jetzt das Allgemeine, und treten den Romanzen selbst etwas näher. —

II.

Dichtungen, in welchen eine Nation ihr Inneres zu Tage fördert, müssen zahlreich sein. Und das ist hier wirklich der Fall. Die Literatur der Romanzen und Canzonen (canciones) hat einen tropischen Charakter. Zur Canzone, die von der italienischen Form gleiches Namens streng zu scheiden ist, das heißt zum Liede, gehört die Abtheilung in Strophen. Diese Strophe heißt Couplet (copla). Es fehlt der Romanze jene Abtheilung, und dieser Umstand bildet den Unterschied zwischen Romanze und Canzone. Lieder mit Cou-

1) Übersetzt von C. A. Dohrn: Spanische Dramen, vierter Theil. Berlin 1844.

plets waren schon um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts vorhanden; doch zeigen sich auch einige in Romanzenform, und das sollen die ältesten sein, und unter dem Namen lyrischer Romanzen Geltung gehabt haben. Die Angabe der Literaturgeschichten führt zu dem Gedanken, daß das Lied, wie geradezu alle andere Poesie, aus der Romanze entstand. Sie hat von Haus aus ein lyrisches Element in sich, aus diesem entwickelt sich die Canzone, in welcher der Gang der Empfindungen durch den strophischen Abschnitt geordnet und fixirt wird. Dies ist ein ganz natürlicher Fortschritt und es kann daher die Bemerkung nicht befremden, daß den ältesten Romanzen jene Canzonen an Sprache und Ton gleichkommen. Die alte Folioausgabe des Liederbuches zählt allein 136 Dichter, und das aus einem einzigen Jahrhundert; also auch hier dieselbe staunenerregende Fülle, derselbe tropische Reichthum!

Die Romanzen, wie sie in den Sammlungen vorliegen, sind ein wahrhaftes Riesenbouquet blühender Blumen aller Art, durch die Romancero's in bunter Unordnung in einer großen Vase zusammengehalten. Da sieht man Blumen des Feldes und des Gartens, Topfgewächse, ihre seltene, märchenhafte Pracht in den Zimmern der Frauen entfaltend, neben Blumen der Gebirge und Wasserblumen. Auch an solchen, die an abgelegenen Orten, in Kellergewölben, sich mühsam an Luft und Licht ringen, fehlt es nicht, auch nicht an glühenden wilden Rosen auf Mauerkränzen und luftigen Zinnen, die durch Schwanken im Windeshauch nur um so fester sich einwurzeln: kurz, es ist die Gesammtfülle der poetischen Vegetation hier vereinigt. Doch will auch hier ein Jedes besonders verstanden, gelinde untersucht und nach Kräften in seinem Werthe gewürdigt werden. Dieser unabweisliche Anspruch, den keine dieser kleinen Dichtungen aufgiebt, veranlaßt das kritische Geschäft des Ordnens und Sonderns; und bei einem solchen

stellt sich wohl das Bedenken ein, ob es auch gelingen werde, eine so werthvolle Fülle der Dichtung hier nur leidlich auf die Oberfläche zu bringen. Soll Einer genannt werden, dem ein Bericht zu solchen Zwecken gewiß gelungen wäre, so kann man nicht umhin, Goethe's zu gedenken. Hätte er seine Studien auf das Spanische gewendet, welche schätzbaren Ergebnisse würden uns bei seinem künstlerischen Sinn, bei seiner Neigung zur Untersuchung des Einzelnen und Individuellen geworden sein: — von ihm, unter dessen Händen sogar ferner Liegendes, Fragmentarisches, wie die Reste des Euripideischen Phaetons, Gestalt gewann, und der sehr verschieden beurtheilten Erzeugnissen des klassischen Alterthums, wie dem Platonischen Jon, in wenigen Worten Begriff und Bedeutung verlieh. Thun wir indessen unser Bestes und prüfen also zuerst das, was diesen in buntverschiedenen Farben strahlenden Dichtungsgewächsen gemein ist, die Form. Diese, uralt und nationell, läßt sich auf das griechische Maß zurückführen, das hier, wie im Römischen und überhaupt den quantitirenden Sprachen, der katalectische trochäische Tetrameter heißt. Es ist im Griechischen und Römischen, im Spanischen und Deutschen sehr gewöhnlich. So neben vielem Andern bei Goethe, Schlußpoetik:

Sage Muse, sag' dem Dichter,
Wie er es denn machen soll?
Denn der wunderlichsten Richter
Ist die liebe Welt so voll. —

Es kommt nicht viel darauf an, ob man Halbverse in vier Fußen, da die Verse nach Silben gemessen werden, schreibt, oder ob man die beiden Halbverse in einen zusammenzieht. Das Erstere ist in den Drucken das Gewöhnlichste. Dieses Maß erhielt nach einer eigenthümlichen Auffassung der Spanier den Namen redondillas. Es war entweder die tonische Bewegung der Reime und Assonanzen, wonach von vier achtsil-

bigen Zeilen die erste und vierte und die zweite und dritte sich zusammenreimen, welche als Rundbewegung erschien, da überhaupt die stete Wiederkehr derselben Ordnung die Vorstellung des Runden an die Hand giebt — oder auch der sie begleitende Tanz, der die Benennung aufbrachte. Bouterwek übersetzt es durch Ringelverse. Eben derselbe hat das Verdienst, ihr besonderes Entstehen auf spanischem Boden nachgewiesen zu haben. Sie sind nämlich nicht, wie einige spanische Literatoren meinen (und es ist viel Streit darüber gewesen) halbirte Hexameter, wozu sie sich nur durch unnatürliche Gewalt schicken würden, sondern sie entstanden aus einer gangbaren Form der römischen Soldatenlieder. Die römischen Legionen hatten in Spanien lange genug gehauset, um neben so vielen Spuren ihrer welthistorischen Arbeit auch diese geringere zu hinterlassen. Von den Soldaten und römischen Provinzialen kam die Form an die germanischen Stämme. Solche redondillas sind die von Bouterwek angeführten Verse der Caesarianischen Soldaten, die an ihrem Führer ihren damaligen »alten Fritz« hatten, und sich für die an ihre Tapferkeit gestellten, wahrhaftig nicht geringen Ansprüche dadurch schadlos hielten, daß sie ihn hinter seinem Triumphwagen nach Lust verspotteten. Sueton. Jul. 49:

Gallias Caesar subegit, Nicomedes Caesarem:
Ecce Caesar nunc triumphat, qui subegit Gallias:
Nicomedes non triumphat, qui subegit Caesarem.

Seine Liebes- und Geldangelegenheiten beurtheilen sie gegen alle Subordination:

Urbani servate uxores, moechum calvum adducimus.
Aurum in Gallia effutuisti: hic sumpsisti mutuum. D. h.
»Ihr guten Bourgois', nehmt eure Frauen wohl in Acht, wir bringen hier einen liederlichen Kahlkopf an. Sein Geld hat er in Frankreich verjubelt, und hier hat er überall ge-

borgt.« Noch wichtiger ist es, daß sich dies Maß auch später nachweisen läßt, in Spanien und von einem Spanier. Dies ist der in manchem Betracht werthvolle Dichter Aurelius Prudentius aus dem vierten und fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung, ein geborner Spanier aus Saragosa (früher Zaragoza geschrieben; von den Römern Caesarauguſta genannt). In seiner Sammlung von Liedern zum täglichen religiösen Gebrauch [1]) steht ein Gesang neben denen beim Hahnenruf, in der Frühe, vor Tische, nach dem Essen, beim Lichtanstecken u. s. f., welchen er den hymnus omnis horae nennt, d. h. in allen Stunden zu singen. Er hebt an:

Da puer plectrum, choreis ut canam fidelibus
Dulce carmen et melodum, gesta Christi insignia;
Hunc Camena nostra solum pangat, hunc laudet lyra. cet.

In demselben Maß ist noch ein Hymnus auf die Märtyrer Emetherius und Cheledonius, der in seiner Gedichtsammlung der Kronen (liber peristephanon) steht. Die gekrönten Märtyrer waren Legionssoldaten aus Calagarra, dem heutigen Calahorra. Er beginnt:

Scripta sunt coelo duorum martyrum vocabula
Aureis quae Christus illic adnotavit litteris. cet.

Die Beschaffenheit des Inhalts, das Lob und der Preis jener muthigen Glaubenshelden, nebst dem frommen Gesang, der in allen Stunden zu singen, besonders aber dieser letztere, beweisen, wie üblich und allgemein diese Art der Verse gewesen. Und wirklich ist es, als ein schönes kräftiges Maß, bis auf unsere Zeit der Ausdruck kernhaftiger Gesinnung geblieben. Hiermit vergleiche man die mitgetheilten Romanzenverse.

---

1) Prudent. Cathemerin. IX. p. 35 und für das Folgende Peristeph. I. p. 55 Weitz.

media noche era por hilo los gallos querian cantar,
Conde Claros por amores no podia reposar. cet.

In den römischen wie in den spanischen Versen ist für die fertige Recitation die übliche Synizese bei zusammenkommenden Vokalen anzuwenden. Nur haben die spanischen den Reim und die Assonanz. Der erste war wohl schon römisch, wenngleich spät; er springt oft in die Assonanz und diese wieder in den Reim um. Die Assonanz, dies Echo der Vokale, nicht der Konsonanten, in den Endsilben, ist den Spaniern von allen romanischen Völkern eigenthümlich, wenigstens ist das, was man bei den Italienern dafür vorbringt, unbedeutend. Der Geschichtschreiber A. Condé, in seinem Werke von der Herrschaft der Araber in Spanien, schreibt die Assonanz der maurischen Dichtung zu. So viel ist sicher, daß die Spanier, bei denen die Natur schon etwas Orientalisches hat (das Thal von Elche heißt das dattelreiche), und die zur Zeit der ersten Romanzendichtung in diesem weltgeschichtlichen Verkehr mit dem Orient halb zu Orientalen wurden, sehr lebhaft von der Poesie des ihnen in der Form weit überlegenen Volkes berührt worden sind. Besonders sind diejenigen Romanzen der arabischen Weise nahe, in welchen bis ans Ende ein einziger volltönender Schlußreim herrscht, wie in der im ersten Theile dieses Berichtes mitgetheilten Romanze. Die kunstmäßig gebildete Assonanz kam erst später auf, wie fijas — guisa — Castilla — quitan — dolor — corazon; früher ward es nicht so genau damit genommen.

Was nun den Inhalt angeht, so haben Herausgeber und Sammler eine Eintheilung versucht, wodurch man passende Abschnitte gewinnt. In der Hauptsache sondere man ganze Epen und zerstreute Lieder. Jener Hauptabschnitte sind vier. Den ersten bilden Ritterromanzen (romances caballerescos), nicht Romanzen nach Ritterromanen, wie

Bouterwek will. Denn obschon es bei vielen höchst wahrscheinlich ist, daß sie nach solchen Romanen gebildet wurden, so ist es doch keineswegs bei allen nachzuweisen. Die charakteristischen Züge sind hier die altmodische Wiederholung eines einzigen Reimes, der oft in die Assonanz umschlägt, und eine rostig alterthümliche Sprache. Die Stoffe sind Ritterfahrten und Geschichten aller Art. Eine Hauptrolle spielen Karl der Große und die zwölf Pairs von Frankreich, zum untrüglichen Zeichen, wie tief die historische Wirksamkeit dieses Mannes gewesen sein muß. Denn die Geschichten von Karl und seinen Rittern erscheinen auch der spanischen Nation als nothwendige Ergänzungen ihrer Nationalgeschichte. Neben Karl und den Zwölfen, von denen noch weiterhin die Rede sein wird, erscheint Don Gayferos und auch der Maure Calaynos besonders verehrt. Der zweite Theil besteht aus den historischen Romanzen (romances historicos). Diese enthalten Züge aus der spanischen Geschichte; mehre von ihnen haben sich, wie oben erwähnt ward, zu kleinen Epen zusammengefügt. Die Zeit beginnt etwa von der Invasion der Araber und geht herab bis zu der Zeit der Sänger. Hier ist nun die mannigfachste Fülle, der verschwenderischste Reichthum zu finden. Ein Situationsgemälde folgt dem andern, und manches kleine Stückchen enthält einen einzigen charakteristischen Zug um dessentwillen man es schätzen muß. Die Erzählung geht ohne Verwicklung fort; doch finden sich auch hier allgemeine Merkmale in der Form, die ausführlicher angegeben werden müssen. Eine chronologische Ordnung ist nicht herzustellen, nur bei einigen läßt Sprache und Inhalt einen ungefähren Schluß auf die Zeit zu. So giebt es hier Dichtungen, deren Stoffe weit hinter dem Cid liegen, wie die Romanzen von Bernardo del Carpio; die Cidromanzen aber, als das gelesenste und ansehnlichste Gedicht, sind häufig modernisirt wor-

den, ja es findet sich in ihnen schon die Form des gereimten Refrains, und die italienische Octave. Z. B. Romances del Cid, 24, Keller:

Pues que con larga ausencia
A Jimena quitais vida y paciencia.
»Denn, hat Rodrigo lang sich fortbegeben,
Verliert Jimena so Geduld als Leben.« (Duttenhofer.)

Einen dritten Haupttheil bilden die maurischen (romances moriscos). Schon daß sie da sind, beweist den Einfluß der sarazenischen Welt auf die christlichen Spanier. Gegen sie hatten die letzteren ihre Existenz und ihre Religion zu schützen; daher das eigenthümliche Pochen auf die Religion. Der fast fünfhundertjährige Kampf hatte gezeigt, daß man es mit einem Gegner zu thun hatte, den man achten mußte. Durch ihn war das Interesse der übrigen europäischen Welt an den Kreuzzügen hier nicht möglich gewesen, wo der Kampf um Religion und Vaterland gegen die Mauren selbst ein beständiger Kreuzzug war. Die spanische Nation ist bei den großen Kreuzzügen am wenigsten betheiligt, und deshalb findet dieses Object in den Romanzen seine Dichtung nicht, wennschon einige Spuren von Kreuzfahrerliedern allerdings auch hier zu treffen sind. Die Religion erscheint in den Romanzen und Liedern in scholastischer Dogmensteifheit, also von einer unpoetischen Seite. Auch späterhin noch bei Cervantes ist die religiöse Dichtung geschmacklos. Die Romantiker waren freilich damit nicht einverstanden. Es widerfuhr ihnen in der ersten Frische ihres katholisirenden Interesses, daß sie den großen Gesang der Maria im Persiles entzückend fanden. Allein er ist und bleibt unpoetisch. — Gleichwohl ist diese Erscheinung merkwürdig, weil sie deutlich von sich auf ihr Gesetz hinweist. Wenn nämlich ein Volk um seinen geistigen Bestand, um dessen empirische Existenz kämpfen muß, so ist keine

Zeit zu einer höhern geistigen Entwicklung desselben vorhanden; die einzige Form des Verhaltens ist das Pochen und heftige Herauskehren der Formen, die es in diesem Gebiete jetzt zufällig in Besitz hat. Dieses oppositionelle Zurschautragen der Religion findet sich immer unter diesen und andern ähnlichen Umständen. — Die maurischen Romanzen sind die jüngsten und darum die gefeiltesten; in ihnen liegt ein wunderbarer Zauber des Orientalismus, dessen eigenthümliche Züge und zahlreiche Verwicklungen mit der christlichen Welt hier ausgebreitet werden. Besonders merkwürdig ist bei den Mauren ihr Ritterthum, ihre Hochherzigkeit und Tapferkeit, ihre farbigen Trachten, ihr Waffenschmuck, dann die Galanterie gegen die Frauen, aus der sie gelegentlich den Rückfall in eine morgenländische Behandlungsart derselben thun. Je tiefer der Halbmond sank, je lebendiger ward das Interesse der Sieger an ihnen, und die Berührungen wurden keineswegs geringer. Wenn auch das maurische Gebiet (moreria) im Süden immer mehr zusammenschrumpfte, so lebten doch viele Mauren in christlichen Städten in eigenen Stadtvierteln unter dem Recht der Sieger. Diese Ghetto's oder Maurenviertel heißen gleichfalls morerias. Besonders sind die gegenseitigen Liebesabenteuer eine unerschöpfliche Quelle der Erzählung und Dichtung gewesen. Wie hätte das auch anders sein können: zwei verschiedene Welten in solcher Nähe bei einander — die eine und die andere beides siegend und besiegt! »Mein Freund, mein Waffenbruder,« heißt es in einer Romanze, »mein Mädchen (amiga) hat sich mit einem schurkischen Wichte verheirathet, und das ist es, was mich noch am meisten dabei schmerzt. Nun will ich, da meine Seele in Verzweiflung ist, in die Moreria gehen und Maure werden. Dort hat man sein Mädchen sicher, und wenn es alsdann einem Christen gelüsten sollte, sich hineinzuwagen, so soll es

ihm das Leben kosten! Bei deinem Leben, mein Waffenbruder, sprach der andere, thue diese Thorheit nicht. Ich habe drei Schwestern, davon nimm die schönste, wie du willst, zum Weibe oder zur Geliebten (amiga). Nein, spricht der erste, jene oder keine!« Hier schließt die Romanze: aber wie ein kleines Glas dem Auge einen weiten Raum zeigen kann, so stellt dieses kleine Gedicht die wesentlichen Züge jener so merkwürdigen Berührung der beiden Welten fest und sicher auf, und weit über seinen eigenen kleinen Raum hinaus kann das Auge des ruhig Betrachtenden in ferne Ebenen sehen. Die Mauren, welche ernstlich bestrebt waren, die Tugenden anzunehmen, welche ihren Gegnern den Sieg über sie verliehen, ebenso wie diese die Künste des Friedens von den Mauren auf sich übergehen ließen, ohne daß sie es eingestehen mochten, errangen sich nach und nach Achtung. War es gleich ein Ehrentitel des Spaniers, daß er sich in Ermangelung großer Ahnen Christiano viejo — Christ aus altem reinem Blute — nannte, recht um den Gegensatz zum moro hervorzuheben — war der Edelmann schlechthin fijo d'algo (hidalgo) — Sohn von einem — so wird doch in ehrender Anerkennung der Titel »Ritter« und »Sohn von einem« auch den Mauren beigelegt. Es heißt in einer launigen Fassung:

Caballeros Granadinos
aunque Moros, hijos d'algo.
Ritterleute von Granada,
Edle Herren, wenn auch Mauren.

Späterhin, als die Mauren immer matter wurden, kamen auch die politischen Verhältnisse und Zwiste, die ihrer Sache neben der Tapferkeit ihrer Sieger verderblich wurden, in die Dichtung. Außer den Thaten der maurischen Ritter und ihren Liebeshändeln gehören hierher besonders die Unruhen im Königreiche von Granada, dem letzten maurischen

Fürstenthume, das erst 1492 der vereinigten Macht Ferdinands und Isabellens unterlag. Zu dieser Zeit, da es darauf ankam, die letzte Kraft zu ihrer Vertreibung aus der Halbinsel aufzubieten, wird auch das Interesse am Regsten, und wir hören in den Romanzen viel von dem zerrüttenden Factionenkampfe der Zegris und Abencerrages, ähnlich wie in den römischen Geschichten viel von den zwei Parteien in Carthago erzählt wird, die den Untergang der meerbeherrschenden Stadt beschleunigen. Die zweite Hälfte des fünfzehnten und ein Theil des sechzehnten Jahrhunderts ist die Abfassungszeit für die Mehrzahl der moriscos. — Der Rest, die Romanzen verschiedenen Inhalts (de varios asuntos), die mythologischen aus der griechischen Heroengeschichte, die Schäferromanzen und andere, werden in einen eigenen vierten Abschnitt gebracht. Und so hätte man die ersten großen sachlichen Unterschiede gewonnen. —

Wenn so das Metrische und Stoffliche dieser Dichtungen einigermaßen umrissen ist, so reicht das doch bei Weitem nicht hin, uns die ihnen eigenthümliche Form näher zu bringen. Darauf aber kommt etwas an. Die Form ist hier der Ausdruck einer gewissen Naturdichtung, die noch durch keine vorangegangenen Literatureinflüsse bestimmt wird. Er ist nur die Forderung der Einfachheit und Deutlichkeit, die sich der Sänger stellt; ebenso werden auch nur die einfachsten Mittel aufgeboten, um die Theilnahme der Hörer hervorzurufen und rege zu erhalten. Doch sind sie in ihrer Unschuld und einfachen Wahrheit nur um so mehr gewinnend und fesselnd. Gehen wir also zu einer näheren Darlegung der Form über. Alle Romanzen beginnen damit, die Lage der Sache, um die es sich handelt, als Erzählung vorzuführen. Kommt es darauf an, nur eine Situation zu zeigen, so bilden die ersten Verse einen Zugang zu einem Punkte, von welchem

aus, nach des Dichters Meinung, die Sache am Schönsten gesehen werden kann. Man kann diese Verse am Passendsten Erzählungsverse nennen. Auf sie folgt Monolog oder Dialog oder auch Gesang; alsdann ist die Sache im Zuge, und das Schifflein der Romanze hat breitere und tiefere Strömung gewonnen, und kommt dann schnell zum Ziele. In den Erzählungsversen (gewöhnlich zehn an Zahl, aber auch mehr) ist fast immer ein für das Plastische und Malerische der Situation bedeutsamer Zug angebracht. Auf ihn verwendet der Dichter eine naive, liebenswürdige Sorgfalt, er ist gleichsam der große Anfangsbuchstabe in der Pergamentrolle, fleißig mit Farbe, Gold und allerlei Zierrath geschmückt, und glänzt wie dieser bezeichnend hervor. Bald ist dieser Zug ausgesponnen und in allerhand schönen Angaben der Beschreibung ausgebreitet, wie in der Romanze von dem Glück des Grafen Arnaldos, Romanc. 3. [1]); bald ist er kürzer und erscheint als ein einziger kräftiger und saftiger Farbenstrich, aber er füllt das Auge für den ganzen Verlauf, und hat die Bestimmung der den Edelstein hebenden Folie neben derjenigen der Erklärung. Oft ist auch der schöne einleitende Anfang in den Erzählungsversen die Hauptsache; die Dinge sollen eben nur in aller Pracht vorgeführt werden, das was darauf folgt, ist unbedeutend. Während es zur Veranschaulichung der Form gut scheint, hier einige Romanzen in freie Erzählung aufzulösen, wird zugleich der Vortheil gewonnen, sich mit dem stofflichen Interesse derselben näher bekannt zu machen. In der angeführten Romanze berichten uns die Erzählungsverse, daß es St. Johannismorgen ist. Auf der See sieht man eine ans Land rudernde Galeere, mit seidenen Segeln, mit

1) Die Romanzen sind im Folgendem stets nach dem Romancero von Ochoa citirt.

Tauwerk aus weißem Milchflor gedreht. Von dem Schiffe aus ertönt ein Gesang. Die über die Wellen hingleitenden Klänge beruhigen die Wogen, die Fische der Tiefe werden auf die Oberfläche gelockt, und die Vögel setzen sich auf die Mastspitzen ruhig lauschend. Dies alles bereitet auf eine reiche Geschichte vor. Der Schiffer singt: o Galeere, meine liebe Galeere, mag dich Gott behüten! Hüte dich vor Gibraltars Felsen, vor den Untiefen von Almería, vor den Golfen von Venedig, vor den Sandbänken von Flandern! Soweit die Erzählungsverse. Nun denke man sich das Glück, das dem Grafen Arnaldos widerfuhr. Er geht am St. Johannismorgen mit seinem Falken auf die Jagd, sieht die Galeere und hört den Gesang. Schiffer, spricht er entzückt, sage mir den Text dieses Gesanges. Darauf antwortete ihm der Schiffer, und ihr sollt gleich hören, was er ihm antwortete: Diesen Gesang sage ich nur dem, der mit mir zieht. — Das war der Spaß am St. Johannismorgen. Auch in dem Falle der kürzeren Einleitung bleibt die Malerei nicht aus, im Gegentheil je kürzer diese, je energischer das Bild. So sind z. B. die Anfänge: das Mädchen — la niña — hat sich verirrt, und lehnt sich an eine grüne Eiche, um Vorüberziehende abzuwarten. Das Bildchen — der mit Gold und Farbe gearbeitete Anfangsbuchstabe — ist fertig. Graf Arnaldos geht am schönen St. Johannismorgen auf die Jagd, den Falken auf der Faust. Ein Edler sitzt hoch zu Rosse und ruft seinem Falken. Da kommt der vertraute Genosse angeflogen, umkreist des Herren Haupt, der alsbald den Arm ausstreckt, den Ruf hören läßt, worauf sich das edle Thier auf seine Hand setzt, oder auch auf das Eisen der Streitaxt, noch ein wenig mit den Flügeln schlagend. Ein anderes Gedicht zeigt uns die süße Infantin (la linda infanta) im Schatten eines Olivenbaumes, sich mit goldnem Kamme das

Haar ordnend, die Augen nach Westen auf das Meer gerichtet. Moriana und der Maure sitzen beim Damenbrettspiele, reichgekleidete Diener im Saale zu beiden Seiten. Wenn dem Mauren ein Stein geschlagen wird, so verliert er eine Stadt; wenn Moriana einen Stein einbüßt, so hat sie ihm die Hand zu küssen. Der Infant jagt auf einem feurigen Renner (corredor) über die Ebene; es ist kein Ritt zum Vergnügen, sondern Leben und Ehre hängen von der Schnelligkeit des edlen Thieres ab. Er ist caballero à la gineta, d. h. er reitet nach maurischer Sitte mit kurzgeschnallten Steigbügeln, so daß die Knie des Reiters nahe am Halse des Pferdes ruhen. Diese Stellung des Reiters ist sehr häufig, die christlichen Ritter hatten sie von ihren Feinden entnommen, die die Natur der arabischen edlen Pferde wohl kannten. Es war diese Vertheilung der Körperlast bei den feinen empfindlichen Thieren für den stürmisch-gestreckten Ritt die angemessenste. Der Infant schwingt dabei einen Jagdspieß. Maurische Fürsten reiten auf Zebra's. Ein sehr merkwürdiges Bild möchte folgendes sein: Der Ritter hat gejagt, die Hunde schleichen hinter ihm her, der Falke ist verloren, und müde und mißmuthig über den Verlust lehnt sich der edle Jäger an eine Eiche, die ihre Zweige zum Himmel erhebt. Zufällig sieht er nach oben. Im Wipfel des Baumes auf dem höchsten Aste sitzt die Königstochter, ihr Haar hängt aufgelöst herab und bedeckt mit seinen langen hervorfluthenden Locken den ganzen Baum. — Es liegt eine reizende Frische und Unschuld in dieser Angabe des bezeichnenden Kostüms, es sind Perugino's Malereien, so daß man sich gar wenig daraus macht, wenn die folgende dürftige Ausführung den prächtigen Anfang im Stiche läßt. In der Romanze (Rom. 10) vom Tode des verliebten Bernaldinos wird die prachtvolle Tracht des Ritters weitläufig und Stück

für Stück beschrieben, dann wird über die Dienerschaft und das Gefolge Bericht erstattet, sogar die Devisen auf den Mützen werden nicht vergessen. Angekommen an der Thüre seiner Geliebten, hört er von einem »hämischen Alten«, daß sie von ihrem Vater in ferne Länder geschickt ist. Der Mann der Unglücksbotschaft wird sogleich umgebracht. Bernaldinos kehrt darauf in seinen Palast zurück und stößt sich das Schwert in die Brust. Ein Freund kommt an, als der tödtliche Streich geführt ist, und spricht den für die Umstände passenden geistlichen Trost. Darauf versammeln sich alle Vasallen und verabreden die Art der Bestattung. Es wird ihm ein prächtiges Monument ganz von Krystall errichtet, darin ist ein Drehfenster (torno) angebracht mit der Inschrift: »Aqui está Don Bernaldinos que murió por bien amar — Allhier ruhet Bernaldinos, der für treue Liebe starb.« Man sieht, die genaue Ausführung in der Angabe der Kleidung, die Zeichnung des Gefolges ist hier der epische Zug. Der Dichter hat seine Freude daran und hält sich dabei so lange auf, daß die folgende Erzählung damit in gar keinem Verhältniß steht. Es wird in aller Eile nur das Wichtigste erwähnt, was eben in solcher Lage die Anschauungsweise des Volks für unerläßlich nothwendig hält. — Zuweilen enthalten die Erzählungsverse bloß einen Umriß der vorangegangenen Begebenheit, an welche sich das gegenwärtige Interesse der Romanze anzuschließen hat. In diesem Falle steht die erzählende Zeit schlechthin: mando el rey prender Vergilios, siete años lo tuvo preso — der König befahl, den Virgilius zu greifen, sieben Jahre hielt er ihn gefangen. Sonst hat die Sprache die Zeit der lebhafteren Schilderung: ibase la niña para Paris — das Mädchen befand sich auf dem Wege nach Paris — oder der nahebringenden sinnlichen Vergegenwärtigung durch das Präsens: errado lleva el

camino. So sind denn diese Anfänge aller Art das bedeutsam gezeichnete Fundament der Existenz, worauf alles Übrige ruht, was die Romanze dann noch irgend berichten kann. Auch lernt man hier an den Knospen erkennen, zu welchen Mitteln schön entfaltender Darstellung die Poesie dieses Volkes in Folge solcher Anfänge gelangen mußte. Zuweilen fängt die Romanze auch mit einem Rufe an: z. B. 10. Helo, helo por do viene, el infante vengador — seht dort kommt er — oder wie in der von der Kaiserstochter Julianesa: Halloh Hunde — Hussah Hunde! Der Geliebte sucht mit seinen Hunden die verschwundene Kaiserstochter im Walde. Sieben Jahre ging das so fort; während dessen ist der Suchende übel zugerichtet. Die Art, wie das angegeben, ist stereotyp und gehört der epischen Phraseologie der Romanze an. Seine Füße sind nackt, die Nägel mit Blut unterlaufen; rohes Fleisch ist seine Nahrung, Blut sein Trank gewesen. Der Maure hat ihm sein Mädchen am St. Johannismorgen geraubt, als sie im Garten ihres Vaters Rosen und Lilien brach. Ein schöner Zug ist's, daß Julianesa durch eine übernatürliche Kraft der Mittheilung eine schmerzliche Kunde von dem Wehruf ihres Geliebten erhält. Sie ist in des Mauren Armen, und aus ihren Augen stürzen Thränen auf sein Gesicht. Hiermit schließt die Romanze. — Unter den Anfängen ist noch eigenthümlich die nachdrückliche Wiederholung des Verses, der die Situation im Großen angeben soll, z. B.

Zu jagen ging der Ritter,
Zu jagen wie er pflegte; —

und:

Traurig stand der Rittersmann,
Traurig stand er ohne Freude. —
Zur Jagd gingen, zur Jagd
Die Jäger des Königs. —

Dann folgt Monolog oder am Häufigsten Dialog. Zur Veranschaulichung diene hier eine Romanze, in der das Interesse der vorhin mitgetheilten näher entwickelt ist. Die Situation ist schon angegeben. Moriana und der Maure sitzen beim Damenbrettspiel. Wenn der Maure einen Stein verliert, so kostet es ihm eine Stadt; verliert Moriana, so hat sie ihm die Hand zu küssen. Die schwärmerische Galanterie ist die Mutter aller dieser maßlosen Erhabenheiten. Voll Vergnügen schläft der Maure ein. Da sieht Moriana durch das Fenster auf die von Bergen umkränzte Landschaft. Auf der Höhe des Berges steht ihr treuer christlicher Gatte, in wilder zerrissener Tracht. Das ist das Wiedersehen. Unablässig hatte er sie sieben Jahre gesucht, seitdem sie ihm am St. Johannismorgen geraubt worden, als sie im Garten ihres Vaters Rosen und Lilien pflückte. Als ihn die Gattin erkennt, stürzen Thränen aus ihren Augen auf des Mauren Gesicht. Er erwacht. Nun beginnt der Dialog: Sagt mir doch, was ist das, Señora, wer hat Euch ein Leid gethan? Sind es meine Mauren, ich will sie köpfen; ärgerten Euch die dienenden Frauen, ich will sie peitschen lassen; betrüben Euch die Christen, so will ich aufsitzen und ihnen begegnen. Diese Fragen werden abweisend beantwortet, und zwar, dem einfachen Charakter des Gedichtes gemäß, sowie der Gesangfähigkeit zu Liebe, mit Beibehaltung derselben Worte: Deine Mauren thaten mir kein Leid, lasse sie nicht köpfen; noch weniger soll den dienenden Frauen meinethalben etwas widerfahren; auch hilft es Dir nichts, gegen die Christen aufzusitzen. Siehst Du auf dem Felsen den Ritter? Er ist mein Freund, mein Gatte, mein Geliebter. Da erhebt sich der Maure und versetzt ihr einen Schlag ins Gesicht, daß die Zähne bluten. Dann übergiebt er sie ohne Weiteres seinen Trabanten; sie sollen sie an der Stelle enthaupten, wo sie ihren Buhlen

erblickt hat. Moriana stirbt als Christin, ein Liebeswort ihrem christlichen Gatten nachrufend. Der dialogische Theil der Romanze enthält gewöhnlich das höchste Leben des Gedichts, welches alsdann rasch zu Ende eilt. Der Stoff zeigt hier das Interesse von dem Umschlagen der schwärmerischen Galanterie in die orientalische Eifersucht und Wuth. Collisionsfälle wie dieser sind von der Art, daß bei einem Orientalen aller Edelmuth ein Ende hat. Die Farben sind mit Absicht stark aufgetragen, damit die schwärmerische Selbstverläugnung der ritterlich-christlichen Liebe, der Liebe unter allen Umständen, recht hervortrete. Es erinnert dies Gedicht an das köstliche Gemälde, das, dem Königsberger Kunstverein angehörig, die Scheherasade darstellt, wie sie neben dem Sultan sitzend diesem Märchen erzählt. Sie hat die gefahrvolle Aufgabe, des Gebieters Lust an Märchen und Geschichten bis zum Morgen angenehm zu befriedigen. Alles, was die Farbe nur für Schönheit verleihen kann, ist in dieser wunderlieblichen Gestalt vereinigt. Der Sultan lauscht entzückt und hat seinen rechten Arm sanft um ihren Nacken geschlungen. Aber in der Linken hält er den krummen Säbel, und wehe der lieblichen Mährchengöttin, wenn der Gebieter lange Weile empfinden sollte! Man hat diesen Contrast verletzend und schroff gefunden; aber der Künstler hat in wahrhaft historischem Sinn sein Kunstwerk gebildet. Mit unserer mattherzigen Empfindsamkeit hat man dergleichen nicht anzusehen. Es kommt darauf an, daß das schöne Kind den Herrn der Gläubigen amüsire; er hat in seinem Harem noch viel andere liebliche Blumen, auf eine mehr oder weniger kommt es nicht an. Er muß amüsirt sein um jeden Preis, das ist eine anerkannte Pflicht einem solchen Herrn gegenüber. Schroff ist es, das ist wahr; allein die Formen, in welchen z. B. die christliche Loyalität gegen die Könige in unsern Romanzen erscheint, ist noch viel

roher und widerlicher. Dieser Begriff der Loyalität hat hier eine sehr merkwürdige Seite, und es soll bald noch näher darauf hingewiesen werden. — Um die Bemerkungen über die Form abzuschließen, ist noch anzuführen, daß dieser Theil, mag er nun Dialog oder Monolog oder Gesang sein, der Romanze unentbehrlich ist. Es kann dann auf den Dialog u. s. f. noch Erzählung folgen, es kann vorkommen, daß noch weit entfernt Liegendes berichtet werden soll: alsdann ist die gewöhnliche Form des Übergangs ein »vanse dias, vienen dias, Tage kommen, Tage schwinden« und ähnliche Wendungen, wie »ya se parte el carcelero, ya se parte, ya se va, schon entfernt sich der Kerkermeister, schon geht er fort.« In diesen Übergängen sieht man den bequemen Übergang zur Erzählung dessen, was weit ab von dem bereits durch die Romanze gemeldeten Thatbestand als neu hinzukommen soll, anderntheils ist darin eine gewisse Pause nicht zu verkennen, die der Rhapsode zur Erfindung einer geschickten Fortsetzung des bei seinen südlichen Zuhörern lebhaft angeregten Interesses benutzt. Viele Romanzen schließen auch mit dem Dialog. Zum Schlusse theilen wir eine derselben im Original mit. Sie ist nicht eine der schönsten, obschon die schelmische Lieblichkeit der Klänge auch dem des Spanischen nicht Mächtigen deutlich werden wird. Besonders eigenthümlich wirkt hier, wie in dem Goethe'schen »Wenn ich, liebe Lilli, Dich nicht liebte«, das Überwiegen des betreffenden Vokals.

Romance del Conde Don Martin y de doña Beatriz.	Romanze vom Grafen Don Martin und der Donna Beatriz.
Bodas hacian en Francia	Hochzeit machte man in Frankreich
Allá dentro de Paris;	Drinnen in der Stadt Paris;
Cuan bien que guia la danza	Seht, wie herrlich schwebt im Tanze
Esta doña Beatriz.	Jene Donna Beatriz.
¡ Cuan bien que se la miraba	Glühend warf nach ihr die Blicke
El buen Conde don Martin!	Jener gute Graf Martin!

— ¿ Que mirais aqui buen conde?	— Sagt mir, guter Graf, was schaut ihr,
Conde, ¿ que mirais aqui?	Sagt, was schaut Ihr denn nur hier?
¿ decid si mirais la danza,	Sagt mir, seht Ihr nach dem Tanze,
O si me mirais à mi?	Oder seht Ihr gar nach mir?
Que no miro yo la danza,	Nein, ich seh nicht nach dem Tanze,
Porque muchas danzas vi,	Weil ich schon viel Tänze sah;
Miro yo vuestra lindeza	Nur von Eurer großen Schönheit
Que me hace penar à mi.	Meinem Herzen Leid geschah.
— Si bien os parezco, conde,	Wenn ich wirklich Euch gefalle,
Conde, saqueis me de aqui,	Graf, so nehmt mich fort von hier;
Que un marido me dan viejo	Jener Mann, den sie mir geben,
Y no puede ir tras mi.	Hinkt erbärmlich hinter mir

Das ist nun freilich eine unumwundene Sprache in Liebessachen! Das Bewußtsein der Dame ist übrigens im Rechte, und eine ähnliche Deutlichkeit des Verhaltens würde alle die köstlichen Transactionen der Gefühle in den Liebesromanen unserer Blaustrümpfe unerbittlich durchschneiden, ja diese Romane ganz unmöglich machen. —

Das epische Element der Romanze erhellt nicht allein aus ihrer Form, sondern auch aus ihrem Inhalt. Ein hervorstechender Zug für dieses Element ist es, daß die Welt noch in einem ihm angemessenen Anfangszustande stehe, dem der Überfluß der Mittel und die durch verfeinerte Bedürfnisse hervorgerufenen industriellen Zusammenhänge noch abgehen. Dies ist hier der Fall. Auch hier ruht noch der frische Glanz des ersten Besitzes auf den Dingen, wenngleich nicht so allgemein, als zur Zeit des griechischen Epos. Man erinnert sich wohl des köstlichen Scepters, kunstreich gearbeitet, den Achill im Zorne auf die Erde wirft, obschon er mit goldenen Nägeln beschlagen ist. Er erscheint dem Dichter so wichtig, daß er ausführlich berichtet, wer ihn alles besessen hat und aus welchem Holze er geschnitzt ist. Ebenso sind auch in den Romanzen die verschiedenen Theile des ritterlichen Waffenschmucks und andere Geräthschaften noch eine seltene Sache. Eine

Nachahmung hier anzunehmen, wäre widersinnig. Es ist die allgemeine menschliche Natur, die sich unter ähnlichen Lebenselementen, wie sie der epische Weltzustand bietet, ähnlich äußert. Als Beleg diene Rom. 11, p. 6. Der Infant hält in der Hand einen Jagdspieß mit einer Schneide (un venablo cortador). Mit der Spitze würde er einen Wurm vom Boden aufspießen können. Er ist von schönem Stahl, denn sieben Mal ward er in Drachenblut gehärtet und sieben Mal geschärft. Das Eisen ist aus Frankreich, der hölzerne Schaft aus Arragonien. Beispiele dieser Art sind häufig. Besonders gern verweilt der Dichter bei der Angabe der Kleidung. Da zeigen sich denn: scharlachrothe Hosen (calzas de grana), Halbstiefel von Korduan (borceguies de cordoban), ein Wamms mit reichen Stickereien (jubon rico broslado), am Fürstenhofe unentbehrlich, eine reiche Mütze mit der Devise: »mi gloria por bien amar,« der Mantel, ein langer Rock mit gehämmertem Golde verziert (sayo de oro de martillo). Zu Vergnügungsritten dienen weiße Paßgänger. Der Ritter reitet oft mit seinem Gefolge. Dies ist nach Umständen zahlreich und glänzend, bei Männern und Frauen. Claraniña hat (Rom. 29) dreihundert Damen im Gefolge. Es wird ein Unterschied gemacht zwischen bespornten Dienern und Pagen. Die letzteren erscheinen oft in violettem Sammet und mit gelbem Schuhwerk. Köstlich eingelegte Messer werden im Gürtel getragen. Auf dem Knauf des Schwertes sind Wappen eingegraben. Die Mauren tragen alfanges, kurze, krumme Schwerter. Eisen und Holz der kurzen Jagdspieße und der längeren Lanzen sind vorzüglich; oben, wo Schaft und Eisen zusammenstoßen, wimpeln Fähnchen (pendones), der Besiegte muß sich das Fähnchen abschneiden lassen (Rom. 22), und so ist es eine rühmliche Zierde, wenn viele buntfarbige Fähnchen oben an der Lanze flattern. Auch die

mailänder Harnische, Helme, Sporen, Ringelpanzer, Schienen, Sporen mit langen Stacheln (acicates), die Streitärte (hachas) sind vorzüglich, und die Waffen geben den Kleidern an Pracht nichts nach [1]). Rom. 22 berichtet von einem Kleide aus geblümten Gold- und Silberstoffen, dann von einem Rocke von gefärbtem Leder mit eingepreßten vergoldeten und versilberten Figuren. Oft sind die Blumen und die Silberfiguren von erhabener Arbeit, als Futter wird carmoisinrothe Seide angegeben. Überhaupt sind seidene Kleider, gefüttert mit gestreiftem Seidentaffet (zarzahan), häufig. Halsketten, Gürtel (collares, cintas) mit Edelsteinen, auffallende Trachten (bizarras libreas), Sinnbilder, Devisen, Embleme, gestickt in Gold und Schwarz (cifras, letras, empresas), Medaillen, Kameen (camafeos), wohlriechende Handschuhe (guantes olorosos), Kragen von Sammt und Marderfell fehlen nicht, ebensowenig Gewänder von feinster Leinewand (cendal); Alda, Rolands Frau, ist besonders geschickt im Weben derselben. Federn und Medaillen trägt man am Hute (sombrero) und am Helmbusch (cimera del yelmo). In der weiblichen Kleidung tritt besonders der Schleier hervor. Stoff und Weise ihn zu falten ist sehr mannigfach. Golddurchwirkte Schleier werden vorzüglich geschätzt, oft werden sie mit goldenen Nägelchen am Hute befestigt (hitas); überhaupt ist es ein eigenthümlicher Zug, daß bei dem Putz der Frauen auf den Kopfputz, die Anordnung des Haars zu schönem Geflechte, vorzugsweise etwas gegeben wird. Dieser Zug ist elementar. Der Kopfputz und der Haarschmuck zeigen sich immer zuerst und erscheinen selbst da, wohin die Civilisation noch nicht gedrungen ist. — Daß neben diesem Schmuck

---

1) Es giebt Rüstungen zum Putz und zum Kampf (de pelear); estoque ist der lange Stoßdegen, puñal der Dolch, almete die Sturmhaube.

der Kleidung und der Waffen auch der Pferdeschmuck nicht ausbleibt, dürfte sich von selbst verstehen. Das Roß spielt hier eine ganz andere Rolle, als in unsern Tagen, trotz Cavallerie und Pferdezüchterei. Es kommen arabische und flandrische Rosse; Stuten aus der Berberei, weiße Zelter, Paßgänger u. s. f. vor. Caballo de casta ist ein Racepferd, roncino ein Klepper, mula ein Maulthier, troton ein Traber. Beim Kampfe ist das Schlachtroß encubertado, d. h. an Brust und Seiten geschient. Diese Rüstung kann sehr kostbar sein, ebenso Sattel und Zaum. Am Brustriemen finden sich kugelförmige Glöckchen, Schellen (cascabeles). Rom. 30 hat Claros von Montalvan deren dreihundert: einhundert von Gold, einhundert von Messing, einhundert von Silber. Auch sind sie so gestimmt, daß es einen Accord giebt. Diese Angaben sind nur das Wesentlichste, und können leichtlich auf das Beträchtlichste vermehrt werden. Auch sind hier keineswegs alle Lebensgebiete berührt worden. So wäre z. B. bei der Jagd, diesem Schauplatz der Abenteuer aller Art, viel zu erwähnen. Noch mag angeführt werden, daß für das Essen sopas en vino, d. i. Brodschnitten in Wein, und für Spiele die Rohrlanzenspiele der Ritter (cañas) und außerdem Schach- und Damenspiel, was die Christen von den Mauren entlehnten, besonders häufig vorkommen. Die Schach-, Damen- und andere Brettspiele, auch die Würfel werden als gut gearbeitet gerühmt. Doch muß man sich die Sachen nicht zu fein denken: denn gelegentlich wird (Rom. 33) einer mit dem tablero erschlagen, wie Tomillas vom Montesinos. Bei allen diesen Dingen ist immer festzuhalten, daß sie als etwas ganz Wundervolles, als Dinge, die schwer zu haben sind, bezeichnet werden. Im Roman ist das anders. Walter Scott hat es allerdings mit den Romanzen gemein, daß seine Kostümsschilderungen ausführlich

sind, auch ihm kann es widerfahren, das Futter des Rocks, wie die Romanzen thun, anzugeben. Doch ist bei ihm die Hauptsache, daß die Kleidung die ausdrucksvolle charakteristische Bezeichnung der in Rede stehenden Person ist — so das Kostüm des Templers im Ivanhoe, des Königs Ludwig im Quentin Durward. Dagegen bei den Romanzen liegt nur die Freude an der Sache selbst darin. — Andere epische Züge gewahrt man in dem Wiederkehren bezeichnender Beiwörter; sie sind es, die für den breiten Strom der epischen Erzählung besonders behaglich sind, indem sie uns den Gegenstand in der von Anfang an hervorgehobenen Bestimmtheit immer wieder vorführen. So findet sich in den Romanzen la Francia la bien guarnida — das schön geschmückte (wir sagen die Aue) und Francia la natural, das Land ohne Arg. So heißt es stehend: el buen rey. Oft wird das Epithet selbst da wiederholt, wo man es nicht erwarten sollte, ganz wie im antiken Epos. Wie in der Odyssee von der heiligen Stärke des Eurymachos gesprochen wird an Stellen, wo dieser griechische Fürstensohn als unverschämtester Bewerber der Penelope auftritt, so heißt es (Rom. 19, p. 9) el buen conde Aleman, obschon der Graf hier als der Verführer von eines Andern Gattin erscheint. — Noch sind als durchgehende Züge in den Romanzen einige Bemerkungen über Ort und Zeit zu machen. Keine Zeit spielt hier eine so große Rolle als der St. Johannismorgen. Am St. Johannismorgen gehen die Entführungen vor sich. Dann kommen die Mauren und holen das Mädchen aus dem Garten neben dem Hause (vergel), wo sie Lilien und Rosen bricht. Der Johannistag wird durch ein allgemeines Fest von Christen, Mauren und Juden gefeiert, er ist der freudenvollste und liebste Tag im Jahre. An ihm streuen die Christen Binsen auf die Straßen, die Mauren Myrtenzweige, die Ju-

den Bandgras. Rom. pag. 57. Hier, wo Blüthenduft die heiße Luft durchwürzt, in diesem Höhepunkte der Jahreszeit, wird das Bleiben im wohlbefestigten Hause unerträglich; man wagt seine Sicherheit und geht in den vergel. Auch dieser spielt eine große Rolle in den Romanzen. Im Winter sind Entführungen und Abenteuer selten. Jedes maurische und christliche Haus ist wohlbefestigt, und verschließt schützend seine Bewohner. Anders im Sommer, wo die schönen dichten Schatten des Gartens, die farbigen Blumen, die heiße Ruhe der Landschaften jede Besorgniß vor Gefahr zu verscheuchen scheinen. Der Garten, der schon Ende April, Anfang Mai besucht wird, wenn sich Lilien, Myrten, Rosen in ihrer vollen Pracht zeigen, die Nächte süß und mild sind, und die Morgen erfrischend, enthält dichte Baumgruppen aller Art. Er ist ein unentbehrlicher Genuß. Die Kunst dieser Gärten mit ihren frischen Brunnen, Quellen, Blumen, Myrten, Jasmin und Obstbaumgruppen pflegten besonders die Mauren, die es in solchen Anlagen weit gebracht hatten; von ihnen ging dieser Luxus auf die Christen über. Hier nisten Papageien und Nachtigallen (Rom. 36); hier ist auch vorzugsweise der Ort, wo die Verliebten zusammentreffen und sich gegenseitig den Becher der höchsten Liebeslust reichen. Die Romanze von Vergilius, der nach sieben Jahren Gefängniß seine Geliebte wiedersieht, schließt: tomárala por la mano, y lléva sela à un vergel — er nahm sie bei der Hand und führte sie in einen vergel. Er ist der liebste Aufenthalt für die Mädchen, und sie trennen sich schwer von ihm. Die schöne Infantin Flérida, die sich vom Prinzen Duardos von Britannien im Monat April aus dem Hause der Eltern entführen läßt, hat in der Abschiedsstunde kein ächtes Wort der Theilnahme für ihren Vater oder für ihre Mutter; aber im Garten des Vaters sprach sie zu den

Bäumen: »Ach, nun werde ich euch niemals wiedersehen, so lebt denn wohl, duftige Schatten, lebt wohl ihr kalten, frischen Quellen, bleibt daheim mit Gott, meine Blumen, die ihr mein Ruhm waret (Rom. 6). Lebt wohl, ihr melodischen Sänger in den Zweigen!« Es ist der glühende Strahl des Südens, der die Quelle so unaussprechlich reizend macht. Jede, die aus einem Abhange hervorsprudelt, wird benutzt. Die Römer bauten Wasserleitungen in kühnen Schwibbögen; diese sind längst zerfallen, während die bescheidenen Wasserleitungen der Araber, ihre einfachen Thonröhren, die sich unter der Oberfläche der Erde fortschlängeln, sich noch heute selbst in Afrika erhalten haben, und noch immer frisch und munter fortsprudeln. Claraniña sagt zum Grafen Claros von Montalvan, Rom. 31: »Conde Claros, Conde Claros, was habt Ihr für einen schönen Leib, um mit den Mauren zu kämpfen.« Darauf sagte Claros und gab diese Antwort: Er ist noch viel schöner, um sich mit Frauen zu ergötzen. Sennora, könnte ich Euch diese Nacht nach Herzens Wunsch haben, so wollte ich es den Morgen darauf mit hundert Mauren aufnehmen. »Ach so schweigt mir, Conde Claros, ich kenne diese Redensarten. Wenn man einer Dame huldigt, so pflegt man sich so auszudrücken, soll aber die Schlacht anfangen, so weiß man wohl sich zu entziehen.« Wenn Ihr meinen Worten nicht glaubt, Sennora, so sollt Ihr es in meinen Thaten sehen. Sieben Jahre sind verflossen, seitdem ich Euch liebe, ich kann des Nachts nicht schlafen und habe am Tage keine Freude. »Lieber Claros, ich habe stets gehört, daß Ihr die Damen zum Besten habt. Aber laßt mich erst ins Bad gehen und mich baden, hernach stehe ich zu Eurem Befehl« (estoy à vuestro mandar). Claros sagt: Sennora, Ihr wisset wohl, daß ich des Königs Jägermeister bin. Habe ich einmal eine Jagd unter Händen, so darf ich sie nicht mehr

lassen. Mit diesen Worten nahm er sie bei der Hand und führte sie in den vergel. Unter dem Schatten einer Cypresse und eines Rosenbusches — —

de la cintura arriba
tan dulces besos se dan,
de la cintura abajo
como hombre y muger se han. —

In den bisherigen Mittheilungen muß auch die häufige Wiederkehr der Siebenzahl aufgefallen sein. Aus einem mir bis jetzt noch nicht deutlichen Grunde erscheint sie bei allen wichtigen, ahnungsvollen, besonders unglücklichen Ereignissen. Wenn die Siebenzahl erwähnt ist, so ist etwas Bedeutendes erwähnt. Sieben Jahre sitzt Vergilius im Gefängnisse, sieben Jahre wird Julianesa gesucht (Rom. 1, 5). Sieben Jahre bringt die Infantin auf dem Wipfel der Eiche zu, wohin sie von sieben Feen verzaubert worden ist (diese Erwähnung von Feen ist ein sehr seltener Zug) Rom. 13. Untreue am Gatten wird (Rom. 15) dargestellt. Der Geliebte theilt ihr Lager. Es ist Nacht. »Du bist weißer als der Strahl der Sonne, spricht der Verführer, kann ich es wohl wagen, diese Nacht, das erste Mal seit sieben Jahren, ohne Harnisch bei Dir zuzubringen?« Sein Loos ist der Tod, den er von der Hand des von der Jagd zurückkehrenden Ehegatten erleidet. Sieben Jahre ist Gayfero's Frau in Gefangenschaft (Rom. 41). Rom. 47 werden sieben Todesloose geworfen, u. a. m. Es kommt nie vor, daß ein Ritter sieben Knappen im Gefolge hätte, u. dgl., es müße denn der Fall sein, daß etwas ganz besonders Schlimmes darauf erzählt wird. In den Romanzen der Schlacht von Roncesvalles (Rom. 48) liegt des erhabenen Don Beltran's Leib auf dem Schlachtfelde von sieben Lanzenstichen durchbohrt. —

Hat der Leser die Güte gehabt, diesem Berichte bis jetzt

zu folgen, so wird er mit dem Berichterstatter darüber einverstanden sein, daß die Angaben, so äußerlich sie auch sind, dennoch eine eigenthümlich plastische Kraft haben, einzelne bedeutende Züge jener verschwundenen Welt anschaulich vorzuführen. Aus der Natur des einen Zuges schließt man auf die des andern. So ist z. B. die Liebe, in dem was mitgetheilt, so entschieden zu erkennen, daß es Niemand in den Sinn kommen wird, zu meinen, es sei die Liebe in den Romanzen, selbst da wo sie als das bekannte Verhältniß des Ritters zur Dame erscheint, ein mondscheinhaft sehnsüchtiges Gefühl nach guter deutscher Art. Freilich sind der besondern kleinen Züge unzählige: zärtliche Gatten- und Kindesliebe, glühende Verführung, Vaterlandsliebe, die selbst die Liebe zu Weib und Kindern auf den Altar des Vaterlandes freudig niederlegt, Liebe zum König, die hier noch rein der Privat- und nicht der Staatsperson gilt, ja die, in die widersinnigste Loyalität umschlagend, auf Wunsch des Gebieters selbst die geliebte Gattin von der Mordfaust des Gatten fallen läßt (s. die berühmte Romanze vom Grafen Alarcos) u. s. w. Allein es ist unmöglich, in den unserem Berichte gesteckten Grenzen diesen reichen Lebensinhalt in dieser Weise durch Darstellung zu bändigen. So nehme man denn die Versicherung entgegen, daß die gegebenen Mittheilungen nur schwache Andeutungen sind für den Zweck umfassender Inhaltszeichnung. Vielleicht aber sind sie wirksam genug, die Veranlassung zu werden, daß Mancher an den unmittelbaren Genuß dieser Poesie geht: und diese Absicht besonders bewog den Berichterstatter, aus den spanischen Romanzen etwas zu erzählen.

Friedrich Karl von Moſer,

der Herr und der Diener.

1759.

Von

Adolf Bock.

Es ist ein mühsames Geschäft, in die Geschichte der zahlreichen mittlern und kleinen deutschen Höfe des vorigen Jahrhunderts einzudringen. Es war hier Alles auf Unabhängigkeit vom Reiche und auf willkürliches Verfahren gegen die nur des Zahlens wegen vorhandenen Unterthanen abgesehen, und deshalb suchten Höfe und Behörden ihr ganzes Treiben in Dunkel und Geheimniß zu hüllen. Die Servilität der damaligen sogenannten Historiographen hütete sich wohl, den skandalösen Müßiggang und Luxus, die Mißhandlung der Diener und Beamten und die Erpressungen, von Seiten der hohen Herrschaften gegen Bürger und Bauer gerichtet, darzustellen. Eine politische Rolle spielen in diesem Zeitraum eigentlich nur die großen deutschen Mächte, Österreich, Preußen, Baiern; für die Archivare und Geschichtschreiber der kleinern Reichsglieder sind es schon wichtige Ereignisse, wenn ihre Herren und deren Ländchen von jenen um Subsidien und Contingente in Anspruch genommen werden. Es fehlen uns Deutschen die Memoiren namhafter, hochgestellter und im engen Kreise origineller Personen, woran die Franzosen Überfluß haben, um tiefer in das Leben der reichsunmittelbaren Herren einzudringen, die sich Weisheit und Macht genug zu besitzen anmaßten, das ganze bürgerliche Geschick von Hunderttausenden von sich abhängen zu lassen.

Es ist deshalb der Mühe werth, die mannigfachen Schriften Karl Friedrich von Moser's darauf anzusehen, ob sie nicht bei dem Gemälde jener Zeit in mancher Hinsicht wenig-

stens aushelfen. Ganz direct würden freilich für den angegebenen Zweck vielleicht nur einige Aufsätze des patriotischen Archivs zu benutzen sein: die Geschichte des Herzogs Ernst von Gotha, des Bet-Ernst, das Leben und Ende des im Jahre 1735 verstorbenen Herzogs Alexander von Würtemberg, der Proceß des Ministers von Goerne und von Münchhausens und manche Episoden und urkundliche Nachrichten aus der Pfalz und den geistlichen Churfürstenthümern. Die Auffassung ist hier einseitig, aber desto besser vom Geschichtsforscher zu gebrauchen, der außerhalb der Vorurtheile jener Epoche steht. Außerdem war Moser eine ehrliche, biedere Natur; er hatte als Jurist tief genug in die Intriguen der Menschen geschaut, um darüber in Zorn zu gerathen, und nun verfolgte er in Form von zahlreichen Anekdoten, geschichtlichen Parallelen, abgerissenen philosophischen und moralischen Betrachtungen [1]) Alles, was seinem gesunden Menschenverstande und menschenfreundlichen Sinne gegen Recht und Gesetz gefrevelt zu sein schien. Gerichte und Kanzleien, Junker und Maitressen werden mit ergötzlicher Derbheit und ohne alle Rücksicht angegriffen. Moser gebraucht wohl das Motto: Homo homini lupus, und entwirft mit bitterer Ironie Grundsätze der Chikane, zum Gebrauch für Anfänger im öffentlichen Leben. Menschenfurcht kennt er nicht; Gedanken und Seufzer liegen außerhalb der Reichsgesetze.

Besonders faßt er die Fürsten und ihre nächste Umgebung scharf ins Auge. Er war selbst Geschäftsführer und Minister kleiner deutscher Despoten gewesen, kannte diese politische Zwergwirthschaft deshalb aus eigener Anschauung und suchte hier mit unermüdlichem Fleiß auf seine Weise zu refor-

1) Hauptsächlich in den „moralischen und politischen Schriften" und „politischen Wahrheiten"

miren. Hierher gehört das Buch über Regenten, Regierungen und Minister, Schutt zur Wegebesserung des kommenden Jahrhunderts; über den Diensthandel deutscher Fürsten; wir ziehen auch die Schrift über die Regierung der geistlichen Staaten in Deutschland dahin. Am Gedrängtesten und Zusammenhängendsten aber erscheinen seine Anschauungen, Vorschläge, Hoffnungen und Befürchtungen in seinem Herrn und Diener, [1]) und möchten wir daher die Aufmerksamkeit der Leser für dieses Buch einen Augenblick in Anspruch nehmen. Wir bekommen hier vom Fürsten des achtzehnten Jahrhunderts manche Seite wenigstens geschildert.

Als Lehrer des Staatsrechts kann uns Moser freilich nicht mehr gelten. Seine Sphäre ist eine enge, seine Anschauung keine philosophische, sondern nur eine juristische, der ganze Boden, auf dem er stand, ist für uns ein anderer geworden.

Wo er sich auf die Geschichte der europäischen Staaten beruft, da sind seine Ideale bald genannt: es sind absolute Monarchen. Bewegungen der Volksentwicklung, wie die englischen und schwedischen, dänischen und polnischen Revolutionen, kennt er nicht. Gustav Adolf, Peter der Große, Maria Theresia, Friedrich II. von Preußen sind ihm durchaus mustergiltige Herrscher, obwohl er von letzterem selbst behauptet, derselbe würde es für Satire gehalten haben, wenn Jemand seinen Haß gegen allen Despotismus gerühmt hätte. Gustav Adolf imponirt ihm als hochherziger Vertheidiger der Reformation; Peter der Große durch die außerordentlichen Anstrengungen, sein rohes Volk einer raschen Cultur entgegenzuführen. Der Aufschwung der zerrütteten Finanzen

1) Der vollständige Titel lautet: Der Herr und der Diener, geschildert mit patriotischer Freiheit. Frankfurt, verlegt von Raspe. Die erste Ausgabe ist von 1759; Moser nennt sich in der Vorrede als Verfasser.

Österreichs unter Maria Thereſia und Friedrichs II. thatenreiche Regierung haben ihn ſo ſehr eingenommen, daß er nach dieſen Beiſpielen überall ein ſtrenges Regierungsſyſtem, Energie, Ordnung, Übereinſtimmung des Ganzen verlangt, ohne damit ein Regierungsprincip ausgeſprochen zu haben.

Es iſt geradezu zu ſagen, daß Moſer noch keine Ahnung von dem wahren Verhältniß des Staatsbürgers zum Staatsoberhaupt, der vertragsmäßigen Gegenſeitigkeit zwiſchen Fürſten und Volk und der Verantwortlichkeit der executiven Gewalt hat.

Er haftet noch durchaus an den alten feudalen Satzungen. Er lebt ganz und gar in den Einrichtungen des deutſchen Reichs mit allen Schwächen und aller Zerfallenheit. Die deutſche Einheit und Nationalität iſt ihm verloren gegangen; er begnügt ſich damit, wenn die einzelnen Fürſten, noch ſo klein, eine ſtille, patriarchaliſche Regierung führen. Naiver Weiſe wird das deutſche Reich deshalb gerühmt, weil es die größte Anzahl edelmüthiger und würdiger Regenten müßte aufweiſen können, da die Verfaſſung den Fürſten nicht eine Gelegenheit raube, Gutes zu thun. Moſer bedenkt nicht, daß die Verfaſſung den Regenten mindeſtens auch verhindern ſoll, das Böſe zu unternehmen; und deshalb hat er, trotz des gerühmten deutſchen Reichs, doch zu beklagen, daß nur wenige Regenten (von den dreihundert!) das Geſchenk der deutſchen Freiheit (das nur ihnen, nicht den Völkern zu Gute kommt) nicht mißbrauchen.

Dieſe bittere Erfahrung bringt Moſer mit den Großen in einen, wenn nicht geradezu feindlichen, doch argwöhniſchen Gegenſatz, und er nimmt damit von ſelbſt die Partei der Unterthanen, ohne daß damit an einen Volksmann in modernem Sinne zu denken wäre. Zwar will er das Wohl des Volks als die Aufgabe des Staates angeſehen wiſſen; aber

es liegt ihm noch ganz fern, dasselbe mit Hilfe des Volkes selbst zu erzielen. Moser theilt die Menschen noch in Denkende und Gehorchende. Ihm ist das Volk noch in väterlicher Gewalt, noch unmündig, und die Möglichkeit, dasselbe zur Mündigkeit zu führen, liegt noch außerhalb seines Gesichtskreises.

Alle Ansprüche werden noch an die Vormünder, an die Regenten und ihre Minister selbst gemacht. Gebraucht Moser im Eingange seines Buchs über Herrn und Diener ausdrücklich den Vergleich des Hausvaters mit dem Regenten, und findet er, daß derselbe mit seinen Ministern den Haushalt vernachlässigt und nur seinen Vortheil, nicht den des Staates sucht, so macht er ihm sofort den Proceß; zwar ohne feste Ausgangs- und Zielpunkte, höchst verwirrt sogar und am Ende mit schwächlichem, politischem Pietismus, aber im Ganzen doch lebhaft schildernd und im Einzelnen das Urtheil wenigstens erleichternd. — Wir müssen die Stoffe indeß etwas dreist hin und her tragen, um einige Ordnung und Übersicht hinein zu bringen.

In späteren, dem Jahre 1789 näher liegenden Schriften spricht Moser mit altväterischer, nur mit der Art zugehauener Sprache darüber, daß das Von Gottes Gnaden und die landesväterliche Liebe nur Kanzleiphrasen seien. Doch im Buche über den Herrn und den Diener lautet es noch weich und durchaus im Sinne der alten Monarchie: der Landesherr, der durch die Ordnung und das Recht der Geburt der Besitzer des Vermögens seiner Unterthanen sei, möge durch die Ausübung seiner Pflichten der Fürst über die Herzen seiner Unterthanen, möge der wahre Landesvater werden und ein zärtlich gesinnter Menschenfreund sein. Zu weiterer Ermunterung wird sogar hinzugefügt, es sei dies so leicht für die Herren, da die Unterthanen sich nur allzu geneigt zeigten,

das Beste von ihnen zu glauben, die Fehler der Fürsten zu verdecken und die wirklich guten Eigenschaften aufs Höchste zu schätzen. Ein Herr brauche nur nicht geradezu ruchlos, lasterhaft, grausam, geizig und mürrisch zu erscheinen, so habe er sein Lob, und ein herzliches Wort, ein freundliches Achselklopfen bewege den Unterthan, seinen letzten Sparpfennig herzugeben und alle Mühe und Last zu ertragen.

Solche fromme Wünsche und Zusicherungen müßten sich ganz eigen an der Spitze von Verfassungsurkunden ausnehmen! Dem Verfasser von Herr und Diener kommen gründliche Umgestaltungen aber auch gar nicht in den Sinn. Ihm ist Alles um die Erbfolge nach der Erstgeburt und um Haushalten und Gerechtigkeit im alten Sinne, um Ruhe und Frieden und den gewöhnlichen Gang der Dinge zu thun. Deshalb will er vor Allem kein Genie auf dem Throne, das wie Karl XII. den Staat ins Unglück stürze; wobei eine Stelle aus Peter Bayle citirt wird: C'est un coup de l'amour de Dieu envers les peuples, quand il ne donne aux rois que des ames ordinaires.

Damit, meint Moser, sei viel ausgerichtet. Er will einen gutmüthigen, bedächtigen, sparsamen Herrn: und zwar soll derselbe sein Hausrecht selbst ausüben, an der Spitze der Geschäfte stehen und keineswegs die stumme Person im Lande vorstellen, um als bloßer Zollstock angesehen zu werden. Der Fürst soll Fürst sein. Moser erklärt es für schmählich, wenn ein geborener Fürst seinen Namen als bloße Brieftasche gebrauchen läßt, die er zwar öffnet und schließt, wo er zu den Memorialen die Adresse und zu den Resolutionen den Titel hergiebt, wo er aber an dem Inhalte keinen Theil hat. Ein gescheidter Mensch, meint er, würde bei einem solchen Herrn bald heraus haben, daß bei ihm nichts unmittelbar zu beantragen und zu erlangen sei; er würde sich an den Oberst-

kämmerer, den Jägermeister, an Madame und wie die Favoriten und Favoritinnen heißen, wenden, damit sie aus dem Ja des Herrn nicht wieder ein Nein machten. Über einen solchen Titular-Regenten muß Moser Schade und Schande ausrufen: denn er findet ihn gegen den Gang der Natur.

Woher aber das Übel? Moser sieht sich genöthigt, die Erziehung der für den Thron geborenen Kinder als eine in Sitten und Grundsätzen durchaus verfehlte zu schildern. Er findet es bedenklich, daß der Erbherr schon früh vor seinen Brüdern ausgezeichnet wird. Er fährt fort: Während das Land auch auf ihre Talente Ansprüche hätte, und jene Prinzen, da nicht der Krieg, sondern der Friede die Norm ist, in den verschiedenen Landescollegien ihrem Bruder zur Seite stehen könnten, müssen sie Soldaten werden, im Auslande Dienste suchen, und das Geburtsland behält nur das Recht, alle fürstliche Kinder zu ernähren. Ist nun der erste Unterricht des Erbherrn vorüber, so werden Reisen gemacht, die nur dem Vergnügen gewidmet sind. Nachher bleibt der junge Herr in angenehmem Müßiggang zu Hause und lernt weder die Stärke und Schwäche des Landes, die Zustände der Unterthanen, die Verfassung der Landescollegien, noch das Innere der Regierungsgeschäfte kennen.

Moser hat den richtigen Blick, zu sehen, daß ein Prinz nicht wie ein Regierungsrath zu arbeiten braucht; er verlangt eben so wenig die Wände des fürstlichen Cabinets mit Actenschränken, als mit Peitschen und Hirschgeweihen ausgeschmückt. Aber der zukünftige Landesherr soll Überblick über das Ganze gewinnen; er soll richtige Einsicht in die Hilfsquellen des Landes, in die verschiedenen Erwerbs- und Beschäftigungszweige seiner Bewohner erlangen, und deshalb zeitig mit den Ministern, den Chefs der Behörden, den bedeutenden Leuten des Landes, auch unter den Bürgerlichen, in Verkehr kommen, statt

mit einigen Junkern die Tage auf Parties de plaisir zu verwenden und sich nur in Höflichkeiten gegen Hoffähige zu üben.

Dann, wird richtig gefolgert, würden die Regenten von selbst die Regierung als ein Amt mit zahlreichen Pflichten und nicht als eine angenehme, großartige Unterhaltung ansehen, die der Sohn mit Ungeduld erwartet, wenn des Vaters Ende naht.

Statt dessen aber rügt Moser, daß der Hof von Berlin den französischen Hof zum Muster genommen habe, und daß nun die kleineren deutschen Höfe wieder den preußischen copirten. Die preußische Hof-, Kriegs- und Cameralverfassung muß er aber Skanderbegs berühmtem Säbel vergleichen, wo der Arm mit dazu gehört, und deshalb hat er zu beklagen, daß der militairische Zuschnitt überall vorherrschen soll, wo von gar keiner Macht die Rede sein kann. Bei diesem Soldatenspiel, meint Moser, wird die Erlernung aller andern Regentenobliegenheiten außer Acht gelassen und die Art des militairischen Befehls geht in das civile Leben über, die nur beim Soldaten am rechten Platze ist. Jetzt sollen auch Minister, Räthe und Unterthanen den blinden, unbedingten Gehorsam beweisen, der allen vernünftigen Widerspruch ausschließt, wie er aber nur dem Officier und Soldaten zugemuthet werden darf, wenn Sturm zu laufen ist. Alles soll jetzt geschwind abgemacht werden. Die Arbeit mit dem Geiste im Ministerium wird nicht unterschieden von den eingeübten Bewegungen auf der Parade. Alle, mit denen der Regent zu thun hat, betrachtet er gewissermaßen wie Feinde, denen gegenüber er in keinem Punkte nachgiebt, gegen die er keinen Befehl zurücknimmt. Das Schlimmste ist aber, fährt Moser fort, daß der Militairetat übertrieben wird: die kleinen Fürsten haben für den Schimpf zu viel und für den Ernst zu

wenig Soldaten. Das Raisonnement der Herren lautet: ohne Truppen spielt man keine große Rolle in der Welt; man kann an keine Verbindung mit auswärtigen Mächten, an keine Vergrößerung denken; ein deutscher Fürst hat sich bei Subsidientracten noch allemal gut gestanden, und manche Länder, setzt Moser hinzu, könnten gar an keinen Handel denken, wenn sie nicht die Menschenausfuhr hätten.

So Vieles, heißt es an einer andern Stelle, wäre bei dem Regierungsantritt zu bessern, wo der Regent sich durch kluge, rasche That in Ansehen zu setzen hat. Es wird aber versäumt, die ersten, dauerndsten Eindrücke so vortheilhaft wie möglich sein zu lassen, und unvermerkt ist der gute Name des Fürsten dahin. Der größte Theil des Volks beugt sich freilich eben so tief, wie vorher. Keiner wagt es, dem Fürsten in Hinsicht der Stimmung des Landes die Wahrheit zu sagen. Allein die Geschichte wird richten — und Moser droht statt mit der Mitwelt, erst mit der Nachwelt, die die Schmeichelei jener zu Schanden machen soll.

Bald sieht der Beobachter den alten Schlendrian wieder an die Ordnung treten. Moser findet, es komme Alles darauf an, Geld vom Lande zu erpressen, auf das die Unterhändler und Theilnehmer der durchlauchtigsten Privatvergnügungen schon warteten, wenn sie nicht gar darauf längst assignirt und vertröstet wären.

Der Hergang auf den Landtagen, diesen bloßen Creditinstituten der Landesfürsten, wie sie der Ritter Lang bezeichnet, wird geschildert ohne Ahnung, daß die Verfassung dieser Landtage eine andere werden müßte. Die Darstellung ist aber hell genug. Das landesväterliche Herz, heißt es, wird hier förmlich herumgeschleppt. Nach der Proposition der landesherrlichen Commissarien brach dem theuren Landesvater das Herz, daß er mit neuen Anforderungen beschwerlich fallen müsse, er,

der dann erst froh sein würde, wenn er alle seine Unterthanen reich und glücklich machen könnte. Das Eine tröstet ihn, daß es ganz unvermeidliche und unter der Leitung der Vorsehung stehende Landesbedürfnisse sind, welche ihn nöthigen, dem Lande mit neuen Anforderungen beschwerlich zu fallen.

Nach dieser Charlatanspredigt, sagt Moser, geht dann das Unterhandeln an. Die Landhauptleute, der Erbmarschall, die Ausschüsse von Prälaten, Ritterschaft und Städten werden Einer nach dem Andern besprochen, gastirt, angefeuert, bedroht, gewonnen, die Majorität macht endlich den Schluß und es wird abermals ein Aderlaß durchs ganze Land vorgenommen. Der Landtagsabschied ist so gelehrt, wie eine Leichenpredigt; der Minister mit seinen Maklern, Küch- und Kellerbedienten kommt im Triumph nach Hofe zurück; Leben und Wonne breitet sich wieder über Favoritinnen und Favoriten aus; der Jäger bläst auf die freudige Nachricht von den neuen Landtagsgeldern noch einmal so muthig ins Horn; die Sängerin, die seit dreizehn Monaten nicht bezahlte Sängerin, steigt so hoch wie eine Lerche; der Parforcehundestall, dem Rentkammer und Creditoren schon den Untergang decretirt hatten, ertönt von frohem Geheul, und alle adelige und nichtadelige Müßiggänger rechnen auf die neu eröffnete Goldgrube. Von den gethanen Bewilligungen sollte den Truppen der rückständige Sold entrichtet, gewisse auf der Execution stehende Landesschulden sollten davon abgetragen und einige mit großem Vortheil feil gemachte, dem Lande incorporirte Rittergüter bezahlt werden. Alles dies ist im Angesichte des Landes mit Hand und Siegel, auf Wort und Treue, vollzogen worden. Allein daß Gott erbarm! wie wird der theuersten Zusage gespottet! Die wichtigen Männer, die sich zu Werkzeugen einer heillosen Beredtsamkeit von beiden Seiten gebrauchen lassen, hei-

schen und erhalten zuerst den Lohn der Ungerechtigkeit. Die Termine kann man nicht erwarten; also werden die Gelder auf den Credit des Landes im Voraus anderswo gesucht und erhoben. Anstatt die Miliz zu zahlen und den Truppenetat zu erhalten, wird dieser reducirt. Die Creditoren werden treuherzig gemacht, ihre vom Lande nun anerkannten Capitale zu verlängern, und den Junkern, denen die Güter feil gemacht worden, giebt man etwas auf Abschlag, einen Dienst bei Hofe, ihren Kindern eine Fahne; sie mögen sehen, wann sie einst das Übrige bekommen. Das aus dem Leben des Staats abgezogene Geld erhebt der Landesherr aber durch seine Leute selbst; ihm das zu versagen, hieße ihm nicht trauen, sich dem Herrn als Vormünder aufwerfen, und das wäre ein crimen laesae Majestatis. Wo wäre der ehrliche Minister, dem Herrn das vorzustellen? Ja, diese sind oftmals die Ersten, welche den Gewinn der Ungerechtigkeit dem Herrn zuschanzen, und wo nicht mit ihm theilen, doch den stummen Mann vorstellen und als einfältige Schlafmützen ein Elend zu Haus beseufzen, welchem zu steuern sie nach Pflicht und Gewissen vor Herrn und Land verbunden waren.

Moser empfiehlt dagegen die Worte des Grafen Tessin an den Kronprinzen von Schweden: Mache deine Rechnung, oder sie macht sich selbst. Allein die Sache wird noch schlimmer. Mancher Herr, hat er weiter zu erzählen, muß sich seine ganze Regierungszeit hindurch behelfen. Er wird seines Lebens nie recht froh; er muß zu tausend Niederträchtigkeiten seinen Namen und Unterschrift hergeben; er kann auf keine Ordnung und Verbesserung denken, weil er weiß, daß seine treuesten Diener Betrüger sind, die er darum angenommen und gefördert hat, weil sie Alles blindlings thun, was sich ein ehrlicher Mensch nicht zumuthen lassen würde. Er tröstet sich kümmerlich damit: wenn es nur so lange hält,

als ich lebe: und er behilft sich mit diesem elenden Trost sein Lebelang, während er reich und glücklich hätte sein können, wenn er beim Antritt seiner Regierung sich nur einige wenige Jahre hätte einschränken wollen. — Klein anfangen und groß aufhören, wäre auch Fürsten nicht schimpflich. Allein ein junger, eitler, unverständiger Regent will Alles kostbarer, prächtiger, glänzender haben, als seine Vorfahren; die alten Tapeten, Spiegel, Silbergeräthe, Kutschen, ja Häuser und Gärten sind nicht mehr gut genug. Der neue Regent bringt zu den alten Schulden einen neuen Geschmack. Anfangs lauter goldene Zeiten, Niemand denkt der alten Noth; Alles ist voll guter Hoffnung; man hält die ersten Spieltage zu Gute und tröstet sich mit der Zukunft: allein der Herr gewöhnt sich an die erborgte Pracht, und es soll so fortgehen, es mag kommen wie es wolle. — Oder der Regent gelangt erst in reiferen Jahren zur Regierung; er denkt aber wie ein gemeiner Mann. Die Kammern klagen immer, es möchte wohl Vieles anders und besser sein können; allein die Antwort ist: es hat schon bei meinem Großvater, Onkel und Vater so geheißen und hat doch gut gethan; ich werde es auch noch aushalten. Ich habe die alten Schulden nicht gemacht, genug daß ich keine neue hinzufüge, den alten Wust habe ich aber nicht Lust auszukehren. So bewohnt der Herr das alte Schloß, er lebt nach seinen alten Neigungen, es bleiben die alten Maximen, die alten Betrüger und die alten Schulden. — Oder der Herr tritt seine Regierung an, ohne daß man sagen könnte, daß er übel hause; gut ist es aber auch nicht zu nennen. Er will ganz gewiß eine neue Epoche beginnen, wenn er mit einem männlichen Erben erfreut wird. Dieser bleibt aus. Ein Teufel von Liebling bläst deshalb ein: Für wen sparen Ew. Durchlaucht? Ew. Durchlaucht könnten viel besser leben. Das Wort zündet in einem Gemüthe, das noch

unklar darüber ist, ob es recht gut, oder recht schlimm gehen soll. Jetzt aber ist die Sache entschieden. Die heimlichen Maitressen treten nun offen auf. Die Pracht wächst; die Junker, die Diener werden verdoppelt. Die Tafel wird leckerhafter, die Livreen reicher, die Kassen leerer, das Land ärmer, die Schulden größer.

Ich habe einen Fürsten gekannt, fährt Moser fort, welcher den ernsten Vorsatz faßte, ihn auch mit mehr als fürstlicher Treue erfüllte, nur bis auf eine gewisse Zeit zu verthun, was das Land irgend vermöchte. Die Zeit ging zu Ende und es wurde wirklich an Sparen gedacht. Allein nun kam Mißwachs, Feuersbrünste, Processe gingen verloren, Krieg brach aus: die Schulden waren einmal gemacht und beim besten Willen nicht zu tilgen.

Moser möchte solchem Mißbrauch entgegenarbeiten; er thut es aber ohne Schärfe und Präcision. Statt directe Vorschläge der Abänderung zu geben und nach der Auseinandersetzung der Sachlage und der Gründe sich an die Einsicht und das Gewissen der Machthaber zu wenden, appellirt er von vorn herein an das Gewissen, wo noch nicht zu wählen ist und jenes noch nichts zu entscheiden hat.

Er mag diese Berufung an das Gewissen für nothwendig halten, wo man einen Fürsten, wie er selbst sagt, nicht verklagen kann, wenn er, anstatt sein Land zu regieren, lieber in den Krieg zieht; wo man zufrieden sein muß, wenn er lieber mit den Hunden als den Referendarien spricht; wo man es in Geduld tragen muß, wenn die Sachen, welche eine Unterschrift verlangen, um einer Maitresse, um eines fremden Künstlers, um einer Drehbank willen Monate lang ununterzeichnet liegen bleiben.

Die Berufung mag auch keineswegs unterbleiben. Es ist recht gut, wenn daran erinnert wird, daß Kaiser Matthias

im Jahre 1613 den Gesandten der evangelischen Reichsstände antwortete: Se. Kaiserliche Majestät würden Dero kaiserlichen schweren Beruf in Verwaltung der Justiz also in Acht nehmen, daß Se. Majestät es gegen Gott und Gewissen, gegen die Stände und bei dem künftigen Reichstage verantworten könnten.

Allein Moser fühlt selbst, daß die großen Herren sich das Gewissen nicht allzu eng einschnüren lassen, und sich verbessernd gesteht er zu, es mache ihn sorgenvoll, daß die Behauptung eine zu große Anerkennung finde, ein Regent sei Niemand als Gott für seine Handlungen Verantwortlichkeit schuldig. Früher, sagt er, war dies die Sprache der großen Monarchen: allein im Vertrauen auf die deutsche Freiheit — er meint die Ohnmacht des Kaisers — werde dieselbe auch an den kleinen Höfen Mode. Die Herren, fährt er fort, meinen durch diesen Ausspruch zu gewinnen, weil er schüchternen Unterthanen den Mund stopft. Allein ein Herr, der zu dieser Ausrede seine Zuflucht nimmt, daß er nur Gott zum Richter zwischen sich und die Unterthanen stelle, sagt damit in der That nichts anders, als: ich verlange von euch weder Vertrauen, noch Beifall; ich weiß, daß ihr Gründe habt, meine Handlungen zu tadeln, ich begehre sie aber nicht zu wissen; eben so wenig werde ich auch eine Entschuldigung machen, weil ich im Voraus weiß, sie wird nicht giltig erfunden werden; ihr habt nur eine Pflicht, den Gehorsam. Thue ich euch Unrecht, verklagt mich bei Gott; habt ihr Vorstellungen zu machen, ich nehme keine mehr an, übergebt sie bei Gott, welcher der alleinige Richter meiner Handlungen ist. — Er ist es auch, setzt Moser hinzu, und dieser allmächtige Richter aller Herren wird sich so beweisen, wenn er die bösen Regenten dereinst ausspeien und mit Ketten ewiger Finsterniß binden lassen wird.

Bei alledem steigen bei Moser keine Bedenklichkeiten gegen die absolute Gewalt auf, denn er findet gar zu viel gute Vorsätze bei den Fürsten; er will sich anheischig machen, mit den guten Vorsätzen der Fürsten seine Bände in Folio zu füllen.

Ginge nur der zehnte Theil davon in Erfüllung, fährt er fort, so müßten wir goldene Zeiten in Deutschland haben. Es läßt sich nicht sagen, es sei den Regenten kein Ernst gewesen; allein es ist ein Anderes, den Plan machen, und ein Anderes, den Plan ausführen und darüber halten. Schwere Vorsätze glücklich und unermüdet durchsetzen, ist ein nur Wenigen beschiedener Theil. Der Wille ist oft untadelhaft; es fehlen aber die Mittel und Werkzeuge, die hinlänglich brauchbaren und redlichen Menschen, ohne welche der Wunsch todt bleibt.

Der Übergang zu den Dienern der Herren wäre damit gebildet. Der Herr kann mit seinem Kopfe und seinen Händen nicht Alles allein beschicken, er muß Hilfe haben, und Moser scheint den eigentlichen Hofstaat und die Staatsdiener einigermaßen unterscheiden zu wollen. Doch geschieht es nur unklar; wie denn die Verhältnisse überhaupt zu seiner Zeit noch vermischt wurden.

Die Hofleute, sagt Moser, haben ihre eigene Sprache, ihre eigenen Gebräuche, Politik, Moral und Religion. Er sagt damit aber mehr, als er nachher beweist. Er möchte sie als ganz besondere Menschen darstellen, und schildert sie doch nur als ganz gewöhnliche. Er sieht den großen Zweck aller Hofleute in der Erwerbung der Gnade ihrer Herrschaft, und vergleicht die darum Buhlenden mit den Belagerern einer Festung, und scheint sich in der Durchführung des Vergleichs zu gefallen. Die Favoriten leiten ihm das Werk der Belagerung. Ihr Stab erfährt so viel von den Kriegslisten, als

jenen dienlich erscheint, und er bekommt so viel Antheil an den errungenen Vortheilen, als sie ohne eigenen Abbruch entbehren zu können glauben. Natürlich hat auch der Stab wieder seine Subalternen: darunter kühne Partisans, die sich zu kleinen Stürmen und Streifereien gebrauchen lassen; Andere geben gute Minirer ab, wieder Andere sind brauchbare Spione und Verräther, und der gemeine Mann unter den Hofleuten hat's gut oder schlecht, je nachdem der commandirende Feldherr zu seinem Posten mehr oder weniger Geschicklichkeit hat. — Der Krieg wird, heißt es weiter, kroatisch, uhlanisch, kalmückisch geführt. Jeder greift an, wo er beikommen kann. Geplündert wird so oft wie möglich; dem Einen gefällt baares Geld, dem Andern Möbeln, dem Dritten Kleider, und auf geheime Schätze wird nicht selten gefoltert.

Moser führt den Vergleich noch weiter aus. Er meint, das Feinere der Hofkriegskunst sei Geheimniß und pflanze sich wie die Regierungsform der Jesuiten in Paraguay fort, oder wie die Freimaurerei. So viel sei ausgemacht, die Waffen dieses Kriegs seien sehr weicher Natur; die Hauptbatterien würden von Respekt und Unterthänigkeit aufgeführt, das schwere Geschütz würde mit einer Masse gefüllt, die von den Hof-Feuerwerkern sich zu Füßen legen genannt würde; die Patronen der kleinen Gewehre beständen aus Komplimenten.

Das ganze Bild ist etwas roh und unbehilflich durchgeführt, und es hätten sich am Ende wohl passendere Vergleiche finden lassen; indessen mögen die Intriguen und Redeblumen an den kleinen deutschen Höfen auch wohl nicht immer der feinsten Natur gewesen sein.

Moser dringt darauf, die Hoheit eines Regenten sei nicht in der Menge großer und kleiner Bedienten und in deren Aufwande zu suchen: je weniger Bediente ein Herr im Gegen-

theil habe, meint er, desto besser werde er bedient. Wenn der König von England zwölf Kammerherren halte, so sage Niemand, es seien zu viel; wenn sich aber in einem fürstlichen Adreßkalender dreißig Kammerherren finden, so wisse man nicht, ob sich der Fürst über den Schlüssel oder der Schlüssel über den Junker moquire.

Wenige aber tüchtige Diener sollen den Fürsten umgeben; wobei Moser zur weitern Erörterung den Ausspruch der Königin Christine anführt: Quand les grands hommes sont sans emploi c'est le malheur de l'état, non pas le leur. Er mochte sogleich an die Undankbarkeit der Mächtigen denken.

Obwohl er auch im Cabinet des Fürsten keine eigentlichen Genies dulden will, die namentlich einen mittelmäßigen Herrn zu tausend gefährlichen Wagnissen verleiteten, so beklagt er doch, daß die guten Köpfe schwer heranzuziehen seien, weil an vielen Höfen nur alter Adel, nicht persönliches Verdienst zu den Ämtern befähige; weil Mancher wegen einer schönen Frau und eigener Kurzsichtigkeit ein Amt bekomme; weil der Nepotismus im Schwange sei; weil Speichellecker und Kriecher oft lieber gesehen würden, als freimüthige Männer, die sich nicht auf schimpfliche Bedingungen den Stellenverleihern ergeben möchten.

Allein, wenn es darauf ankommt, die tüchtigen Leute nun wirklich aufzufinden und richtig zu placiren, so sind Moser's Rathschläge erstaunlich schwach. Freilich sind ihm durch den Thatbestand die Hände gebunden. Er darf nicht sagen, der Regent, der keine tüchtige Diener zu finden vermag, ist ein schlechter Regent und sollte nicht Regent sein. Deshalb spricht er nur flüchtig über den nothwendigen Kennerblick und will schnell Jemand auf Reisen schicken, der, wie man Leute mit schweren Kosten nach Hunden, Pferden, Falken oder

großen Flügelleuten aussendet, nun auch tüchtige Staatsleute auffinden soll. Der Vorschlag ist auf den ersten Blick sonderbar genug. Er räumt ein, daß auf den wenigen Quadratmeilen, die ein deutscher Fürst öfters beherrschte, kein einziger brauchbarer Mensch zu finden sein möchte. Indeß kommt Moser später auf diesen Punkt zurück, indem er über Staatsdiener, die aus der Fremde herübergeholt sind, manches Vernünftige redet. Bei den vielen deutschen Vaterländern hält er nichts von engherzigem Patriotismus. Nur bei gleich guten Eigenschaften will er den Inländer bevorzugt wissen. Ist im Lande Niemand zu finden, so soll das Ausland unbedenklich aushelfen. Dann, wird weiter argumentirt, sei dem tüchtigen Kopfe das Fremde kein Hinderniß, die Geschäfte zu übernehmen; er lerne desto schneller und leichter; der Weise sehe das Land als sein Vaterland an, wo er Gelegenheit finde, seine allgemein menschlichen Pflichten auszuüben. Es gebe allerdings Beispiele, wird hinzugesetzt, wo Jemand die Fremde, um sich zu bereichern, ausbeute; allein das thäten die Inländer eben so oft, und es gäbe eben so viel Beispiele, daß die Fremden ihr Geld gebracht hätten. Für den Ausländer müsse natürlich sein Talent sprechen; dann sei er aber nicht in die Familieninteressen und persönlichen Rücksichten verflochten und handle aus reinem Pflichtgefühl. Ein alter ostfriesischer Graf, erzählt Moser, wurde von seinen Landständen darüber zur Rede gestellt, daß er so viel Ausländer heranzöge. Es hieß, Ihro Gnaden möchten doch künftig mit ihren eigenen Ochsen pflügen. Der Graf antwortete aber, er könne keine Ochsen gebrauchen.

Den Beruf des fürstlichen Dieners findet Moser ernst und erhebend zugleich; es ist ihm etwas Großes, täglich die Gelegenheit zu haben, ein ganzes Land froh zu machen, die Tugend zu belohnen, die Künste zu ermuntern, die Armen

und Elenden zu erquicken, überall Rath und Beistand zu leisten. Die Arbeit des tiefsinnigsten Gelehrten ist ihm Tändelwerk gegen den praktischen Nutzen, den ein rechtschaffener Minister stiften kann.

Er denkt sich den Minister aber auch in seinem Cabinet, und statt der Freuden sieht er dort warme Thränen, tiefe Sorgen, wenig Hoffnung, keine Ruhe, schlechten Trost. Auf seinem Schreibtische liegen die Ansprüche des ganzen Landes; vielleicht Klagen über Buben, die der Regent durch seine Protection vom Galgen ausnimmt; Beschwerden, Petitionen aller Art, für verdiente Leute und für nichtsnutzige.

Deshalb soll nach Moser's Ansicht auch der Minister eine gewisse Höhe und Weite der Übersicht und Festigkeit des Geistes besitzen. Moser verlangt reife und gesetzte Urtheilskraft, er besteht auf Schärfe des Verstandes, ausdauernde Arbeitskraft, politischen und diplomatischen Takt, gewandte Sprache, feine Manieren; aber wo er endlich zusammenfassen soll, da kommt er mit der Religiosität, mit dem Christenthum heran, wie er früher seine Zuflucht zu dem Gewissen der Fürsten nahm.

Wir fanden unter den Aphorismen eine Stelle, wo Moser dem Geschichtschreiber gern beipflichtet, der die Ansicht ausspricht, der Historiker dürfe keine Religion haben. Im Herrn und Diener sehen wir ihn die Behauptung aufstellen, daß es viel werth sei, wenn ein Fürst, der die große Religion hätte, einen Mann zu seinem Rath und Diener nähme, der sich zur kleinen Religion bekenne. Es scheint, als sollte damit angedeutet werden, daß ein Fürst, der sich im Sinne Friedrichs des Großen eine Vernunftreligion mit Hinwegsetzung über das Christenthum bildete, doch gute Christen gebrauchen könne.

Es stimmt nicht sonderlich mit Mosers übrigem Wesen, wenn er in politischen Dingen mit süßlicher Miene auf christlichen Sinn und Frömmigkeit verweist.

O wüßten die Großen der Welt, sagt er — und man sieht den Mann, der sonst eine Faust zu machen weiß, die Hände ostensibel auf das Herz legen — welche nützliche und wichtige Personen wahre Christen sind: man würde sie suchen, wie man Gold- und Silberminen in der Erde sucht, man würde sie für den Schatz, das Kleinod, das Mark ihres Landes halten!

Ein frommer Minister, heißt es weiter — und man glaubt, Moser sei eben aus der Frühpredigt gekommen, als er dies niederschrieb — giebt der ganzen Regierung eines Herrn ein Lüstre, und wenn ein Herr mehre dergleichen hätte, so möchte man wohl sagen, daß, wenn er auch für seine Person, außer der angebornen Würde, wenig Großes besäße, er von ihrem Glanze so umleuchtet würde, wie bei Illuminationen die Wasserglaskugeln, welche von dem Feuer, das um sie brennt, Strahlen um sich werfen, die sie selbst auszuschicken niemals im Stande wären.

Dergleichen wird durch Geschmacklosigkeit fast ironisch.

Auch giebt Moser den göttlichen Segen für eine große und unerschöpfliche Revenüe aus und eifert gegen die, welche da sagen: Geld wollen wir, Geld brauchen wir, den Segen mögt ihr für euch behalten.

Indeß legt er bald auf die Menschenliebe das Hauptgewicht und sieht mit Betrübniß, wie wenig es den Höfen darauf ankommt. Er sieht, die Hofkleider sind enger und kürzer und die Gewissen der Hofleute weiter und elastischer geworden; und bekennt, daß er mit jener Menschenliebe viel verlangt. Die Erfahrung hat ihn gelehrt: ein Mann tritt mit den edelsten Vorsätzen und der besten Gesinnung an die

Spitze der Geschäfte. Allein das empfindsame Herz bekommt allmälig eine Borke. Denn anfangs strebt der Mann, sei es aus Eitelkeit oder aus höherem rühmlicherm Triebe, sich in die Liebe und Achtung des Landes zu setzen; er beeifert sich, Jedermann zu helfen und zu dienen. Allein allmälig wird er überlaufen, es kostet oft Mühe, mit einer guten Absicht durchzudringen, es finden sich Hindernisse, die man nicht heben mag. Die Befehle des Herrn, die Ehre des Hauses, der Nutzen der Kammer kommen mit den Anforderungen der Billigkeit und des Rechtes in Streit, man möchte es dem Bedrängten gern gönnen, wenn ihm ein Engel vom Himmel zu seinem Recht verhälfe, sich selbst aber kann man unmöglich mit dem Herrn und den Collegen deshalb überwerfen; man tröstet, giebt gute Worte, will da und dort die Sache recommandiren; nach und nach wird man des Sollicitirens, des Versprechens und Nichthaltens, der Klagen einer und der Gegenbefehle anderer Seits gewohnt, der gute Wille ermüdet, die Nächstenliebe wird lau; man gewöhnt sich ans Lügen, verspricht, was man nicht zu halten gedenkt, macht den Leuten blauen Dunst vor, schiebt die Schuld auf Andere, der eifrige Menschenfreund wird zuletzt ein stummer Hofhund.

Wenigstens, meint der Verfasser von Herr und Diener, stelle sich im besten Falle ein gewisses Ministerialphlegma ein, das auch nicht schaden könne. Es soll keine empfindungsleere Gemüthsbeschaffenheit, sondern ein durch lange Geschäftsthätigkeit erworbenes Gleichgewicht der Seele sein. Es soll eine Wirkung des politischen Muthes sein, der unter allen Gefahren und der größten Verwirrung ohne Wanken bleibt; eine Folge tiefer Klugheit, welche durch reife und schwere Erfahrung erworben wird. — Si je ne jettais pas quelquefois de l'eau dans votre feu, vous seriez déjà tout brulé, sagte der Kanzler Oxenstierna zu seinem Könige.

Wie Moser dann später auf die Frömmigkeit noch einmal zurückkommt, erzählt er selbst, daß ein kluger Herr, dem ein Diener mit den Worten vorgeschlagen wurde: er ist ein frommer Mann, sogleich fragte: was ist er noch mehr? Es wird dann eingeräumt, daß der Christ eigentlich nur ein zuverlässig ehrlicher Mann sei, und zugegeben, daß Tüchtigkeit und Fleiß hinzukommen müssen; daß unwissende Ehrlichkeit nichts helfe; daß brauchbar zu sein, ohne ehrlich, nur Schlangenklugheit bedeute; brauchbar zu sein und faul dabei, schädlicher sei, als Dummheit; und fleißige, aber dumme Leute lauter Maulwurfsarbeit machten.

Auf eine förmliche Organisation der Büreaukratie indessen läßt sich Moser gar nicht ein. Es liegt ihm Alles, zufällig unter einem Oberhaupte vereinigt, neben einander. Der Gegensatz zwischen einer vom Minister bis zum untersten Verwaltungsbeamten streng geketteten Centralregierung und der Unabhängigkeit der Communen in eigenen Angelegenheiten kommt noch gar nicht in Betracht.

Die Frage, ob ein Premier-Minister an der Spitze des Collegiums der Minister stehen solle, scheint zu jener Zeit bei den kleinen deutschen Höfen oft zweifelhaft gewesen zu sein. Deshalb giebt Moser sein Gutachten dahin, daß es natürlich sei, wenn der Landesherr Einem unter mehren Ministern sein besonderes Vertrauen schenke, der in Absicht der Geschäfte tiefere Einsicht, klareres Urtheil beweise.

Im Übrigen empfiehlt Moser die collegialische Behandlung der Geschäfte und wünscht, daß das Ministerium aus Männern von höherem und mittlerem Alter, nicht bloß aus Greisen, zusammengesetzt werde. Er meint, die Alten hätten mehr und reifere Erfahrung und die Jüngeren mehr Feuer und Trieb zur Arbeit.

Moser sieht es als das Zeichen einer schlechten Regierung

an, wenn auf den Nachwuchs tüchtiger und redlicher Männer für die obersten Posten wenig oder gar keine Sorgfalt verwendet wird. In den Subalterncollegien, meint er, sei ehe Rath, da könne ein regelmäßiges Nachrücken schon aushelfen. Allein es könne Jemand ein sehr würdiger Rath sein und würde als Minister eine traurige Figur abgeben; er könne einen höchst nützlichen esprit de détail haben, aber unfähig sein, etwas im Ganzen zu übersehen.

Übrigens begnügt sich Moser mit der oberflächlichen Andeutung, den wichtigsten und tauglichsten Männern nach ihren Neigungen und Fähigkeiten, allen aber nach ihrem Wissen und nach ihrer Gemüthsbeschaffenheit Stelle und Arbeit anzuweisen. Er will nicht bloß vortreffliche Menschen und schlechte Beamte, er will sich mit einem Minister nicht bloß Stunden lang angenehm und belehrend unterhalten: derselbe soll auch am Schreibtisch ein gründlicher Arbeiter sein; er soll auch bei der mündlichen Geschäftsverhandlung Geschwindigkeit des Begriffs, Geistesgegenwart und Klugheit zeigen, um auf eine schlaue Frage mit einer noch klügeren Antwort zu dienen.

Doch hätten wir da, wo es an eigentliche Vorschläge gehen soll, bei dem Exminister mehr praktischen Blick und weniger abstracte Rubriken zu finden gewünscht.

Da traut er dem Melancholiker als Staatssecretär zwar Treue, Verschwiegenheit und Arbeitsamkeit zu, aber eben so viel Dunkel, Trockenheit und Unbehilflichkeit in den Formen. Ins Archiv soll ein solcher Mann.

Mit dem Sanguiniker soll es als Kammerpräsidenten versucht werden. Moser meint, er wird es dem Herrn an Ergötzlichkeiten der Tafel, an Pracht und schönen Spielen nicht fehlen lassen. Zank und Streit fällt unter ihm auf der Kammer nicht vor, da er nie für den andern Morgen

sorgt. So lange Geld und Credit vorhanden ist, braucht von keiner Noth die Rede zu sein. Der Kammerpräsident ist voll guter Projecte, voll besten Willens, voll Hoffnungen und Versprechungen; er traut dem Lande, den Creditoren, der ganzen Welt so viel Gutes zu, bis am Ende Eins mit dem Andern betrogen wird.

Deshalb soll der Sanguiniker — jedoch setzt Moser jetzt hinzu, wenn eine solche Geschäftsvertheilung möglich wäre — die Gnadensachen haben; denn ein Melancholiker würde auf lauter abschlägliche Decrete antragen. Der Sanguiniker soll gute Ordnung für alle Klassen des Landesregiments entwerfen, weil er das Detail liebt, gute Einfälle hat und Leichtigkeit und Deutlichkeit der Schreibart. Wegen seines milden Herzens bekommt er die Handwerks- und geringen Polizeisachen, die Armen- und Waisenhäuser, Hospitäler und milden Stiftungen.

Dem Choleriker werden die Dinge übertragen, bei denen Gefahr auf dem Verzuge haftet und wo etwas mit Energie durchzusetzen ist. Denn er scheut keine Arbeit. Ihm sollen aus erheblichen Ursachen die Geschäfte am kaiserlichen Hofe und beim Reichstage übertragen werden. Er soll die Universitätssachen haben, um die »oft faulen Musen« zu beleben.

Der Melancholiker soll die Civilprocesse haben, die schweren Arbeiten, bei denen der Choleriker ermüden und über die der Sanguiniker weghudeln würde.

Dem Phlegmatiker weiß Moser nichts zuzutheilen, als allenfalls Processe an solchen Gerichten, wo zu einer phlegmatischen Justiz auch gähnende Referenten und Sachwalter gehörten. — Doch ist mit dergleichen Auseinandersetzungen nichts gedient.

Ein eigenes Capitel wird den Geschäften der Beamten gewidmet, wiewohl auch hier keine planmäßige Gliederung durchbricht.

Es ist recht hübsch gesagt, wenn es heißt: die Geschäfte machen ordentlicher Weise weit weniger zu thun, als die Leute, mit denen man sie zu behandeln hat; nur führt es in die Geschäfte selbst nicht ein.

Moser legt das meiste Gewicht auf Ordnung in den Gegenständen, Klugheit im Dirigiren und Subordination unter den Beamten und begnügt sich größtentheils damit.

Er hat zu bedauern, daß, wie die kleinen deutschen Höfe die großen, namentlich den preußischen, in Hinsicht des Kriegswesens nachahmen, so auch im Civilstaat. Ergötzlich findet er es, in den Adreßkalendern die vielen Collegia eines Herrn anzutreffen, welche sich in der Person eines Raths, Amtmanns und Rentmeisters füglich vereinigen ließen und früher auch in ihnen vereinigt waren. Zum Glück findet er, daß die Regierungs-, Hof-, Kammer- und Consistorialräthe meist in einer Person vereint sind. Aber wo die kleinen Herren früher Kammertage hielten, da muß das Ding jetzt den Namen Rentkammer führen; und so hat ein Ländchen, das aus einer Stadt und vier oder fünf Dörfern besteht, jetzt eine Regierungskanzlei, hat Consistorium, Kammer, Hofmarschallamt, Forstamt, Bauamt, Polizeideputation, ja Moser will einen Fall wissen, wo über einige im Schloßdach zerbrochene Schiefersteine von der Kammer fünf Dekrete erlassen wurden, während dieselben mit dem ersten mündlichen Befehl an den Bauschreiber eben so sicher geflickt gewesen wären.

Schlimmer freilich findet Moser die Sache, wenn die Unordnung die Weitschweifigkeit noch überbietet. Er erzählt, es sei ihm eine Kammer bekannt, welche systematisch unordentlich sei und bleiben müsse, so lange nicht in Menschen und Methode ein ganz neuer Grund und Boden gelegt würde. Ob sie einen Director habe, weiß er nicht; für den Fall aber, daß sie einen habe, versichert Moser, daß derselbe eben so

wenig verstehen als zu sagen haben müsse. Unter den acht bis zehn Perrücken, welche das Collegium ausmachen, habe keiner sein gewisses Departement, sondern die Akten theile man sich unter einander selbst zu; der heute in Forstsachen Referirende eigne sich morgen die Schäfereien zu; der am meisten in der Landökonomie Bewanderte revidire die Rechnungen. Ein Jeder wisse in Landessachen so viel wie der Andere, und Alle zusammen wissen nichts. Es sei schlechterdings Keiner im ganzen Collegium, der eine Hauptbranche des Finanzwesens auszufüllen verstehe. Alle rathen nach dem Schlendrian, rechnen nach dem Schlendrian, borgen und bleiben schuldig nach dem Schlendrian, und Herr und Land gehen zu Grunde nach diesem Schlendrian.

Hier wären besonders viel Einzelheiten wünschenswerth gewesen; allein Moser giebt nur, was ihm in den Wurf kommt.

Er kehrt aus den Geschäftsverhältnissen zu der Abhängigkeit der Beamten von ihrem Dienstherrn zurück und spricht noch besonders über die Besoldungen. Das Raisonnement geht wieder davon aus, daß die regierenden Herrn die unnöthigen Diener abschaffen, daß sie die unentbehrlichen aber desto reichlicher und ordentlicher besolden möchten. Die höhern Beamten sind im Auge behalten und die Ansicht ist ausgesprochen, daß die Besoldungen so einzurichten seien, daß ein ehrlicher und brauchbarer Mann mit einer seinem Amte und seinen Verdiensten angemessenen Anständigkeit und Gemächlichkeit davon leben und bei gehöriger Haushaltung auch noch einen Theil derselben zur Versorgung der Seinigen erübrigen könne.

Ein altes Sprichwort wird angeführt: Kupfern Geld, kupferne Seelenmessen.

Moser hält nichts von der Freigebigkeit mit Titeln und

Orden, wo er dann an den Gallatagen bei Hofe ganze Reihen von Generalen, Kammerherrn, Flügeladjudanten sieht, wie er sie für die große Oper für ausreichend hält; wo der halbe Hof aber im Concurs begriffen ist und der unbezahlte Flitterstaat eine Brust voll Sorgen und Kummer maskirt; wo der kluge Fremde der Übertreibung spottet und das Land unter der Verschwendung seufzt. Nein, Moser will einen soliden Aufwand, um die Menschen für ihre Arbeit zu lohnen und er kann nicht anders in einer Zeit, wo sich alles politische Leben im Herrendienst zusammengezogen hatte und Manns-trotz und Freiheitssinn verloren gegangen war. Herren und Diener, Herren und Knechte gab es nur.

Die Vaterlandsliebe, diesen starken Antrieb zu großen Handlungen in republikanischen Verfassungen, erwähnt Moser; doch kann er nur wenig darüber sagen. Denn selbst in den deutschen Reichsstädten wußte man damals nichts mehr von Aufopferung für das Gemeinwohl und jenem Ehrgeiz des Alterthums oder der italienischen Städte, wo die Bürger nicht durch Herrendienst, nicht durch den Staatsdienst reich zu werden trachteten, sondern, wenn sie dem Staate etwas zu leisten vermochten, sich mit dem Ruhme begnügten, in der Bürgerversammlung, im Senat etwas zu gelten und Einfluß und Ansehen zu gewinnen.

Das Bild, welches sich aus alle dem ergiebt, wenn es uns gelungen ist, in dem Raisonnement des Autors, das für die Schilderung der Zustände Dienliche festzuhalten, ist kein erfreuliches. Auch das Raisonnement, welches wir, soweit es uns ohne entschieden unhistorisches Hinzuthun möglich war, ins Klare zu setzen gesucht haben, führt ebenfalls dahin, daß wir im Ganzen doch froh sein müssen, Vieles, was zu jener Zeit ganz natürlich gefunden wurde, doch schon als Mißbrauch anerkannt zu sehen und, wo die Zustände ähnlich geblieben sind,

dieselben doch schon mit ganz anderen Waffen bekämpfen zu können.

Freilich ist es wahr, die Fälle, welche Moser zur Begründung der Sachlage anführt, sind oft für seine Zwecke etwas zugestutzt und riechen nicht selten nach dem Schreibepult. Indeß leuchtet die ihm vorschwebende Wirklichkeit noch immer deutlich genug durch, um zu beweisen, wie nothwendig es war, jene Rumpelkammern des deutschen Reichs, wie die französische Revolution gethan hat, aufzuräumen. Die Großprahlerei der kleinen Herren, die Prunk- und Genußsucht, die beständigen Geldverlegenheiten, das feige Betragen der Landstände, das stumme Dulden des Volkes ist deutlich genug bezeichnet, um unsern ganzen Unwillen zu erregen.

Die Bescheidenheit ferner, womit sich die Theorie auf diese Zustände anwendet, ist ebenso bezeichnend für das damalige Deutschland, als herausfordernd für uns, die hellere Einsicht in der unsrer Bildung entsprechenden Beredtsamkeit geltend zu machen. Moser's zum Theil derbe Sprache verliert das Imponirende, wenn man von einzelnen kräftigen Gedanken absieht und seine politische Orthodoxie im großen Ganzen wahrnimmt. Ja, wenn Moser nur für die Wiederbelebung des alten Reichsverbandes das Wort genommen hätte, um eine nationale Centralisation zu erzielen und im Kaiser eine hohe, unparteiische Autorität zu haben, die den Völkerschaften gegen den kleinlichen Eigensinn der Fürsten zu Hilfe käme, so sähe man doch immerhin eine Annäherung an die nothwendigsten Ideen des Völkerlebens. Da aber Moser ohne das Alles lange Zeit der Einzige ist, der mit einem unabhängigen Urtheil auf der Warte seiner Zeit steht: wie unsicher und unentschieden müssen da erst die übrigen Staatsmänner und Universitätslehrer des öffentlichen Rechts in ihren Schneckenhäusern erscheinen, gegen die selbst Moser zu kämpfen

gerechte Ursache zu haben vermeint. Der Zunftgeist und die Gemeinheit der Professoren, welche, um es sich leicht zu machen, gelehrte Studien in Gedächtnißkram und Handwerk verwandeln und die freie Wissenschaft herabwürdigen zum Broderwerb, werden von ihm mit verdientem Tadel gezüchtigt; er klagt sie an, daß sie es seien, welche den moralischen Muth der Deutschen darniederhalten und ihre Vaterlandsliebe ersticken.

Von der Unbehilflichkeit und Schwäche der Zunft muß man Moser wenigstens freisprechen. Aber es fehlt ihm noch jeder Machiavellismus, indem er weder den schlauen Italiener selbst kennt, noch aus eigenem Witz einen Standpunkt außerhalb seiner unmittelbaren Umgebung gewonnen hat.

Deshalb hat die Ruhe und Sorglosigkeit dieses Publicisten in seinen politischen Principien nichts Erquickendes. Machiavell sowohl als die Aufzeichnungen eines nachgebornen Prinzen, die beide, so gut wie Moser, die Macht und Würde des Fürsten erhalten und befestigen wollen, finden in der klugen Behandlung des Volkes die hauptsächliche Stütze der Regierung; in der Opposition aber des Volkes oder seiner Sprecher gegen die Maßregeln der Regierung, den Stachel, die erworbenen Rechte des Monarchen mit Nachdruck zu schützen oder mit der größten Vorsicht zur Durchsetzung der eigenen Pläne und zu Veränderungen in der Verfassung zu schreiten. Bei Moser dagegen bleibt Alles unbedingt im status quo; nicht politische Rücksichten, sondern nur die allgemeine Moral soll die Regierungsweise bedingen. Die beiden Hauptaugenmerke Moser's sind die Menschenfreundlichkeit des Fürsten und die Ordnungsliebe der Minister. Die Menschenfreundlichkeit ist aber nach seinem eigenen Eingeständniß kaum anzutreffen und die Ordnung ist nur etwas Formelles, das an sich das wirkliche Glück eines Volkes noch keineswegs in sich schließt. — Ist der Fürst nicht wohlwollend, so ist das allerdings ein Fehler des

Herzens, dem nur von Seiten der Moral beizukommen ist. Sind die Versuche vergeblich, so macht sich Moser den Ausweg leicht, indem er voraussetzt, daß das Volk, selbst wenn der Fürst ein Tyrann ist, dennoch gehorche, dulde und trage. Die wahre Politik ist aber Angelegenheit des Kopfes und nicht des Herzens, und der weiterblickende Publicist ist darauf gefaßt, daß das Volk, wenn ihm der Druck zu schwer, das Befehlen von Oben zu eigenmächtig und willkürlich wird, nicht gehorcht, nicht duldet, nicht trägt. Von da an muß er dem Fürsten mit Gründen, nicht mit Vermahnungen beizukommen wissen, um eine bestimmte vernünftige Handlungsweise von ihm zu erzwingen. Erst durch Satz und Gegensatz entsteht die wahre politische Bewegung. Die Klugheit verlangt ihr Recht trotz jeder Gemüthsverfassung; und sie mag nun die Partei des Thrones ergreifen, oder die des Volks, so wird sie unter beständigem Unterhandeln so lange nach dem Zeitgemäßen und beiden Theilen Zusagenden suchen, bis sich die getheilten Ansprüche so weit versöhnen, daß sich das monarchisch-absolutistische Princip in das constitutionelle und endlich in das demokratische auflöst, wo dann der Kampf der Parteien aufs Neue die Bewegung erzeugt.

Mit Moser stehen wir aber noch dreißig Jahre vor der Revolution. Alles ruht noch in politischer Unschuld und Unwissenheit. Deshalb fanden die Verhandlungen der französischen Nationalversammlung unsere Landsleute so unreif für die Lehren eines vernünftigeren Staatsrechts. Denn es gehören bekanntlich bei uns mehr als dreißig Jahre dazu, eine Wahrheit einzusehen, und wiederum mehr als dreißig, sie zu verwirklichen.

Über Goldoni.

Von

E. Ruth.

Die Italiener reden von einem dreimaligen Wiederaufleben ihrer Poesie, im vierzehnten, sechzehnten und achtzehnten Jahrhundert, wobei sie unter die Begründer ihrer neuesten glänzenden Periode besonders Maffei, Metastasio, Goldoni und Alfieri rechnen. Dieses dreimalige Erheben der Poesie nach vorhergegangenem gänzlichem Sinken wäre allerdings merkwürdig, wenn die italienische Poesie sich aus innerer Kraft des Volkes naturgemäß entwickelt hätte. Aber das Aufblühen derselben bezeichnet im Gegentheil, das letzte ausgenommen, gleichsam eben so viele Epochen der Ermattung des Volkslebens und fand, gerade wie die römische Poesie, zur Zeit des Übergangs aus einem kräftigern Zustand in den schwächern Statt. Die Zeit, wo Dante sein Weltgericht schrieb, war die des Untergangs der Republiken durch die Übermacht und antinationale Politik der Hierarchie, die Zeit der Zersplitterung Italiens in eine Menge kleiner Tyrannenherrschaften. Ebenso läßt sich aus Boccaccio und dessen Nachfolgern in der Novelle bereits erkennen, wohin die von den Römern ererbte Schlaffheit in den Sitten und die orientalische Verweichlichung führen mußte: dahin nämlich, daß um 1500 aller nationale Sinn abgestorben, daß die Italiener gleichgiltige Zuschauer bei den Kriegen um ihre eigene Existenz, eine wechselnde Beute fremder Herren waren; daß die Kirche, trotz ihrer Erniedrigung durch sittenlose und habsüchtige Diener, jeden Versuch einer geistigen Erstarkung und Befreiung mit leichter Mühe unterdrücken konnte; daß Italien,

statt einen kräftigen, nach Außen Achtung gebietenden Bund zu bilden, durch eine argwöhnische Diplomatie und ein elendes Späherſyſtem in eine Menge feindlicher Staaten zerſpalten wurde, die ſich von der Kirche gegenſeitig aufhetzen ließen; daß das Staatsleben in einem elenden Hofleben unterging, daß jede bedeutendere Perſönlichkeit ihre eigne Einſicht, Überzeugung und Willen gegen eine magere Exiſtenz an einen weltlichen oder geiſtlichen verſchwenderiſchen Hof verkaufte; daß endlich Machiavell, der letzte kräftige und von wahrem Patriotismus beſeelte Bürger Italiens, als einzige Rettung ſeines Vaterlandes einen König von dem Schlage Cäſar Borgia's vorſchlug, bloß weil ein ſolcher Energie und Schlauheit genug beſaß, das Ganze zuſammenzuhalten, und Grauſamkeit genug, um das Volk durch die äußerſte Noth wieder zu einiger Kraftübung zu zwingen. Dies war aber gerade die Zeit des zweiten Aufblühens der italieniſchen Poeſie, und die Thätigkeit in derſelben entwickelte ſich in dem Maße, als das politiſche and ſtaatliche Leben ſank. Beides konnte aber nur deswegen neben einander beſtehen, weil die Poeſie aus dem letztern wenig Nahrung zog, und die Italiener in beiden Blütheepochen ihre Poeſie an fremder Kunſt und fremdem Leben aufgerichtet hatten: im vierzehnten Jahrhundert an Virgil (Dante und Petrarca) und den provenzaliſchen Liebesdichtern, ebenſo im ſechzehnten Jahrhundert theils an den mittelalterlichen Epen der Franzoſen, theils an den griechiſchen und römiſchen Dramatikern. In beiden Epochen, beſonders der letzteren, wurde das fremde Muſter mit großer Innigkeit erfaßt, mit erſtaunlicher Betriebſamkeit, mit Verſchwendung aller Kräfte bearbeitet. Aber nur die Form (und ſie freilich bis zur Erſchöpfung) wurde ausgebeutet: Geiſt und Seele blieb den Italienern fremd. — Dann wieder ſank die Nation, um ſich nach einiger Zeit aufs Neue an Fremdem aufzurichten.

Das fünfzehnte und siebzehnte Jahrhundert waren die der Erschöpfung, der Sammlung neuer geistiger Kräfte, der Vorbereitung und Entwicklung neuer Stufen. Leider erlaubte aber die Selbstsucht der Hierarchie weder eine politische und nationale, noch auch die rechte und freie geistige Entwicklung. Daher erscheint bei jeder neuen Erhebung immer wieder der alte Mangel, die frühere Schwäche, kein inneres frisches Leben, bei dem man Anfang und Fortbildung verfolgen könnte. So ging auch in den mit so erstaunlicher Vorliebe bearbeiteten französischen Nationalromanen und Ritterepen das Geschichtliche in den italienischen Nachbildungen ganz verloren, ja die enthusiastische Aufnahme dieser ganz fremdartigen Gedichte in Italien müßte uns geradezu räthselhaft sein, wenn nicht die darin herrschende Idee einer gegen das Heidenthum kämpfenden und über dasselbe triumphirenden christlichen Kirche hier die Vermittlung gemacht und den allgemein giltigen Hauptstoff dazu gegeben hätte. Doch waren in Italien von jeher Religion und Kirche oder gar Hierarchie völlig mit einander vertauscht worden; das religiöse Gefühl und somit die eigentliche Volkskraft ging größtentheils in den fesselnden Formen der letztern unter. Dies erklärt manche Eigenheiten der italienischen Poesie. Denn was hierin das sechzehnte Jahrhundert Großes und Nationales geleistet hat, verdankt es doch meistens der geistigen Aufregung, dem Entgegenkämpfen gegen die Hierarchie, dem Ringen nach einem freiern Zustande und der Theilhaftigkeit an den von andern Nationen gewonnenen geistigen Gütern.

Im achtzehnten Jahrhundert fand nun die dritte Kunsterhebung Statt. Man bemerkt aber bei dieser ein leises Hinneigen zum Nationalen, ein Verwerfen alles Fremdartigen, das von Anfang dieser Periode an immer genährt wird und immer stärker hervortritt. Dieses Geltendmachen des

Nationalen beruhte freilich lange Zeit auf einer Überschätzung des Eigenen, einer falschen Ansicht der alten Muster und einem Verläugnen der neuen Lehrer; aber durch seinen stetigen Fortgang kann es bei der langsamen Kräftigung und Befreiung der äußern Verhältnisse in Zukunft doch noch zu einem schönen Ziele in der Kunst führen. In dieser nationalen Erhebung hat Scipione Maffei von Verona mit Lehre und Beispiel den Anfang gemacht, indem er nicht nur die, zum Theil mit Recht, fast vergessenen Tragödien des sechzehnten Jahrhunderts sammelte und empfahl, sondern auch seine Merope allen Nachahmern der Franzosen siegreich entgegenstellte. Sein Eifer war nicht vergebens; die spätern Tragiker gingen noch weiter, sie wählten ihre Stoffe mit Vorliebe aus der eignen Volksgeschichte, ja seit Maffei's Tod ist nicht leicht ein italienischer Dichter, mag er Dramatiker, Epiker, Lyriker oder Satyriker sein, der seine Blicke nicht vorzugsweise auf die äußern und innern Verhältnisse seines Vaterlandes richtete.

Wir können dies hier im Allgemeinen nicht weiter verfolgen, vielmehr beschränken wir uns auf die Bildung der neuen Komödie durch Goldoni, die unter ganz andern Umständen vor sich ging, als die im sechzehnten Jahrhundert. Dieses letztere war ein geistig revolutionäres Zeitalter. Die allgemeine religiöse Gährung, das Verlangen nach vernünftigerer Verwendung der geistigen Fähigkeiten, der Unmuth über den Verfall der Kirche, die Verachtung gegen die meist verdorbenen Priester war in Italien längst verbreitet, und während am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die politische Schwäche des Volkes vollendet war, dieses fast alles Politische von sich wies und fast ganz in das Gebiet des Geistigen flüchtete, hätten schon mehre Dichter und Philosophen, besonders in der Umgebung des großen Mediceers, Reformatoren ihres Volks werden können, wenn nicht in Italien

gleich auch alles Geistige nur in dem Gebiete der Kunst festgehalten und nur durch sie vermittelt würde: worüber die eigentliche Wirkung denn nur allzuoft verloren geht. Leo's X. Nachfolger strebten dahin, daß der politischen Schwäche auch die geistige folge, und zwar mit solcher Strenge und Betriebsamkeit, daß durch sie zum Theil der arme Tasso unterging. — Aber vor seiner Einkerkerung gab sich der Geist noch einmal aller Freiheit hin, die ihm übrig war. In Satire und sinnlicher Üppigkeit herrscht in diesem Jahrhundert eine gleiche erstaunliche Zügellosigkeit. Durch diese erhielt denn auch die Komödie dieser Zeit einen Schein von Kraft und Leben; aber kaum Einer der Komödiendichter, Macchiavell, hatte wirkliche Kraft.

Schon am Ende des sechzehnten Jahrhunderts trat mit der vollständigen Unterjochung des Geistes die vollständige Schwäche der Poesie ein. Wenn seitdem Italien lange Jahre hindurch sich in einem höchst traurigen Zustande befand, so klagt es mit Unrecht die fremden Eroberer an. Man nennt gewöhnlich die Franzosen, Spanier, Österreicher als die Urheber alles Unglücks in Italien; ja in der neuesten Zeit beschäftigen sich noch viele Projectmacher mit einer Entschädigung Österreichs in andern Ländern, sogar in der Türkei, damit es Italien räumen könne. Die Wurzel des Übels in ihrem eigenen Innern zu suchen, fällt ihnen nicht ein. Der knechtische Sinn, den die lange Priesterherrschaft beigebracht hat; das weichliche arbeitscheue Leben, dem die Männer ergeben sind; das unwürdige Verhältniß, dem sie sich gegenüber den Frauen unterwerfen, denen sie in allen Launen dienen müssen; die Zerrüttung der Familien durch das schändliche Institut der Cicisbei; die verwahrloste Erziehung, die eine immer elendere Generation hervorbringen muß; die Leerheit des Geistes, in welcher beide Geschlechter sich gefallen, und die

auch durch die überladenen kirchlichen Ceremonien genährt wird; endlich die Sucht nach Zerstreuungen, Glanz und Schein, der Egoismus, der nur die Vaterstadt für Italien anerkennt, die traurige Klostererziehung der Töchter, das Mästen so vieler fauler Mönche: das sind Übel, welche die Italiener keinem Eroberer Schuld geben können, die aber bis auf die Wurzel, und zwar nur durch die Italiener selbst, ausgerottet werden müssen, ehe das Volk erzielt wird, das der Freiheit, welche Alle wünschen, für die aber Keiner das rechte Mittel ergreifen will, gewachsen sei. — Alle diese Übel treten uns auch in den Komödien Goldoni's entgegen; er ist wichtiger für die Sittengeschichte seiner Zeit, als für den Literarhistoriker; denn das haben ihm selbst die Italiener nachgesagt, daß er ihr häusliches Leben mit einer Treue, wie kein Anderer, geschildert hat.

Die Sitten waren im Allgemeinen im achtzehnten Jahrhundert nicht besser, als im sechzehnten, aber (fast möchte man sagen leider) auch nicht schlechter. Denn nur aus Schwäche war das Volk über den Zuständen früherer Zeiten eingeschlafen; weil für die frühere Zügellosigkeit die Kraft nicht mehr ausreichte, bemäntelte man sie mit dem Schein und dem Anstand. Den Unterschied in dieser Hinsicht wird man leicht herausfinden, wenn man Casti's galante Novellen mit den Schriften des Aretiners vergleicht. Die erstern sind äußerst schwache Producte, nur darauf angelegt, ein gedankenloses Publicum zu kitzeln, aber dabei weit unzüchtiger als die Schriften des Aretiners, der mit seiner Zunge Kaiser und Könige erschreckte. Sismondi, der seine Landsleute gut kannte, macht an irgend einer Stelle folgende Bemerkung über das achtzehnte Jahrhundert: »Die Sitten waren der Verderbtheit der Mode mehr als der der Leidenschaften gewichen. Eine allgemeine Frivolität schloß jeden Gedanken, jede Wärme der Unterhaltung aus. Eine beständige Gewohnheit

des Müssiggangs verflachte den Geist und nahm ihm selbst das Vermögen, sich zu beschäftigen. Der Gebrauch der Cicisbei, den Gedanken nicht weniger als den Sitten gefährlich, ließ nicht einmal diejenigen, die aus der Faulheit eine Profession machten, Herren über ihre Zeit sein, und gab dem, dessen Leben ohne Zweck war, für jede Stunde Pflichten. Man war gewohnt, jede neue Idee zum Leben, zum Handeln, selbst zum Sprechen zu entbehren. Der Mangel jeder Laufbahn, die Unmöglichkeit, irgend ein Studium zu einem Zweck anzuwenden, hatte jeden Sporn in der Erziehung zerstört. Die glänzenden Universitäten sorgten nur noch fürs Brod; wer nicht Priester, Arzt oder Advocat werden wollte, studirte nicht oder verlor seine Zeit. Die Schulen waren schlecht, die bessern früherer Zeit geschlossen, man lernte in den Klosterschulen nur den Geist unterdrücken, die Vernunft unterwerfen, den Willen schwächen, schweigen, heucheln, fürchten und gehorchen. Die Nation war todt auf alle Art, und nur in den untersten Ständen, auf welche die Gesellschaft und Erziehung keinen Einfluß hat, finden sich noch Spuren der alten glänzenden Eigenschaften.«

Dieser Zustand hatte natürlich auf die Poesie um 1700 und später den größten Einfluß. Die Satire war im sechzehnten Jahrhundert ein bedeutendes Gegengewicht gegen die Sinnlichkeit. Ihre Geißel, die gegen alle Stände ohne Scheu und Zügel und mit Kraft geschwungen wurde, rüttelte mächtig auf, und verhinderte eine Zeit lang das Versinken. Die Satire war das freilich nicht immer passende Mittel zu überzeugen und zu bessern. Unter ihrem Gewande finden sich vortreffliche Sätze über Religion, Literatur und äußeres Leben, sowohl bei den Epikern, als bei den Lustspieldichtern. Nur hätte sie nicht die letzte Hand anlegen, vielmehr nur anregen und aufwühlen, die Vollendung des Werkes aber einem ernstern

Sinne überlassen sollen. Dieser hätte sich auch ohne Zweifel gefunden, wenn die Italiener ihre Reformation, wie andere Nationen, hätten zu Ende bringen können. Die geistige Regung wurde aber im Keime erstickt, die Kirche wußte ihre strenge Forderung blinden Glaubens, duldenden Gehorsams mit Feuer und Schwert durchzusetzen, und damit war jede Kraft gebrochen. Die Satire wurde zahm und vorsichtig, oder verstummte ganz, oder hielt sich in den erlaubten Schranken unbedeutender kleinlicher Verhältnisse, oder endlich machte der Ironie, dieser eigentlichen Waffe der Schwäche, Platz. Die Sinnlichkeit und Üppigkeit, die nun keinen Zaum und kein Gegengewicht mehr kannte, wucherte dagegen fort, schläferte den Geist immer mehr ein, machte den Gesichtskreis immer enger, die Productionskraft immer geringer. Wenn sie sich je in das Gebiet der Phantasie erhob, so erzeugte sie das Lyrische und Sentimentale; später kam noch der gute Wille dazu, bei der allgemeinen Leerheit die Moral wieder in Ansehen zu bringen, und dadurch entstand gar das Weinerliche und die Kunst der Rührung, welche auch Goldoni so oft in Anwendung gebracht hat. Höher konnte sich bei solcher Verfassung der Geist nicht erheben und aus solchen Fesseln nicht befreien. Marini ging mit all seinem Talent in der Lyrik und Sinnlichkeit unter; das Trauerspiel litt im siebzehnten Jahrhundert mehr als im sechzehnten an der Lyrik und Sentimentalität, wodurch der geschwächte Geist in Rhetorik verfiel, und aus diesen drei Übeln hat es sich bis auf den heutigen Tag noch nicht losmachen können, wie man an den Werken der gefeiertsten jetzigen Tragiker sehen kann, besonders an dem letzten, durch Nebenbeziehungen und gute Freunde in Deutschland berühmt gewordenen Trauerspiele Niccolini's. Die Oper dagegen gewann eine unumschränkte Macht, und setzte sich in den ausschließlichen Besitz der Theater. Die eigentliche lyrische

Poesie dagegen zeigte ihre Macht in einer unwiderstehlichen Fluth von Sonetten, in denen leeres Wortgeklingel, nicht kühne, sondern unverschämte Metaphern und übertriebene Sentimentalität um die Wette den Leser ermüden. Eine Zeit lang war sie auch im Dienst der Kirche und der Königin Christine von Schweden, und brachte da wunderliche, aber rechtgläubige Reime hervor.

Dies war keine günstige Verfassung für die dramatische Literatur, weshalb diese auch im siebzehnten Jahrhundert unter allen Zweigen der Poesie am Meisten in Verfall gekommen war. Die dritte Erhebung hätte bei solchen Vorgängen und solcher Schwäche im höchsten Grad verwundern müssen, wenn sie mit eignen Mitteln und nicht vielmehr wieder durch Fremde bewerkstelligt worden wäre. Diesmal waren es die Franzosen, welche, nach damaliger Meinung, die klassische Zeit ihrer Literatur erreicht hatten, und ihre Nachbarn noch mehr durch ihre Kritiken als durch ihr Beispiel anspornten. Diese strengen Kritiken, durch welche die bessern italienischen Literatoren sich geärgert fühlten, hatten aber gerade das Gute, daß sie das Nationalgefühl erweckten, welches seitdem, wie wir oben bemerkten, immer wach geblieben ist und in Zukunft einmal, bei einem tüchtigen vergleichenden Studium fremder Literaturen und Zustände, auf den richtigen Weg führen kann. — In der ersten Betroffenheit warf man sich auf Nachahmungen, die freilich die dramatische Poesie, besonders bei dem geringen Talent eines Martelli und Faggiuoli, nicht fördern konnten. Sogar der traurige Alexandriner wurde in dem Martellianer verschlechtert. Scipione Maffei brachte zuerst den nationalen Sinn in Schwung, er verwies dem Auslande gegenüber auf die italienische Literatur des sechzehnten Jahrhunderts, brachte das alte Drama in Erinnerung, gab in seiner Kritik der Corneille'schen Rodogune den Franzosen ihren Tadel reichlich zurück, führte wieder auf

die ästhetischen Gesetze der Griechen, endlich als Muster schrieb er seine Merope, die seit 1713 unzählige Male aufgeführt und gedruckt worden ist, und in der Geschichte des Theaters eigentliche Epoche macht.

Venedig wurde durch Zusammenwirkung politischer und socialer Ursachen die Wiege der neuern Komödie. Der Luxus, das üppige und träge Leben, die Vergnügungssucht der Nobili waren aufs Höchste gestiegen, während die Republik ihre Ohnmacht und ihren Verfall durch eine vorsichtig vermittelnde Politik und lange Neutralität verbarg. Dieselbe Politik wurde auch im Innern befolgt. Ein furchtsamer Geist, ein starres Festhalten an den alten Formen, den alten Privilegien der vornehmen Klassen drückte auf den ganzen Staat; die Wissenschaften wurden scheinbar begünstigt, aber auf der Universität jedes Umsichgreifen neuer Ideen, wie im bürgerlichen Leben jede Neuerung, ängstlich vermieden. Das Volk endlich mußte durch Vergnügungen eingeschläfert werden; die Schaulust ist allen Italienern eigen, und so war Venedig seit langer Zeit durch die Menge und den Glanz seiner Theater bekannt.

Hier war aber auch das Lustspiel gänzlich verfallen, und nur die Kunstkomödie erhielt sich noch neben der Oper und dem Ballet. Der allgemeine Charakter derselben, die Intriguen und Späße, womit man das Publikum belustigte, zeigten aber sehr deutlich auch ihre Schwäche. Die allgemeine Satire auf ganze Stände und fremde Eindringlinge, wie die Spanier, den bolognesischen Doktor ꝛc., war nicht mehr an der Zeit, indem der Gegenstand derselben, die Umstände und Verhältnisse im Laufe zweier Jahrhunderte durchaus verändert, die Beziehungen weggefallen waren. Es ist überhaupt unmöglich, daß eine Satire auf Localumstände und Zeitereignisse sich eine so lange Zeit hindurch frisch erhalten könne,

zumal auf dem Theater. Es gab freilich noch Vorrechte genug, auch drückte noch immer eine Fremdherrschaft auf Italien. Aber weder diese noch jene wurden durch die Satire des römischen Gelsomino oder des Pantalone oder des spanischen Renommisten mehr getroffen. Dabei durfte sich die Satire nicht einmal frei äußern; sie zog sich vor der Inquisition hinter die schwache und vorsichtige Ironie zurück, die in leisen Anspielungen die Wunden des öffentlichen und häuslichen Lebens wie zufällig zeigte, und das Blut der bessern Italiener zum Kochen brachte, während der Haufe sich an der Überlistung des Pantalone oder der feigen Prahlerei des Spavento ergötzte. Dies zu bezwecken, nahm man seine Zuflucht zu Übertreibungen in tollen Späßen, zu Verzerrungen in den Charakteren: wobei sowohl die Kunst der Intrigue als der letzte Rest von Poesie gänzlich verloren gingen. Die Späße mußten unschuldig sein und geriethen darüber in die äußerste Flachheit und Gemeinheit. Goldoni hat in seiner Pamela einige solche Späße angeführt, in denen der Arlecchino glänzt: statt padrone sagt er poltrone, dolore statt dottore, cappello verwandelt er in campanello und lettera in lettiera. Dabei redet er immer vom Essen, macht den Unverschämten gegen alle Frauen, prügelt seinen Herrn, verwandelt sich, um diesen zu betrügen, in mancherlei Figuren ꝛc. Daß bei solchen Umständen die Kunstkomödie allein noch der Oper Stand halten konnte, zeigt am deutlichsten den Verfall des Theaters. —

Der Abbate Chiari, Hofpoet in Modena, und einige Zeit Nebenbuhler des Goldoni, von welchem er aber besiegt wurde, arbeitete in dieser Zeit für ein Theater in Venedig, und schrieb ungefähr zwölf Bände voll Komödien. Er war stolz darauf, seine Stücke in Versen geschrieben zu haben,

besonders in dem elenden Martellianischen Alexandriner, und hielt sich für den eigentlichen Wiederhersteller, ja für den Gründer einer neuen Epoche der Komödie. Seine ganz unausstehlichen Lustspiele, voll seichter Moral, einfältiger Späße und ganz leeren Geschwätzes, in den widrigen klappernden Versen vorgetragen, fanden dennoch ein so geschmackloses Publikum, daß sie und ihr Verfasser eine Zeit lang berühmt waren, und Chiari sich durch eine ziemlich starke Partei zehn Jahre lang neben Goldoni behaupten konnte.

Dies war der Zustand des Theaters in Italien, als Goldoni seine Wirksamkeit anfing. Die elenden Vorgänger, die er bekämpfte und verdrängte, die Barbarei und Geschmacklosigkeit, aus der er das Theater und das Publikum rettete, können wohl den Enthusiasmus entschuldigen, mit welchem noch immer viele Literatoren und fast alle Italiener von seinen Leistungen reden. Hat ja selbst Voltaire, der freilich in dramatischen Dingen kein sicherer Kritiker ist, aber doch den Moliere vor Augen hatte, Lobgedichte auf Goldoni verfaßt und ihm die schmeichelhaftesten Briefe geschrieben, unter Anderm auch behauptet, seine Lustspiele sollten, wie das große Epos Trissino's, das von den Gothen befreite Italien genannt werden. Auf ihren Komödienzetteln nennen ihn die Italiener noch immer ihren unsterblichen Goldoni, in den Literaturwerken liest man, daß er die dramatische Kunst zu ihrer höchsten Ausbildung gebracht habe, und sehr oft wird er der italienische Moliere genannt. Diese Übertreibungen beweisen, daß die Italiener doch noch nicht so ganz von dem Geschmack der Gothen im Lustspiel befreit sind. Man kann Goldoni durchaus nicht alles Verdienst absprechen: und wenn er auch nach dem Maß seines Talentes und der Oberflächlichkeit seiner Arbeiten nicht als ein in der Literaturgeschichte Epoche machender Dichter betrachtet werden kann, so hat er doch in seinem Vaterlande

den Weg, auf dem das Theater seinem Untergange entgegenging, abgeschnitten. Seine Reform bestand hauptsächlich darin, daß er die Farsen mit ordentlichen Komödien ersetzte, daß er das Improvisiren abschaffte und verlangte, daß die Schauspieler seine Stücke so hersagten, wie er sie geschrieben, und daß er die Masken des alten Theaters entfernte. Wenn man das sechzehnte Jahrhundert kennt, so erscheint diese Reform gering und nicht geeignet, eine Epoche in der Geschichte zu bezeichnen. Aber sie war zu seiner Zeit nicht nur sehr wohlthätig, sondern er hatte damit auch sehr viele Schwierigkeiten zu überwinden. Die Kunstkomödie ließ sich nur sehr schwer verdrängen; Goldoni, der am Meisten dagegen arbeiten wollte, näherte sich ihr mehr als alle seine Vorgänger. Fast in der Hälfte seiner Komödien finden sich noch die improvisirenden Masken, mit dem unveränderten Charakter, den sie seit Jahrhunderten erhalten haben, und nur so lange er persönlich mitwirkte und die Schauspieler beaufsichtigte, hielt er diese vom Improvisiren ab. Was ihm seine Reform in Venedig erleichterte, war sein Streit mit dem Abbate Chiari, der bisher das Feld allein besessen hatte und seinen Ruhm gegen den Emporkömmling mit allen Kräften vertheidigte. Der Streit wurde auf dem Theater geführt, das jeder ausschließlich für sich hatte; beide Gegner suchten sich durch Neckereien und Anspielungen die Herrschaft zu entreißen. Ihr relatives Verdienst ward daher Parteisache, was beiden nützte. Denn wenn Chiari durch seine Partei noch lange seinen schädlichen Einfluß ausübte, so wäre Goldoni ohne die seinige nicht so schnell gestiegen und in Italien und selbst im Ausland bekannt geworden. Aber im Kampf gegen den äußerst schwachen Gegner mußte er siegen. Viele Städte hingen jedoch noch sehr fest an dem alten System, und ließen sich ihre improvisirten Stücke und die platten Späße nur ungern

entreißen. Besonders war Bologna sehr unwillig über die Reform, und beklagte sich sogar, daß ein Italiener so wenig Patriotismus habe, die nationale Komödie abschaffen zu wollen. Daß Goldoni nach und nach alle diese Schwierigkeiten überwand und der guten Komödie, wenn er auch nicht die Kraft hatte, sie selbst einzuführen, wenigstens das Feld säuberte, den Geschmack vorbereitete und die äußern Bedingungen ihrer Möglichkeit anbahnte, darin besteht sein Hauptverdienst und das ist die Epoche, die er machte. Bei dieser Arbeit kam ihm besonders seine erstaunliche Fruchtbarkeit und Leichtigkeit in Erfindung des Plans und der Ausführung zu Statten. Er konnte im Nothfall in fünf Tagen eine fünfaktige Komödie in Versen zu Stande bringen; für eine einzige Theatersaison (1750) lieferte er sechzehn Stücke. In Allem hat er hundertfünfzig Komödien hinterlassen. Durch diese ungemeine Fruchtbarkeit ermüdete er zuletzt die Kritiker, die Satiren und Parodien gegen seine Arbeiten konnten nicht gleichen Schritt halten mit seinen Productionen, es entstand endlich eine gewisse Gewohnheit, die zur Mode wurde, überall Goldoni'sche Stücke zu sehen und zu loben. So, was er durch Güte, Reinheit und Poesie seiner Lustspiele nicht bewirkte, das erreichte jedenfalls die unwiderstehliche Masse seiner Produkte.

Wenn wir nun Goldoni an sich als Lustspieldichter betrachten, so scheint uns aus seinen frühern Arbeiten hervorzugehen, daß der Beruf zur Komödie in ihm nicht so ausgemacht war, als er in einem Reformator sein sollte. Man führt gewöhnlich als ein Wunder an, daß er schon im achten Jahr eine Komödie zusammenschrieb. Wir sehen hievon ab und bringen die Eitelkeit und Liebe der Ältern, besonders der Großältern in Rechnung. Aber wennschon Goldoni allerdings immer eine große Neigung zu theatralischen Darstellungen hatte, die durch die Art der Vergnügungen in seiner Familie

sehr genährt, vielleicht auch erst geweckt wurde, so hat es Anfangs doch ziemlich lange gewährt, ehe er Komödien gedichtet. Zuerst schrieb er eine Oper Amalasunta, die er aber, da sie nicht in Musik gesetzt werden konnte, verbrannte; dann eine kleine Oper Il Gondolier veneziano, welche, obschon von geringem Werthe, in Mailand mit großem Beifall aufgeführt wurde. Dies war eine komische Oper gewesen; nun aber wandte sich Goldoni gleich zum Trauerspiel und schrieb seinen Belisario, den er selbst später für so fehlerhaft hielt, daß er ihn in die Sammlung seiner Dramen nicht aufnehmen wollte, der aber dennoch in Venedig mit rauschendem Beifall monatelang gespielt wurde; und bald darauf noch ein anderes Trauerspiel Rosimonda, das aber gar keinen Erfolg hatte. Nach einiger Unterbrechung war seine erste Arbeit für das Theater eine Tragikomödie, Rinaldo di Montalbano, und ein Trauerspiel, Enrico re de Sicilia, welche beide nicht gefielen. Er verband sich darauf mit dem ausgezeichneten Arlecchin Sacchi, und schrieb für ihn mehrere Scenarj für improvisirte Spiele, bis er endlich, wie dies von den Italienern gewöhnlich dargestellt wird, »den lange von ihm ersehnten Augenblick gekommen sah, wo er an die Reform der Komödie, die ihm den ganzen Tag durch den Kopf ging, Hand anlegen konnte.« Und alle diese Trauerspiele und Opern schrieb er, nachdem er die Mandagora Machiavelli's und die Werke Moliere's aufs Eifrigste studirt hatte und den letztern für den besten unter allen alten und neuern Lustspieldichtern hielt. —

Man kann nicht ärger fehlen, als es die Italiener gethan haben, indem sie ihren fingerfertigen Goldoni einen italienischen Moliere nannten. Beide kommen allerdings darin überein, daß sie nicht die höhere Dichterweihe besaßen, die sich an dem Ideal über die gemeine Wirklichkeit erhebt und niedere Stoffe adelt. Sie fielen beide in das alltägliche Leben,

das erbärmliche Treiben der Convenienz herab, und ließen die Stoffe, die sie da fanden, in ihrer empirischen leeren Oberflächlichkeit, ohne ihnen einen höhern Bezug zu der idealen unendlichen Menschennatur im Großen und Ganzen zu geben, zu der sie den Kanon eben nicht in sich trugen. Aber dennoch welch ungeheurer Abstand zwischen beiden! Sie lebten beide in einer Gesellschaft, welche in sittlicher Hinsicht gleich wenig taugte. Aber vor Molieres Blick öffnete sich die großartige Gesellschaft eines reichen und üppigen Hofes, in dem der ganze Staat aufging, und die Bevölkerung einer ungeheuren Hauptstadt, die alles Bedeutende eines großen Landes in sich vereinigte. Wenn er daher das Treiben dieser Gesellschaft auch nur äußerlich auffaßte und wiedergab, so gaben die großartigen Verhältnisse und der hohe Standpunkt, in dem er dies Convenienzleben betrachtete, seinen Schilderungen dennoch eine Höhe und Allgemeinheit, die leicht an den Schein einer ächt poetischen Auffassung der allgemeinen Menschennatur streifen konnte. Der italienische Moliere hatte nichts weniger als diesen Vortheil. Er lebte nicht nur in den kleinlichen Verhältnissen eines kaufmännischen Staates, der Handel und Leben längst schon verloren und durch die Schrecken der Inquisition im Innern, sowie durch furchtsame Vorsicht und Verstellung nach Außen seine starre Form seit hundert Jahren erhalten hatte: sondern auch vor seinen Augen war nur eine Gesellschaft von Aristokraten und Unterdrückten, in welcher Gemeinheit der Gesinnung, schlechte Sitten, die äußerste Leerheit und Flachheit durch die Convenienz geadelt und zur zweiten Natur geworden waren. Wenn solche äußere Unterschiede allerdings auf wahre Poesie nicht nothwendigen Einfluß haben, so war in Venedig und den andern kleinen Gebieten die äußere Form und die schlechte Schale so hart und dick geworden, daß die wahre, freie Natur nicht mehr durch-

dringen konnte. Die kleinliche, erbärmliche Zeit und die engherzigen, selbst sittenlosen Zustände der Gesellschaft, in denen sich das Volk so behaglich fühlte, waren nicht geeignet, einen ächten Dichter hervorzubringen, ja nicht einmal das Studium des Machiavelli gab dem Goldoni eine Ahnung von wahrer kräftiger Natur und ideeller Auffassung des Menschen. Er hält sich rein an die flache Mittelmäßigkeit, schöpft kaum von der dünnsten Oberfläche einer seichten Natur ab, und wendet sein Talent und seine Leichtigkeit nur dazu an, den Trieb einer gedankenlosen Masse nach einer leichten Beschäftigung zu befriedigen. Welcher Unterschied ist zwischen dem Moliere'schen Geizhals und dem Goldoni'schen! In der Schilderung dieses Charakters treten die beiderseitigen socialen Verhältnisse sehr deutlich hervor. Wie viel großartiger sind diese Verhältnisse, wie viel weiter die Ansichten in dem französischen Harpagon als in dem Goldoni'schen! Harpagon ist ein Kaufmann und Wucherer, der in der großen Welt lebt und also wegen des Credits ein Haus machen muß, er hat Bediente, Köche, Kutscher, Alles natürlich im elendesten Zustand. Goldoni hat in seinem Vero Amico einen Geizhals angebracht, für den er noch manche neue Züge fand; aber dieser treibt sich mit seiner Leidenschaft fast nur im Kleinlichen, Schmutzigen herum, und erweckt dadurch kaum Interesse. Er hat unter Anderm eine Art von Ring, der als Maß für die Größe der auf dem Markt gekauften Eier dient; die Eier, welche durch den Ring gehen, sind zu klein, und der Diener muß sie wieder auf den Markt zurückbringen. In dem Geloso avaro aber ist die Hauptperson die alte Maske des Venetianischen Kaufmanns Pantalone. Er gleicht seiner Republik, indem er großentheils auf seinen frühern Gewinnsten ruht, die er sorgfältig verbirgt, und höchstens noch kleine Wuchergeschäfte treibt. Beide, Harpagon und Pantalone,

leihen auf Pfänder. Aber wie viel komischer ist die große Anleihe des Pariser Geizhalses, die er, ohne es zu wissen, mit seinem eignen Sohn negociirt, und wie geschickt ist dieser Handel in die ganze Intrigue verflochten: während in dem italienischen Stück die Scene des Verleihens gegen Pfänder nur von Außen ohne alle Verbindung angehängt ist, um auch diesen Zug des Geizes anzubringen. Herr Pantalone ist geizig und eifersüchtig zugleich, zwei Eigenschaften, die für zwei Komödien ausgereicht hätten; in einer Seele zugleich bringt ihre Vereinigung manche Unwahrscheinlichkeiten hervor: wenn die Eifersucht entflammt ist, hört die Geldgier auf und umgekehrt. Er tobt mit seiner Frau gegen den Liebhaber und hütet sie mit Argusaugen; als aber der Verführer kommt und ihr ein Geschenk bringen will, führt er ihn selbst zu ihr und zwingt sie, es anzunehmen. Überhaupt hat Goldoni nicht wie Moliere den Tact gehabt, seinen Geizigen als Witwer aufzuführen, wodurch das ganze herzzerreißende Schauspiel einer unglücklichen, gequälten, aber sehr tugendhaften Frau gespart worden wäre. Dem Pariser Harpagon hat in einem unbewachten Augenblick die Liebe zu einem jungen Frauenzimmer noch einmal das Herz entzündet, er ist der Nebenbuhler seines eignen Sohnes, was der ganzen Intrigue eine große Lebhaftigkeit und Spannung giebt: während Herr Pantalone bloß seine Frau und sein Geld hütet, und in dem italienischen Stück weiter keine Intrigue vorkommt, als die in dem sittenlosen Cicisbeat ihren Grund hat. Um ihr, da sie voraussichtlich doch nicht zu Stande kommt, einiges Leben zu geben, muß der vermeintliche Cicisbeo als ganz unsinnig verliebt dargestellt werden. So schwach endlich in Moliere's Stück die Lösung des Knotens herbeigeführt ist, so hat er doch die schändliche Race der Geizhälse zu gut gekannt, als daß er seinen Harpagon dieses Laster am Ende ablegen ließe.

Goldoni dagegen, der immer sehr an die Erbauung der Zuschauer denkt, hat sich in seinem Stück die Aufgabe gesetzt, Herrn Pantalone von beiden Eigenschaften zu heilen. Auf die Art freilich, wie er die Aufgabe vollendet, war sie leicht. Herr Pantalone soll seine Frau, die ihr Vater nicht mehr in diesem Kerker lassen will, und die Mitgift dazu verlieren; daher verliert er lieber seine Eifersucht, und erlaubt, während er bei seinem Geldkasten bleibt, daß seine Frau mit den andern Herrn aus dem Zimmer gehe. Darauf hält er folgenden erbaulichen Monolog: »Ich war von zwei Leidenschaften bekämpft, der Eifersucht und der Liebe zum Gold. Die verfluchte Eifersucht ist mir vergangen, aber die Goldliebe wächst. Ich habe die Eifersucht durch Enttäuschung besiegt, wer kann mir aber beweisen, daß das Gold nicht anbetungswürdig sei? Ja, ich werde es ewig lieben. Ewig? Ach nein, ich muß es ja verlassen, wenn ich sterbe. Sterben? mein Gold und Silber verlassen? Ja, ich muß es verlassen. Theurer Geldkasten, der mir so viel Schweiß und Sorgen gekostet hat, wenn ich dich verlassen muß, welchen Genuß habe ich von dir? welchen Gewinn hast du mir gebracht? Reue, Kummer und Verzweiflung. Du hast mich um meinen Ruf gebracht und wirst mich um Leben und meine Hoffnung bringen. Und ich soll dich lieben und dich verehren? Was hast du denn Schönes? Welcher Zauber ist in dir, der das Volk verblendet? Laß mich doch sehen. Ja, du bist schön und glänzend. Aber wenn ich sterbe, wirst du mir zur Last und Qual sein. Verfluchtes Gold, geh zum Henker! Ich will dich verlassen, ehe du mich verlässest. Geh hin, schändliche Frucht meiner Tyranneien.« Und nach diesem Dialog ist Pantalone plötzlich nicht mehr geizig. Dies ist eben so unnatürlich als unpoetisch. In den Goldoni'schen Stücken herrscht überhaupt die trivialste Prosa, die nur durch den

glatten und raschen Dialog, durch die Gewandtheit im Technischen einen künstlerischen Anstrich erhält. So oft er sich ins Poetische erheben will (was überdies immer nur äußerlich geschieht, indem bei ihm niemals ein kühner Griff in die Fülle der Menschennatur zu bemerken ist), so zeigt sich seine wahre Schwäche, wie bei den meisten Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts; er ergeht sich entweder in leerem Wortschwall und schwächlichen Übertreibungen, oder er fällt ins Sentimentale. Ohne die poetische Auffassung der Menschennatur ist natürlich auch keine komische Kraft zu denken. Was sich in Goldoni's Stücken Komisches findet, hat er unstreitig größtentheils den Kunstkomödien abgesehen. Es ergiebt sich gewöhnlich zufällig aus dem einfältigen Betragen einiger seiner Figuren oder aus der Schlauheit und Betrügerei anderer, und man muß den wenigen Witz aus dem unendlichen leeren Geschwätz mühsam zusammensuchen.

Wir haben früher gesagt, daß die Satire in den Lustspielen äußerst schwach geworden sei, seitdem die Kirche am Ende des sechzehnten Jahrhunderts wieder zur vollkommenen Ausübung ihrer tyrannischen Herrschaft in Italien gelangt war. So lange das Wort frei war, waren auch seit Boccaccio's Novellen fast ausschließlich die Geistlichen mit ihrem dem Geist einer wahren Kirche schroff entgegenstehenden Betragen die Zielscheibe des Spottes gewesen. Besonders beschäftigte sich die bessere Charakterkomödie mit ihnen, während die Kunstkomödie mehr den kleinen satirischen Krieg der Eifersucht einzelner Städte oder hervorragender Stände gegen einander führte. Der letztere mußte den Ansichten der Zeit weichen; die Satire aber, zu der sonst das Volk so geneigt ist, mußte verstummen. Es ist für den, der die italienische Geschichte seit Gregor VII. und Innocenz verfolgt, wohl keine Frage, daß die despotische Haltung der Hierarchie, deren

Einrichtungen so genau mit dem ganzen Volksleben verwuchsen, den größten Einfluß auf die politische und sociale Entwicklung der Italiener gehabt hat. Man darf wohl sagen, daß diese letztern den Zustand der Schwäche, Leerheit, des Geistesmangels und Überdrusses, worin sie sich nach dem siebzehnten Jahrhundert befanden, fast lediglich den hierarchischen Institutionen, die alles geistige Leben umstricken, sowie der Thätigkeit der unzähligen Orden verdanken, und daß alle Versuche der Befreiung aus diesem elenden Zustande, einer geistigen Erhebung und Kräftigung des Charakters, eines freien Gebrauches der Vernunft, wieder an diesem mit der Natur verwachsenen Kirchen- und Mönchsgeist scheitern, der ihnen bei jeder Bewegung vor die Augen und in den Weg tritt, und gegen den auch bessere Kirchenfürsten nichts ausrichten. Die frühern Dichter erkannten wohl den Sitz der Krankheit. Nicht gegen fremde Eroberer und Eindringlinge wandten sie ihre Waffen, gegen die sich ein kräftiges Volk immer wehren kann; sondern gegen eine Kirche, die durch ihre Diener Weichlichkeit und Sittenlosigkeit beförderte und das Volk zu der Schwäche herabbrachte, in der es eine leichte Beute für jeden Fremden ward. Nachdem die Jesuiten ihr Werk vollendet hatten, war auch das Gefühl der Schwäche und die Kenntniß der eigentlichen Krankheit verschwunden; die Satire, bei der fast allgemeinen Flachheit und der Gleichheit des Leidens Aller, hatte fast nichts mehr zu thun. Auch in Goldoni's Komödien ist die Satire der schwächste Theil; auch bei ihm bemerken wir die eben erwähnte Erscheinung. Er wendet sich mit seiner Satire gegen alle Fehler und Thorheiten, die nicht unter dem Einfluß der Hierarchie stehen; aber die Charaktereigenthümlichkeiten, die mit dem ganzen Kultus und der langen Herrschaft und dadurch eingeprägten Sitten und Gewohnheiten zusammenhängen, die hat er nicht

gefühlt, über die kann er sich nicht erheben, weil er selbst darin befangen ist; er hat sie wohl geschildert und sehr genau gezeichnet, aber nicht als Fehler, sondern ganz offen und natürlich und mit tugendhaften Gesinnungen vermischt. Die Prahlerei mit Reichthum, die noch aus der alten thätigen Zeit des blühenden Handels herrührt, die unerträgliche Pedanterie und Eitelkeit der Gelehrten, den Geiz, die Anmaßungen der Schauspieler, einige Schwachheiten der Frauen hat er wohl aufgefaßt und mit allem Fleiß dem Lachen preisgegeben. So sind auch seine drei Komödien über die Villegiatur in ihrem Plan satirisch: aber kaum stößt er auf nationale Sitten oder Unsitten, auf Weichlichkeit, Trägheit, das traurige Verhältniß in der Ehe, Schwäche im Charakter, Nichtigkeit der Männer, widerliches Treiben der Cicisbei, so tritt die Satire sogleich sehr leise auf oder ganz zurück, er malt dann mit Ernst und Liebe, und manche schlimme Zustände, die nur die lange geistige Unterdrückung in dem lebhaften Volke hervorgebracht haben, werden in vielen Komödien glänzend hervorgehoben.

Hiermit hängt zusammen, was wir auch gleich mit anführen müssen, daß man bei Goldoni eine tiefere Charakteristik ganz vermißt, was freilich bei so gänzlichem Mangel an Poesie nicht verwundert. Goldoni hat das Talent, die Sitten zu beobachten, sowie eine große Leichtigkeit im Copiren derselben. Das sind allerdings wesentliche Eigenschaften eines Komödienschreibers. Aber so wie ihm der dichterische Blick in die Tiefe der Natur fehlt, so ist ihm auch das Innere und Allgemeine des Menschenwesens, die Tiefe der Charakteristik gänzlich verborgen. Nur wer auf der Höhe der Menschheit steht, dem ist auch die Tiefe derselben erschlossen. Goldoni hat sich aber nie über das Mittelmäßige und Alltägliche erhoben. Von den Menschen, die ihn umgaben, hat er nur

das Oberflächliche, die äußern Erscheinungen bestimmter Charaktere, die Lächerlichkeiten in Reden und Handlungen, die sich aus den gesellschaftlichen Zuständen ergaben, abgesehen und in genauen Umrissen copirt, wodurch er freilich wahre, aber durchaus todte und prosaische Sittengemälde lieferte. Durch die Äußerlichkeiten, die er seinen Personen anhängt, um ihnen einen Charakter zu geben, wird dieser oft unnatürlich, die Fehler und Lächerlichkeiten sind meistens übertrieben und außer allem Verhältniß mit der Natur, in vielen Stücken treten die Charaktere gar nicht durch sich selbst hervor, sondern werden durch die Berichte der andern Personen erkannt und dann müssen die Hauptheldeu es dem Zuschauer hundertmal selbst sagen, weß Geistes Kind sie sind. Zu diesen Äußerlichkeiten gehört auch noch, daß Goldoni gewisse Gewohnheiten bei seinen Figuren anwendet, die dann einen Anschein von Charakter geben, wie in dem Burbero ein Mann vorkommt, der gleich in Jähzorn geräth, in dem Avaro fastidioso ein Anderer, der den Tic hat, nie seine Sätze zu endigen, in dem Geloso avaro Einer, der ein so schlechtes Gedächtniß hat, daß er nach fünf Minuten schon nicht mehr weiß, daß er seiner Frau hundert Scudi gegeben hat ꝛc.

Die Italiener hat das weiter nicht irre gemacht; selbst viele Literatoren nennen seine Komödien Charakterstücke und »wahre Bilder des häuslichen Lebens in seiner ganzen Natürlichkeit.« Dies Letztere muß man ihm allerdings zugestehen, auch daß er für die Geschichte dadurch einen ganz interessanten Beitrag liefert: nur ergiebt sich dabei die Bemerkung, daß das häusliche und gesellschaftliche Leben für die poetische Anschauung durchaus unfruchtbar war und daß eine so prosaische Zeit ein Talent, wie es doch Goldoni hatte, nicht weiter führen konnte, als bis zu seinen Komödien. Ein so flaches Leben, als wie es hier unter den höheren Ständen geschildert

und mit solchen Farben vom Publikum mit großem Beifall angeschaut wurde, läßt sich wohl nicht leicht wieder in Lustspielen finden. Man lese z. B. die drei Komödien über die Villeggiatur. Sie sollen eine Satire auf die Sucht zu Prunk, Vergnügen, Faulheit und Prahlerei sein; aber da die Figuren darin alle auf gleiche Art das Gefühl der Leere und Langenweile geben, da gar kein Gegensatz von irgend einem erträglichen Menschen darin vorkommt und die nichtige Menschennatur darin so ganz ohne Arg geschildert ist, so kann man sich in Wahrheit nur schwer von der Absicht einer Satire überzeugen. Die Männer sind in ihrer Weichlichkeit und Charakterlosigkeit so erbärmlich, daß sie nichts Lächerliches an sich haben. Besonders begegnet uns in den meisten Komödien das schändliche Verhältniß der Cicisbei: und zwar werden diese gebraucht, um den Knoten zu schürzen, und um sie dreht sich die ganze Intrigue. Die Tochter heirathet meist nach dem Willen ihrer Ältern und unterwirft sich gern allen Bedingungen, um nur bald aus dem Zustand des Zwanges in den einer zügellosen Ehe zu kommen. In dieser sieht sie sich erst nach der Befriedigung ihrer Bedürfnisse und Leidenschaften um, sucht sich Freunde und Liebhaber zu verschaffen, während der Mann seinen eigenen Weg geht. Sie findet auch Männer genug, die zu nichts Besserem taugen, als zum Aufwarten, und so hat nach und nach ein Verhältniß sich geltend und wichtig gemacht, das bei kitzlichern Nationen als Ehebruch verabscheut wird. Sismondi glaubt, Goldoni habe diesen charakteristischsten Zug des Nationallebens aus seinen Sittengemälden nicht weglassen können. Doch scheint es uns nicht, als hätte er große Bedenken in der Aufführung dieser Geschöpfe gefunden; sie sind mit aller Unbefangenheit geschildert, ja in vielen Komödien ist nicht die Vereinigung junger Leute zur Ehe und zu einem rechtlich bürgerlichen Verhältnisse

das Ziel der Intrigue, sondern der Sieg eines Cicisbeo über den andern im Ehebruch. Es kann sein, daß der Anstand und der moralische Zweck, den er immer vor Augen hatte, ihn abgehalten hat, diesen Menschen alle Kraft der Leidenschaft zu geben: aber viel Zurückhaltung und Mäßigung hat er gewiß nicht gebraucht, um sie in ihrer ganzen Flachheit treu nach dem Leben wiederzugeben. In dem Geloso avaro besteht das ganze Interesse des Stücks in den Bemühungen eines jungen Menschen, die Frau des Geizigen für seine Begierden zu gewinnen. Man kann über die Ansichten Goldoni's nicht irre werden, wenn man ihn diesem Treiben immer einen Anstrich von Ehrbarkeit geben sieht. Nachdem der junge Mensch seine Wuth über den schlechten Erfolg eines abgeschickten Liebesbriefes an seinem Bedienten ausgelassen hat, entlockt ihm seine Schwester Aspasia das Geheimniß seiner Begierde, wobei aber nur erwähnt wird, freilich für die Italiener verständlich genug, daß er nach nichts trachte, als nach der Freundschaft jener Frau, daß er oft in ihr Haus gehe und ihr Cavaliere servente sein wolle. Die Ausbrüche seiner Ungeduld über die Schwierigkeiten verrathen aber ganz andere Absichten, und er geräth in solche Hitze, daß Frau Aspasia den schwesterlichen Ausruf thut: Povero mio fratello, è innamorato come una bestia. Während er von ihr hundert Scudi verlangt, um die Frau des Geizigen sich durch Geschenke geneigt machen und zur Schände verleiten zu können, sagt er ganz naiv: »Ich bin ein Mann von Ehre und verlange von ihr nichts Schlechtes.«

Hier ist wenigstes eine Leidenschaft im Spiele, die einen Zweck verfolgt und zu einem zu führen *scheint*. Wo aber die Cicisbei schon im Besitz ihrer Rechte sind, sind sie ganz widerliche, flache Geschöpfe, die auf der Bühne dieselbe Langeweile hervorbringen, die jedem denkenden Manne das

leere Treiben selbst hervorbringen muß: Geschöpfe, die sich aller Energie und alles eigenen Willens begeben haben, entweder träge Hungerleider, die sich doch das Ansehen geben, ein Haus zu ehren, wenn sie dort alle Tage essen, oder traurige Schatten ohne Fleisch und Blut, ohne Willen und Gesinnung, die ihren Damen in allen Launen dienen, ja die nur dazu existiren, damit die Damen eine gedankenlose, sinnliche Unterhaltung haben, bei hellem Morgen Hazard spielen ꝛc. Sie sind ein wahrer Versuch der Italiener, sich ganz zu Weibern zu machen. Das erste Gesetz, wie es in einem Lustspiel ein Cicisbeo ausspricht, ist, seiner Dame nie zu widersprechen, und dann, in Gegenwart seiner Dame nie gut von einer anderen zu reden. So läßt sie die süße Gewohnheit nach und nach alle weiblichen Schwächen annehmen: sie kritisiren, verläumden, gehen in die kleinlichsten Zänkereien ein, schmollen oder kommen zu der passiven Geduld von Krankenwärterinnen. Wenn man solche, nach dem eigenen Urtheil der Italiener, wahrhafte Sittengemälde betrachtet, soll man da nicht unwillkürlich zu der Idee gebracht werden, daß die Italiener, wenn sie ihre allgemein gefühlten Übel heilen wollen, es an einer ganz andern Seite angreifen müssen, als mit ihren politischen Schriften in Form von Trauerspielen, Abhandlungen und Gesprächen, und mit ihren Aufforderungen an ganz Europa, durch neue Ländervertheilungen und Entschädigungen ihnen von ihren Eroberern zu helfen?! So wenig man aber jetzt die Wurzel des Übels kennt, so wenig beachtete man zu Goldoni's Zeit die Folgen dieser Verweichlichung und dieses Eheverhältnisses. Er scheint im Gegentheil den Stand der Cicisbei für ganz ehrenhaft und einer gewissen Ausbildung fähig gehalten zu haben. Wenigstens wollte er ohne Zweifel in dem Lustspiel Il Cavaliere e la Dama, in welchem vier Cicisbei vorkommen, dieser

ganzen Menschengattung in Don Rodrigo ein Muster aufstellen, daher er mit drei andern verschiedenen Gehaltes zusammengebracht wird. Don Flaminio ist verheirathet, unterhält aber mit einem Frauenzimmer, Virginia, ein Verhältniß und ist unter deren sechs Anbetern der erste. Seine Frau weiß es, sieht ihn fast den ganzen Tag nicht, ist aber doch die beste Freundin dieser gleichgesinnten Virginia. Der Nüancirung wegen ist auch ein nicht ganz gemeiner Cavalier beigesellt, der halb Cicisbeo aus Noth, halb tugendhafter Mensch ist, daher wegen seines nicht ganz den Regeln entsprechenden Betragens manche Vorwürfe zu leiden hat, der indeß dem Dichter nothwendig ist, um über den Stand zu moralisiren und ihn von der schlimmen Seite zu betrachten. Don Rodrigo ist aber nach Goldoni'schen oder italienischen Begriffen der wahre Cicisbeo, wie er sein soll; in ihm ist das Muster gegeben, wonach der Stand veredelt werden und zu welcher Würde er sich dann emporschwingen kann. Don Rodrigo steht in einem Liebesverhältniß mit einer Frau Eleonora; beide schätzen und bewundern gegenseitig ihre Tugenden, während der Mann der Eleonora, den das gar nicht stört, noch lebt. Dieser Mann wird aber wegen eines Duells aus dem Königreich Neapel verbannt und seine Güter confiscirt; die Frau bleibt, geräth in die größte Noth und muß von ihrer Hände Arbeit leben. Hier zeigt sich der Cicisbeo im glänzenden Lichte. Während der Mann, den er seinen besten Freund nennt, von allen Hilfsmitteln entblößt ist, geht er zu der Frau desselben, ist ihr Rathgeber, Tröster, Diener, will ihr auf alle Art etwas Geld beibringen, beide gewinnen immer mehr Neigung zu einander: bis endlich der gewöhnliche Goldoni'sche Kampf zwischen Liebe, Pflicht, Noth und Zartgefühl beginnt, wobei die Entfernung des unglücklichen Ehemannes sehr bequem ist und seiner gar nicht gedacht wird. Schließlich

kommt ein Brief an, daß dieser Letztere in Kummer und Elend gestorben ist; die beiden Verliebten haben, ohne anderes Gefühl, nichts Eiligeres zu thun, als sich die Verlobungshand zu reichen; ja erst nach langem Besinnen entschließen sie sich, des Anstands wegen ein Jahr mit der Hochzeit zu warten. Dies Alles wird hier nicht als Schwachheit, Unrecht, verbrecherische Eingriffe in die heiligsten Rechte dargestellt, sondern das ganze Verhältniß wird durch die Ausschmückung des Rodrigo und der Eleonora mit allen Tugenden geadelt und zur Nacheiferung gepriesen. Der betrogene Ehemann muß selbst vor seinem Tode in einem Briefe seine Frau dem Liebhaber empfehlen, die andern Frauen, die nach unsern Begriffen weniger Verbrechen begingen, da sie ihre Männer wenigstens nicht betrogen, werden zuletzt von dem Beispiel ganz erbaut, und Herr Rodrigo stellt einen eigenen Katechismus für die Cicisbei auf, der mit seinen sophistischen Wendungen ganz geeignet ist, das Laster zur Tugend zu erheben. »Ich würde, sagt er im Gegensatz zu seinen Handlungen, nie die Frauen lehren ihre Männer hassen. Es giebt keine schlechtere Handlung in der Welt, als die Seelen zweier Eheleute zu entzweien. Wie, es sollte erlaubt sein, einem Manne den Frieden zu rauben, da es nicht einmal erlaubt ist, eine Börse zu stehlen?! Ich wäre aber auch in der Ehe nicht eifersüchtig, ich würde die Gesellschaft lieben und einer ehrbaren Frau erlauben, sich von einem Cicisbeo bedienen zu lassen. Das einfache Dienen ist nicht tadelnswerth. So diene ich der Donna Eleonora; und doch, kann sie mir etwas Unehrbares vorwerfen? kann sich ihr Mann über meine Freundschaft beklagen? Aber ohne die Ehre einer Dame zu verletzen, kann immer auch etwas Liebe mit unterlaufen.« Ähnliche Grundsätze werden auch am Ende des Geloso avaro und wo es sonst paßt, immer von den würdigsten Per-

sonen, ausgesprochen. Goldoni ist durch diese unmerkliche Vermischung von Laster und Würde, von Gemeinheit und Tugend unstreitig einer der gefährlichsten Schriftsteller für seine Landsleute gewesen. Er gab sich dazu her, die Reichen und Vornehmen mit ihrem eignen gehaltlosen Leben, mit ihren eignen Schwachheiten, die er höflich bemäntelte, zu belustigen; bis in die unteren Stände, die noch moralischer Kraft fähig waren, drang das Gift des allgemeinen socialen Verfalls, während Jedermann nur das Gewand sah, das der Tugend anstand, und hier nur die Tugend zu verehren glaubte.

Seine Lustspiele so gefährlich zu machen, trug nicht wenig die viele Moral bei, die überall eingestreut ist, selbst im Munde gestrafter oder entlarvter Verbrecher, wo sie denn ganz lächerlich erscheint. In dem Stück Il Cavaliere e la Dama muß der Advocat, der die arme Witwe durch Lügen und Versprechungen rein ausgeplündert hat und zur Strafe abgeführt wird, vor seinem Weggehen dem Publikum noch die Nutzanwendung geben: »Das kommt bei der Falschheit und dem Betrug heraus. Ich gehe mit Schamerröthen und Verwirrung weg, und gebe der Himmel, daß dieser Fall und diese meine Strafe mir und meinesgleichen zum Beweis diene, daß wer per fas und per nefas Gewinn sucht, sich zuletzt entdeckt, gestraft und ins Unglück gestürzt sieht.« — Sismondi rechnet ihm, sowie dem Frugoni und Metastasio die moralische Tendenz hoch an, und glaubt, diese Rückkehr zur Moral und zu größerer Reinheit in poetischen und theatralischen Sitten nach der abstoßenden Licenz im siebzehnten Jahrhundert sei die erste, sehr hervorzuhebende Wirkung der Bekanntschaft mit der klassischen französischen Literatur. In der That hat sich's Niemand als Goldoni so angelegen sein lassen, die Tugend zu empfehlen und vor dem Laster zu warnen. Seine Komödien

sind in gewissem italienischen Sinne eine vollständige Sittenschule, »er lehrte, wie Pietro Verri sehr rühmend von ihm sagt, die Väter das Wohlthun und das musterhafte Betragen, die Kinder Achtung und Liebe, die Frauen Liebe zum Mann und zur Familie (!), die Ehemänner Gefälligkeit und gutes Verhalten; das Laster hat immer die Strafe, die Tugend nach mancherlei Prüfungen den Lohn zur Folge.« Abgesehen davon, daß, wenn dies immer richtig ist, es den Goldoni'schen Lustspielen durchaus keinen größern Gehalt giebt, da das Lustspiel, wie jedes poetische Werk, seinen Werth an sich haben muß und nie nach seinem pädagogischen Nutzen beurtheilt werden kann, und daß die so gerühmte Reinheit in den Goldoni'schen, Metastasio'schen und andern Stücken theils nur äußerlich ist, theils eher eine Folge größerer Schwäche, als einer Umwandlung und Kräftigung der Sitten sein mag: so ist auch die Goldoni'sche Moral von einer Art, durch welche nie eine Besserung erzielt werden kann. Der Nutzen ist der Hebel, welcher sein ganzes sittliches Getriebe in Bewegung setzt. Er empfiehlt die Tugend dadurch, daß er sie immer belohnt werden läßt, er warnt vor dem Laster, indem er zeigt, daß diesem immer die Strafe auf dem Fuße folgt. Dabei streifen aber seine Helden an eine Menge Fehler, Lächerlichkeiten und selbst Laster mit einer Sicherheit an, die nur dadurch entsteht, daß sie gewisse Tugenden, die ihnen wegen ihrer Natur gerade leicht werden, die sie aber nun Sorge tragen, gehörig herauszustreichen, dagegen als Ersatz geben, sich gleichsam damit loskaufen, sie als Ablaßgeld gebrauchen können. Das ganze sittliche Treiben verräth mit einem Wort einen Indifferentismus, eine Verwirrung der Begriffe, eine Kindheit des Geistes, wie sie nur in einer Gesellschaft sich vorfinden können, die Jahrhunderte in geistiger Knechtschaft und Unmündigkeit gehalten wurde, und der

dabei die Kirche so bequeme Mittel an die Hand gegeben hat, sich mit den strengen Forderungen der Sittlichkeit abzufinden. Das Ritterthum hat in Italien nie tiefe Wurzel gefaßt, noch großen Einfluß ausgeübt, Kirche und Handel waren von jeher die Hauptinteressen, die alles Andere verdrängten; von beiden können die Italiener immer noch die Hauptzüge des Charakters und der häuslichen Sitten ableiten. Wie aber beide in einer kräftigern Zeit viel Großes hervorbrachten, so beschleunigten sie auch desto mehr den Verfall und ließen die kleinlichen Züge eines beengten Geistes, die Fehler des Egoismus, die undeutlichen und schwachen Begriffe von wahrer Ehre, alle Gebrechen einer langen Knechtschaft desto vollkommner entstehen und schroffer hervorleuchten. Die Moral wurde von der Kirche meist schlecht gelehrt und von den Laien schlecht verstanden; völlige Unterwürfigkeit unter die Satzungen, Aufgeben des eigenen Willens und Nachdenkens sind unter den Hauptprincipien der Moral, der Lenker bei den Handlungen ist die Furcht vor der Strafe und die Nothwendigkeit, sich mit einigen kleinen Opfern loszukaufen. Als Hauptsache bei diesem äußerlichen Moralsystem gilt die sorgfältige Wahrung eines guten Scheins, wodurch denn Verstellung und Heuchelei so geläufig werden, daß bei vorkommender Wahrheit, Offenheit und Redlichkeit beständige Betheuerungen nöthig sind. — Alle diese Züge finden sich in den Goldoni'schen Stücken ohne allen Rückhalt gemalt. Man betrachte die Töchter im Verhältniß zu den Vätern, so sieht man in der Familie dieselbe Unterwürfigkeit, die das ganze Volk gegen die Kirche beobachtet. In der »Gehorsamen Tochter« liebt Rosaura den Florindo, der Vater begünstigt die Neigung. Aber nun hält ein sehr reicher unausstehlicher Mensch um ihre Hand an; der Vater, der mit allem Ernst als sehr zärtlich und liebevoll geschildert ist, läßt sich doch

vom Handelsgeist leiten, und verspricht ihm sogleich seine Tochter. Rosaura ist vor Gram fast des Todes: aber sie unterwirft sich, willigt nicht nur ein, sondern sagt auch ihrem Vater, daß sie es mit Vergnügen thue. Dieselbe Unterwürfigkeit der Töchter findet sich noch öfters, wie auch in den Due Gemelli Veneziani, wo sie wirklich, in dem Aufgeben aller Persönlichkeit, an baare Sklaverei grenzt. Dann geben die verschiedenen Personen so viele Versicherungen ihrer Tugenden, Vorzüge und guten Gesinnungen, daß sie ganz verdächtig werden und auf die Idee bringen, als wüßte man in Italien so etwas weder zu unterscheiden, noch zu schätzen: oder sie wissen durch ihre Worte bei ganz entgegengesetzten Handlungen sich und das Publikum und die Moral auf eine heuchlerische Art zu beschwichtigen. In den Gemelli wird dem Tonino aus Verwechselung mit seinem Zwillingsbruder dessen Geld und Juwelen gebracht, und er sagt sogleich: »Für einen Andern wäre dies eine gute Gelegenheit, sich zu bereichern: aber ich habe Ehre, ich bin ein redlicher Mann, ich will nicht fremdes Gut rauben; ich will diesen Kasten und diese Börse aufheben und, wenn ich erfahre, wer sie verloren hat, sie ihm pünktlich wieder zustellen.« Wenige Augenblicke darauf giebt er aber ein Juwel einer Abenteurerin und den ganzen übrigen Schatz einem ihm unbekannten Betrüger. In dem Geloso avaro wird Frau Eufemia nach einem Auftritt voll Zank und Unterdrückung von ihrem Kammermädchen in einem Ausbruch des Zornes kräftig aufgefordert, ihren Mann entweder zu betrügen, oder zu verlassen. Sie findet daher gleich Veranlassung, in dem darauf folgenden Monolog auf ihre Tugend aufmersam zu machen und den Unterschied zwischen einer donna civile und einer donna ordinaria hervorzuheben.

Welche Bewandtniß es aber in Italien trotz des ewigen

Moralpredigens und der Verschwendung von schönen Sittensprüchen doch mit der Moralität habe, sieht man an dem Lustspiel J due Gemelli Veneziani. Die Haupintrigue ist eine Vergiftung, ja dieser schändliche Mord ist es gerade, was das Stück zum Lustspiel machen soll und wofür alles Lächerliche zusammengesucht wird. Der Hauptheld, Zanetto, ist ein Tölpel, der in Verona eine reiche Heirath thun soll, dadurch aber in eine gefährliche Nebenbuhlerschaft mit einem ausgemachten Schuft, Pancrazio, geräth, nachdem er durch Verwechselung mit seinem Zwillingsbruder schon viele Unannehmlichkeiten ausgestanden hat. Pancrazio erklärt dem Verzweifelnden, daß die Weiber die gefährlichsten Geschöpfe seien, gegen die man sich kaum erwehren könne, und daß ihn nur ein gewisses Pulver, das er beständig bei sich trage, bisher vor allen schlimmen Folgen geschützt habe; daß wenn man dies Pulver genommen habe, man von allen Weibern verfolgt werde, aber durch die innere Wirkung gestärkt, sich durch Verachtung an dem ganzen Geschlechte rächen könne. Zanetto verlangt nun mit Ungeduld das Pulver, nimmt es ein und fühlt auch sogleich die tödtliche Wirkung. Das Komische soll nun darin liegen, daß Zanetto, während er sich in Todesqualen krümmt, immer glaubt, das Pulver gebe ihm nun Kraft gegen alle Angriffe der Liebe; während auf sein Geschrei und Stöhnen Frauen herbeilaufen und ihn umringen, sieht er darin nur den Zauber des Trankes, glaubt, alle seien nun in ihn verliebt und stirbt unter Erklärung seiner Festigkeit. Und doch fand das Publikum diese Scene und die Tölpelhaftigkeit, welche Zanetto bei seinem Tode zeigt, außerordentlich komisch und piquant. Aber noch erstaunlicher ist, daß Goldoni in seinem Alter, als er in seinen Memoiren an die Zeit dieser Komödie kam, noch mit demselben Wohlgefallen ihres Erfolges gedachte, und weiter nichts

auszusetzen wußte, als daß man ihm Mangel an Erfindungsgabe vorwerfen könne, weil er kurz vorher schon eine Vergiftung in dem Lustspiele l'Uomo prudente dramatisch behandelt habe. »Er wußte so gut wie ein Anderer, daß die gute Komödie diese Mittel verwirft; aber die Reform war erst in der Wiege. Welche Verschiedenheit übrigens in den Folgen des Giftes in der ersten und zweiten Komödie! In dem Uomo prudente erweckt das Verbrechen das Pathos, welches interessirt und rührt; in den Gemelli aber bringt es trotz des Abscheues unterhaltende Zufälle und wahre Komik hervor. Es giebt nichts Spaßhafteres, als die Narrheit dieses Tölpels, welcher sich für die Treulosigkeit der Frauen zu rächen glaubt und zugleich leidet und sich belustigt.«

Dabei ist es merkwürdig, in welch gemeiner Gesellschaft aus allen Ständen Goldoni seine Zuschauer oder Leser herumgeführt hat; wir meinen die Gemeinheit der Gesinnung, die sich überall so ohne Scheu und Rückhalt, ohne Arg kund giebt, daß man wohl auf eine bedeutende Minderheit und fast Nullität der Feinfühlenden damaliger Zeit schließen kann. Unter den höhern Ständen stoßen uns die immer wiederkehrende Falschheit, Eifersucht und Neid der Frauen ab; sie loben und schmeicheln sich ins Gesicht, machen sich übertriebene Complimente, versichern sich der größten Zärtlichkeit, des lebhaftesten Interesses: ist aber eine abgegangen, so spricht die andere mit Haß und Verachtung von ihr, wünscht ihr alles Böse und schmiedet Ränke, damit ihre Wünsche in Erfüllung gehen. Selten hat auch Goldoni eine tugendhafte Frau gezeichnet, der nicht doch irgend etwas Ordinäres oder Unanständiges angehängt wäre. In der Bottega di Caffè ist die Frau des liederlichen Eufemio im Ganzen verständig und mit Mäßigung gezeichnet; aber doch widersteht es, daß sie, wenn auch mit einer Maske vor dem Gesicht, in den Straßen

umherläuft, um ihren dem Spiel ergebenen Mann in einem öffentlichen Kaffeehause aufzusuchen, und solchergestalt ihr häusliches Leiden den allgemeinen Blicken und Unterhaltungen preisgiebt. Von ganz anderer Art sind wieder die Mädchen und Witwen, die theils der Zucht ihrer Ältern in Männerkleidung entwischen, ihren Liebhabern von Stadt zu Stadt nachfolgen und am Ende aus mancherlei Abenteuern sich noch ganz ehrbar heraushelfen und eine solide Ehe schließen, theils sich mit kühner Verleugnung alles Anstandes den Männern ihrer Wahl antragen, ihnen den Wunsch der Heirath wahrhaft abliſten (wie die Beatrice in dem Vero Amico), oder (wie die Elvire in der Donna di testa debole) ganz unverschämte Anträge machen, und (wie die Witwe in dem Avventuriere) beinahe Gewalt anwenden. Dieses krankhafte Schmachten und Wettlaufen nach einer Ehe ohne Neigung, deren trauriger Zustand uns von demselben Sittenmaler so oft vorgeführt wird, macht denselben unangenehmen Eindruck, als das beständige leichtfertige Spielen mit der Sittlichkeit, das Streifen und Überspringen über die Grenze des Rechten, ohne sich gerade in der Sünde zu verirren oder die rechte Zeit der Rückkehr zu versäumen. Am Widrigsten sind jene Abenteurerinnen, Wirthinnen, Komödiantinnen, Ballettänzerinnen, die so oft die Hauptpersonen ausmachen: Leute aus der untersten Klasse, die mit ihrem beschränkten Ideenkreis, ihrem niedrigen Stand der Bildung und ihren ganz rohen Begriffen von Ehre und Schicklichkeit doch mit besonderer Vorliebe mit gewissen moralischen Flittern herausgeputzt sind und mit einer besondern Rhetorik nach ihrer Art mancherlei schöne Grundsätze auskramen. Eine solche ist unter vielen andern in der Bottega di Caffè die Tänzerin Isaura: ein Mädchen, das gern heirathen möchte, sich von einem unbekannten Abenteurer unterhalten läßt, also von der unverschämten Klasse, aber doch tugendhaft

sein muß. Sie liebt den Mann gar nicht, schmachtet aber nach der Ehe; um diesen Zweck auf keine Art zu verlieren, ist sie sehr vorsichtig, giebt sich mit keinem Andern ab, hält ihr Haus verschlossen, ist gegen alle Anerbietungen taub und beträgt sich sittsam. Plötzlich erfährt sie, daß ihr angeblicher Verehrer schon eine Frau hat, der er entlaufen, und die nun von Turin aus als Pilgerin seiner Spur gefolgt ist und ihn endlich in Venedig findet. Isaura erzürnt sich über das Verhältniß, schämt sich, daß sie sich von dem Manne hat unterhalten lassen, und jagt ihn mit Schimpf davon. Später wird von einer bösen Zunge ihre Ehrbarkeit in Zweifel gezogen, und da giebt sie kurz ihre Ansicht zu erkennen: »Ja, ich rühme mich, ehrbar zu sein; meine Freundschaft mit dem Herrn Leandro hatte nur zum Ziel, ihn zu heirathen, da ich nicht wußte, daß er schon eine Frau habe.« In andern Ländern ist man nicht gewohnt, Ballettänzerinnen als Tugendmuster auf der Bühne zu sehen; die anständigen Grundsätze, die sie aussprechen, während sie in einem zweideutigen Verhältnisse leben, machen eine sonderbare Wirkung.

Betrachten wir die männlichen Charaktere, so zeigt sich bei ihnen am Auffallendsten der Mangel an ritterlichem Sinn und der Einfluß eines verweichlichenden Handels und leicht erworbener Reichthümer. Sie sind im Allgemeinen ohne Ehrgefühl und bei aller Großsprecherei feig; der geringste Widerstand macht sie unterwürfig, sie führen ihre Streitigkeiten, wie die Weiber, mit außerordentlichem Wortschwall, stecken Beleidigungen ein und sinnen auf feige Rache und Meuchelmord. Am Hervorstechendsten jedoch ist ihre Geldsucht, die unbegrenzte Achtung, die sie vor klingender Münze haben, und der sie Freundschaft, Liebe und Ehre opfern. Sie ist ohne alle Scheu offen dargelegt, und zwar nicht verspot-

tet, sondern als ganz natürlicher Zug des Charakters zur Verwicklung und Lösung des Knotens benutzt. In den Gemelli Veneziani wird dem Lelio, dem die Braut von einem Andern weggenommen worden, und der darüber ganz verzweifelt erscheint, die Rosaura mit einer tüchtigen Mitgift angeboten, worauf er sich sogleich beruhigt, den Vorschlag sehr annehmbar findet, und da er gefragt wird, ob ihm auch das Mädchen gefalle, schämt er sich nicht, in deren Gegenwart selbst zu sagen: »Wie sollte sie mir nicht gefallen? Dreißigtausend Ducaten sind eine seltene Schönheit.« In dem Vero amico soll der Kampf zwischen Liebe und Freundschaft dargestellt werden; auch hier wußte Goldoni keinen bessern Maßstab zu finden, als indem er zeigt, wie sich beide gegen das Geld verhalten. Florindo liebt die Braut seines Freundes Lelio. Dieser spricht von den ausgezeichneten Eigenschaften derselben mit Entzücken, hebt aber besonders hervor, daß er mit ihrer Mitgift sich eine angenehmere Lage bereiten wolle. Er erhält nachher die Überzeugung, daß kein Geld da sei, und tritt seine Braut mit deren Einwilligung dem Freunde sehr gern ab. Als dieser eben den Ehekontrakt abschließen will, entdeckt es sich auf einmal, daß ihr Vater, ein Geizhals, große Reichthümer verborgen habe. Der Triumph der Freundschaft besteht nun hier darin, daß Florindo mit zerrissenem Herzen entsagt; Lelio macht seine früheren Rechte geltend und ist ehrlos genug, die Braut, die er selbst seinem Freund zugeführt und die er von den klingenden Gründen seines Bruches selbst unterrichtet hat, wieder anzunehmen, weil sie nun Geld hat. Er schämt sich nicht, der Freund schämt sich nicht für ihn, und die Braut, vor deren Augen und Ohren die ganze schändliche Verhandlung vor sich ging, schämt sich gleichfalls nicht im Geringsten; Niemand findet

etwas Anstößiges an dem ganzen Menschenhandel, und die Zuschauer damals wahrscheinlich auch nicht. Das gefährlichste Stück, wo die Ehrlosigkeit geradezu zur Tugend erhoben wird, ist der Avventuriere onorato. Guglielmo, der Hauptheld, ist aus seiner Vaterstadt Venedig weggelaufen und treibt sich in Palermo herum. Er ist die Ehrenhaftigkeit, die Würde, die Tugend selbst, zeigt sich in allen Begegnungen mit seinen Feinden als ausgezeichneten, dabei anständigen, bescheidenen, seines Werthes bewußten Menschen, und versichert die Zuschauer dies Alles bis zum Überdrusse selbst. Er wohnt vier Monate lang bei einem dürftigen, zurückgekommenen Mann, an den er sich hat empfehlen lassen, umsonst und ist diesem sehr zur Last. Er fühlt das auch, und es drückt ihn sehr. Er versteht Jurisprudenz und Medicin und hat sich früher mit beiden in Rom und Florenz viel Geld verdient, zieht es aber vor, unthätig umherzulaufen, von seiner Tugend und seinem Unglück zu sprechen und dabei, obgleich er mit einem armen, aber tugendhaften Mädchen versprochen ist, auf eine reiche Witwe Jagd zu machen. Die Witwe, die ebenfalls höchst begierig nach ihm ist, hat aber viele Anbeter, lauter Adlige, die den Armen, Bescheidenen sehr in die Enge treiben. Der Eine giebt ihn als gefährlichen Menschen dem Vicekönig an, der ihn nun zu sich bestellt. Guglielmo erzählt ihm von seinen Abenteuern, seinen Tugenden, und weiß besonders herauszustreichen, daß eine reiche Witwe ihm ihre Neigung zu erkennen gegeben habe, daß er aber zu sehr Ehrenmann sei, um seine unvermögende Braut zu verlassen. Der Vicekönig erstaunt sich über einen solchen Grad von Rechtschaffenheit, und Guglielmo rückt zuletzt mit einem Project zur bessern Regelung der Polizei heraus. Unterdessen wird die Neigung der Witwe zu ihm immer heftiger,

so daß sie sich kaum noch in den Schranken zu erhalten vermag. Die arme Braut Eleonore kommt an; sie ist ganz allein dem Guglielmo nachgezogen, aber sonst tugendhaft. Sie hat gleich mit der Witwe eine Scene auszustehen, deren Gemeinheit empört. Diese erklärt ihr, daß sie ihrem Bräutigam in seinem Glück durchaus im Wege stehe, indem er ohne sie eine glänzende Heirath thun könne, und da sie noch kein anderes Pfand seiner Liebe habe, als sein Versprechen, so macht sie es ihr zur dringenden Pflicht ihrer Liebe, zurückzustehen und ihren Bräutigam die vielen tausend Thaler Einkünfte heirathen zu lassen. Noch empörender ist die darauf folgende Erklärung zwischen Guglielmo und seiner Braut; die Geldgier erstickt in ihm den letzten Funken von Ehre, während er mit seinen Worten den Schein zu erhalten sucht. Vor dem Vicekönig trägt dann die Witwe unverschämter Weise sich selbst und ihre Reichthümer dem Abenteurer an, Eleonora tritt mit einem Geschenk von siebentausend Scudi zurück, und Guglielmo greift hastig zu. Und bei aller dieser Niedrigkeit kann ihn noch am Ende der Dichter mit Ehrenbezeigungen überhäufen und ihn sagen lassen: »Ich habe in der Welt viele Unfälle erlebt, ich habe das Leben eines Abenteurers geführt; aber endlich hat mir der Himmel beigestanden und das Glück mich begünstigt, weil ich immer ein ehrenhafter Abenteurer war.«

Diese Unklarheit der Begriffe, diese Vermengung von Recht und Unrecht, Wahrheit und Schein wundert uns nicht, wenn wir den ganzen, oben angedeuteten Gang der sittlichen Entwicklung der Italiener unter den Einflüssen der wieder mächtig gewordenen Kirche und des verfallenden Handels betrachten; sie wundert uns noch weniger, wenn wir die geistige Schwäche sehen, die sich in der entsetzlichen Sentimen-

talität verräth. Es giebt wenig Komödien Goldoni's, wo nicht irgend eine empfindsame Figur vorkommt, und sie sind um so verwerflicher, als sie die Charakterschwäche, Trägheit und Gleichgiltigkeit im Sittlichen und die Gedankenlosigkeit in ein gutes Licht setzen und unter dem frommen Schein die wahre Verfinsterung und Bestechung der Seele bewirken. Der Triumph der Sentimentalität ist die Pamela. Ein reicher Lord ist in eine Dienerin seiner verstorbenen Mutter, die diese ihm ans Herz gebunden hat, verliebt. Das bürgerliche Verhältniß hat aber eine weite Kluft zwischen beide gelegt. Doch ist er Herr seiner selbst, nichts zwingt ihn, keine äußere Umstände, Rücksichten und Hemmnisse braucht er zu beachten. Er hat also nur einen Kampf mit sich selbst zu bestehen. Dieser innere Kampf ist aufs Umständlichste dargestellt. Die Schwester verlangt Berücksichtigung der Familie, er widersteht ihr halb; der Freund bringt mit socialen Gründen ein und stellt die Gesetze des Herkommens entgegen, er widersteht erst, giebt dann nach, widersteht dann schwächer, und der mühsame Kampf, den der Leser und Zuschauer ganz mit durchmachen muß, bringt ihn unter Thränen, Seufzern und Wehklagen bis zur Ohnmacht. Um die Sache noch empfindsamer zu machen, ist auch das Mädchen in den Lord verliebt, hat also einen doppelten Kampf gegen ihr eignes Herz und gegen die ungestümen Anträge des Lords zu bestehen. Drei oder viermal nehmen sie Abschied und kommen dann doch nicht zur Trennung, bis endlich auch der Himmel weich wird und die adlige Geburt der Pamela entdeckt werden läßt, worauf denn der Liebe nichts mehr im Wege steht. Dieser Stoff ist freilich aus einem englischen Roman genommen: daß aber Goldoni auch sonst das Rührende und Empfindsame mit großer Vorliebe bearbeitet hat, davon kann man sich fast aus jedem seiner Lustspiele überzeugen.

Die erstaunliche Zahl seiner Komödien beurkundet gerade noch nicht die Kraft und Fruchtbarkeit seines dichterischen Geistes, sondern nur das Talent, die äußern Sitten zu beobachten und bald häusliche Scenen, bald öffentliche Männer in ihrem Amte, ganze Stände und Gesellschaften, oder nationale Gebräuche und Gewohnheiten in ein Gemälde zu fassen, dem oft nur der rasche Dialog einiges Leben giebt. Die Seelenmalerei hat er sich sehr erleichtert; nur ungefähr zehnerlei verschiedene Personen oder Charaktere kommen in seinen einhundertundfunfzig Komödien vor, und darunter hat er noch die seit langem ausgebildeten stehenden Masken der Kunstkomödie, wie den Pantalone, Arlecchino, Brighella, Doctor Balanzoni ꝛc. aufgenommen, die übrigen aber an äußern Zufällen, an ihrem Verhalten zu den Situationen entwickelt. Die Italiener machen ihm hauptsächlich den Vorwurf, daß er die Sprache beleidigt, ja die Reinheit, Eigenthümlichkeit und Eleganz derselben gar nicht gekannt habe. Der einzige Baretti ist in seiner Frusta letteraria etwas tiefer in die Sache eingedrungen und hat in einigen Kritiken über einzelne Stücke sehr strenge, aber vortreffliche Bemerkungen über die Nichtigkeit, Lauheit der Moral, den falschen Schein ꝛc. niedergelegt. Sein Urtheil scheint aber, nach dem Beifall, den Goldoni fast schon hundert Jahre nach Baretti's Kritik immer noch in Italien genießt, so ziemlich eine Stimme in der Wüste gewesen zu sein, besonders wenn man auch liest, was der viel spätere Cesarotti in seinem Epistolario über den Komödiendichter urtheilt. Doch giebt schon die vorübergehende Gefahr, in welche Goldoni's Ruhm durch die improvisirten Märchen Gozzi's gebracht wurde, sowie die bessere Selbsterkenntniß und Kraft, wozu die Italiener durch größern Verkehr mit dem Auslande gelangen, die gegründete Hoffnung, daß über kurz

oder lang einmal bei besserer Grundlage der rechte Reformator der italienischen Komödie erscheinen werde. Dem Goldoni bleibt immer das Verdienst, nach einer finstern Zeit des italienischen Theaters das Publikum von den größten Verirrungen abgebracht, an die eigentliche Komödie wieder gewöhnt und für die wahre Reform vorbereitet zu haben.

Die

Farças des Gil Vicente.

Zur Geschichte
der älteren spanischen Bühne.

Von

Moritz Rapp.

Die Spanier sind, wie die Engländer, ein praktisches, seefahrendes, handeltreibendes Volk; gleich jenen haben sie ihre geistige Thätigkeit weder (wie Italien und Deutschland) auf die sinnlichen Künste der Plastik und Musik, noch auch (wie Frankreich und Deutschland) auf Theorie und Philosophie zersplittert: sondern bei beiden Nationen war zu allen Zeiten, neben einer tiefen und aufrichtigen Religiosität, die Poesie die vornehmste, fast dürfen wir sagen, die einzige und ausschließliche Äußerung des geistigen Lebens, innerhalb seiner theoretischen Sphäre. Sie sind deshalb auch beide unläugbar die vorzugsweise poetischen Nationen des neueren Europa geworden; jede freilich auf eignem Wege. Denn während England den Gipfel seiner Poesie in der dramatischen Form, durch Shakespeare, erreichte, so hat Spanien den vollkommensten Ausdruck seines künstlerischen Vermögens vielmehr im Gebiete der epischen Dichtung gefunden: nämlich im rythmischen Heldengedicht durch den Portugiesen Camoens und sodann im komischen Roman und in der Novelle durch Cervantes. Beide, Camoens wie Cervantes, waren abenteuernde Naturen, die in kriegerischer Unruhe die Welt durchirrten; ihre persönlichen Schicksale, ihr rastloser Drang nach Thaten, Gefahren und Abenteuern repräsentiren uns den Charakter des Volkes, welchem sie angehören. Auch in der dramatischen Form haben beide sich versucht: allein verglichen mit ihren epischen Leistungen sind sie im Drama eben nur beim Versuche stehn geblieben. Ja, Shakespeare gegenüber, dieser leibhaftigen und wahrsten Incarnation des dramatischen Genius, gewinnt das ganze

spanische Drama nur das Ansehn eines Versuches. Jene höchsten Ziele der Kunst, welche Shakespeare, kraft seiner göttlichen Begabung, spielend erreicht, werden im spanischen Drama kaum berührt, kaum angestrebt. Vielleicht ist diese höchste Concentration des dramatischen Genies, die wir in Shakespeare bewundern, überhaupt nur einmal möglich gewesen: und so sehen wir in Spanien, bei allgemein verbreiteter Neigung zu dieser Kunstform, statt jener Einen gewaltigen Individualität, vielmehr eine große Menge von Dramatikern zweiten Ranges sich entwickeln: und zwar diese mit einer Productionskraft begabt, welche, seit dem, was wir von der Fruchtbarkeit einzelner griechischer Dramatiker wenigstens historisch wissen, in der Welt überhaupt nicht mehr ihres Gleichen gehabt hat. So hat es geschehen können, daß nach der Reihe sämmtliche Nationen Europa's die sprichwörtlich gewordenen Reichthümer der spanischen Bühne geplündert und diese Schätze, so zu sagen, abgenutzt haben, ehe sie dieselben kannten. Aber nur um so interessanter wird es für den Literarhistoriker und, hoffen wir, für alle diejenigen sein, die die Literaturen der Völker überhaupt wahrhaft genießen wollen (denn nur Verständniß giebt Genuß), diese reichströmenden Quellen bis zu ihrem Ursprung zu verfolgen und den ersten Keim jener Vegetation zu entdecken, die bald darauf, in überreicher Fülle, alle Bühnen Europa's überwuchern sollte.

Zu Anfang des laufenden Jahrhunderts war es in Deutschland noch ziemlich unbequem, sich mit der spanischen Bühne wissenschaftlich bekannt zu machen; unsere Romantiker, die zuerst wieder mit größerem Ernst auf diese Literatur hingewiesen, hatten Mühe, sich nur das Material zu verschaffen, geschweige denn, daß sie es gleich Anfangs hätten sichten und das Bedeutende vom Unbedeutenden unterscheiden können. — Seit etwa zwei Jahrzehenten indessen ist hierin eine höchst erwünschte

Änderung eingetreten. Durch die Bürgerkriege, welche ihr Vaterland zerrissen, wurden viele Spanier in die Fremde getrieben, nach Frankreich, England und sogar bis nach Deutschland hinein. Unter ihnen waren auch thätige Literaten und die Industrie säumte nicht, durch ihre Beihülfe die Schätze der spanischen Literatur auch für den mittel- und nordeuropäischen Markt auszubeuten. So wurden zuerst im südlichen Frankreich, in Perpignan, Bordeaux, Avignon ꝛc. viele spanische Bücher, wenigstens ziemlich correct, wenn auch mit geringer Zierlichkeit, abgedruckt. Schöner ausgestattet waren die etwas später in Paris erschienenen Editionen; ich erinnere zu unsrem Zweck nur an den Cervantes von Garcia de Arrinta, der 1826 zu Paris erschien und wenigstens ein Bändchen Teatro enthält, in welchem die sämmtlichen Entremeses oder Zwischenspiele, nebst einigen freilich unvollständigen Proben der Lust- und Trauerspiele, abgedruckt sind. In Deutschland, wo durch Schlegel's etwas einseitige Kritik die Bewunderung der Kenner von Lope de Vega ab gänzlich auf den jüngern Calderon fixirt worden war, hatte man sich ausschließlich nur um diesen bemüht. Zwei oder drei Anfänge waren schon gemacht, die Calderon'schen Dramen zu ediren, als endlich Ernst Fleischer in Leipzig 1827 alle frühern Versuche niederschlug durch seine vollständige Ausgabe dieser Stücke in vier starken Kleinfoliobänden. Die Ausgabe ist vortrefflich und kann ihr, wenn überhaupt ein Vorwurf, nur dieser gemacht werden, daß sie etwas zu splendid angelegt ist; die Hälfte des Aufwands auf diesen Autor und die andere auf eine Auswahl aus Lope verwendet, wäre ohne Frage noch dankenswerther gewesen. Über die eigentlichen Alterthümer der spanischen Bühne klärte zuerst die Sammlung auf, welche Böhl de Faber als hanseatischen Consul in Cadiz veranstaltete, und 1832 in Hamburg, unter dem

Titel Teatro español anterior á Lope de Vega, herausgab. Auf diese folgten die schönen, aber leider allzukostbaren Ausgaben der beiden portugiesischen Classiker Camoens und Gil Vicente, welche zwei portugiesische Auswanderer, die Literaten Barreto Frio und Monteiro zwischen 1832 und 1834 in Hamburg herausgaben. Die wichtigste Acquisition für dieses Fach war aber unstreitig die große Collection, welche Eugenio de Ochoa unter dem Titel Tesoro del Teatro español 1838 bei Baudry in Paris in fünf Bänden herausgab; der erste Band enthält die ältesten spanischen Dramen nach der Anordnung einer frühern Sammlung von Moratin, der zweite und dritte eine ziemlich reiche Auswahl aus Lope und Calderon, der vierte und fünfte endlich die späteren Dramatiker bis auf unsre Tage. Auch bemerke ich noch, daß die politische Umwälzung in Spanien und besonders die gesprengten Bande der Inquisition, wie so Vieles in diesem Lande, so auch eine Sammlung catalonischer Poesien von Vicens García (Zeitgenossen von Lope de Vega) an's Licht gebracht haben, welche 1820 in Barcelona neu aufgelegt wurde, und die unter anderen das einzige wenigstens mir zu Gesicht gekommene Drama des sechzehnten Jahrhunderts in catalonischer Sprache enthält.

Man ersieht hieraus, daß, abgerechnet den Übelstand, daß Ochoa's Lope nur zwanzig Stücke dieses Meisters enthält, und die Auflage überdies vergriffen ist, wir im Übrigen über die Geschichte des spanischen Theaters, wenigstens was die Quellen betrifft, nicht länger im Dunkel zu bleiben brauchen. —

Wir haben oben den Gil Vicente und die Hamburger Ausgabe desselben erwähnt. Die Literarhistoriker wußten schon längst von einem der ältesten modernen Dramatiker zu erzählen, den die Portugiesen ihren Plautus zu nennen gewohnt

seien, ja der zu einer europäischen Celebrität gekommen war durch die Anekdote, daß der durch Plautus und Terenz classisch gebildete Erasmus von Rotterdam die portugiesische Mundart erlernt habe, einzig um diesen Vater des neueren Lustspiels im Original kennen zu lernen. Dieser Autor ist eben Gil Vicente. Ist er auch keineswegs (und die neuesten Herausgeber haben allerdings die Unparteilichkeit gehabt, dies selbst einzugestehen,) der Stifter des neuern oder auch nur des spanischen Drama zu nennen [1]), so gehört er doch jedenfalls zu den frühesten Pflegern desselben, und unter diesen frühesten zu den glücklichsten.

Gil Vicente ist zu Anfang des letzten Viertels des funfzehnten Jahrhunderts in Portugal geboren; er lebte an den Höfen der Könige Don Manuel und Johann III, wie es scheint, von seinen Fürsten für seine poetischen Unterhaltungen nur kärglich belohnt. Wie Shakespeare und Moliere, war er in diesen Hofspielen zugleich als Schauspieler thätig; das Authentischste über sein Leben scheint in den nachstehenden lateinischen Versen seines Zeitgenossen André de Resende zusammengefaßt:

Cunctorum hinc acta est comoedia plausu,
Quam Lusitana Gillo auctor et actor in aula
Egerat ante, dicax atque inter vera facetus:
Gillo jocis levibus doctus perstringere mores,
Qui si non lingua componeret omnia vulgi,
Sed potius Latia, non Graecia docta Menandrum
Ante suum ferret, nec tam Romana theatra

---

1) Anm. des Herausgebers. Der Herausgeber erlaubt sich hier, sowie für das Nächstfolgende, die Leser des Literarhistorischen Taschenbuchs an den Aufsatz von A. Wellmann zu erinnern: Die vier ältesten spanischen Dramatiker, welchen der erste Jahrgang dieses Buches (p. 201 bis 250) brachte und den man nicht ohne Interesse vergleichen wird.

Plautinave sales, lepidi vel scripta Terenti
Jactarent; tanto nam Gillo praeiret utrisque,
Quanto illi reliquos inter, qui pulpita rore
Oblita Coryceo digito meruere faventem.

Unter den Fatalitäten, welche den Dichter betroffen, wird angeführt, daß er einen Sohn gehabt, dessen aufwachsendes Dichtertalent den Vater dermaßen eifersüchtig gemacht, daß er ihn geflissentlich nach Indien geschickt, wo derselbe als Soldat seinen Tod gefunden haben soll. Sicherer ist, daß seine Tochter Paula, selbst eine gelehrte Dame, am Hofe der Tochter des Königs Manuel gelebt hat; von ihr sind die Werke ihres Vaters nach dessen Tode (er starb bald nach 1536) zum Drucke befördert worden.

Gil Vicente's Wichtigkeit für die Literatur besteht nun hauptsächlich darin, daß er zuerst die Form der nachmaligen spanischen Bühne bestimmt hat. Er ging, wie sein Vorgänger Juan de Encina und Andere, von dem trochäischen Romanzenvers, als dem eigentlichen Nationalvers der Spanier, aus. Daneben indessen hat allerdings auch er schon der allgemeinen Neigung seines Jahrhunderts theilweise nachgegeben und die künstlicheren italienischen Maße in die spanische Sprache eingeführt: wennschon auf eine durchaus eigenthümliche, von den späteren Dichtern merklich verschiedene Weise, worüber wir weiter unten an einigen praktischen Beispielen das Nähere nachweisen werden. — Die meisten seiner Werke sind für kirchliche Veranlassungen gedichtet. Doch auch an weltlichen, in denen er sich seine Stoffe selbständig, aus eigener Erfindung, zurechtlegt, fehlt es nicht. Das Volksleben in seinen mannigfachen Gliederungen, seiner vielgestaltigen Frische zu schildern, war sein vornehmstes Bestreben; es ist dies zugleich diejenige Sphäre seiner Leistungen, in welcher er sein eigenthümliches Talent am Glänzendsten bewährt, ja

in der er seinen Dichterberuf überhaupt erst documentirt. — Die Vergleichung mit Plautus, die bei seinen Landsleuten zur stehenden Redensart geworden, liegt allerdings nahe, ohne doch mehr, als nur die Außenseite beider Dichter zu berühren; ihr Kern ist eben so verschieden, wie die Zeit und die Nationen, denen sie angehören. —

Eine besondere Erläuterung ist nöthig rücksichtlich des Idioms, in welchem Gil Vicente schrieb, sowie überhaupt in Betreff seiner Stellung (als Portugiese) zur Gesammtheit der spanischen Bühne. Um beides gehörig zu würdigen, erinnere man sich, daß Castilien und Portugal sich damals neben einander um den dramatischen Lorbeer bewarben: ein Umstand, der zunächst äußerlich durch die nahe Verwandtschaft beider Idiome ermöglicht wurde. Alle portugiesischen Dichter dichteten, außer in ihrer Mundart, auch castilisch. Dabei ist es bemerkenswerth, daß das Castilische im Portugiesischen häufig als Bauernsprache gilt: vermuthlich deshalb, weil die Galicier in Lissabon und Porto gewöhnlich allerhand schwere, grobe Arbeiten verrichten, ähnlich etwa, wie in Paris die Savoyarden. Wenn nichtsdestoweniger Camoens einen Theil seiner Sonette castilisch, also in der Sprache der gemeinen Leute geschrieben hat, so ist dies vermuthlich durch die besondern Beziehungen des Gegenstandes geboten worden, an den er sich eben wandte. Denn daß er seine Liebeslieder als bloße Sprachübung behandelt und, zu philologischer Kurzweil, erheuchelte Leiden den tauben Sternen vorgesungen hätte, ist eine Annahme, mit der wir Camoens' Andenken nicht wohl beleidigen dürfen. — Begreiflicher ist es, warum ein anderer portugiesischer Dichter, Montomayor, seinen berühmten Schäferroman durchaus in castilischer Sprache geschrieben hat: der Stoff führte hier gleichsam von selbst auf das castilische, als das bäuerische, rustike Idiom, den Dialect der Landleute und Schäfer. —

Das umgekehrte Verhältniß dagegen, nämlich daß Castilier zugleich portugiesisch geschrieben hätten, scheint nicht üblich gewesen zu sein; wenigstens entsinne ich mich hiefür keines Beispiels. Man hat sich das Verhältniß daher wohl so zu denken, daß das Castilische damals bereits als die Haupt- und Centralsprache der Halbinsel fest stand, während die extremen Mundarten der Portugiesen und Catalonen nur provinciale Geltung hatten.

Von hier aus nun erklärt sich auch die Mischung der Idiome bei Gil Vicente, von dessen Stücken einige ganz, andere theilweise in castilischer Sprache geschrieben sind. Wir haben oben bereits bemerkt, daß das eigentliche Volksleben, das Leben also der sogenannten niederen Stände, der Bauern, Schäfer, Vagabonden ꝛc., die hauptsächlichste Sphäre seiner Dichtungen bildet. Je mehr daher in dem einzelnen Stücke dies rustike Element vorwaltet, je mehr auch wird der castilische Dialect dominiren. Wenigstens ist dies als Princip festzuhalten, wenn auch im Einzelnen allerhand Willkür oder Zufälligkeiten mituntergelaufen sein mögen.

Am Deutlichsten wird dies in den Farças. Der Name, gleichbedeutend etwa mit Burleske, ist nicht ganz wohl gewählt, indem unter diesen sogenannten Farças allerdings auch einige sind, die nichts, oder doch nicht mehr Burleskes haben, als dem damaligen Drama überhaupt anklebte. Indessen a potiori fit denominatio: und so mag man sich den Namen schon gefallen lassen, da in der That die Mehrzahl dieser Farças recht eigentlich in jenen Kreisen des Volkslebens spielt und seine Schwänke und Ränke mit übermüthigem Behagen wiederspiegelt. — Die Farças sind, nach dem eigenen Urtheil seiner Landsleute, der Gipfel von Gil Vicente's Dichtungen; nirgend anders hat seine komische Kraft, nirgend auch das Specifische seines Talentes (in der Hinneigung zu der

niedern Sphäre) sich glänzender documentirt, als eben in diesen Bildern des spanischen Volkslebens. Daher scheinen sie auch am Besten geeignet, als Probe und Maßstab von Gil Vicente's Talent zu dienen und diesen bisher so wenig gekannten Dichter bei unserm Publicum einzuführen. Nur darf dies nicht durch Raisonnements geschehen sollen: denn was könnten diese helfen, und wenn es die scharfsinnigsten, die wichtigsten wären, so lange die Grundlage des Verständnisses, die Bekanntschaft mit dem Stoffe, bei den Lesern fehlt? — Wir begnügen uns daher zuvörderst, als Grundlage künftiger weiterer Mittheilungen, den Inhalt der Farças in kurzem Auszuge darzulegen. Freilich muß bei dieser Behandlung von dem eigenthümlichen Reiz dieser Stücke viel, wenn nicht das Meiste, verloren gehen. Denn gerade die Bestandtheile der Komödie: die Kraft der Situationen, die Schärfe der Charakteristik, die Energie der Handlung, der Witz der Rede, das flüchtige Salz der Späße, vertragen keinen Auszug. Doch, hoffen wir, wird auch das nackte Gerippe, das wir zu geben vermögen, noch deutlich genug sein, um den Mann überhaupt zu charakterisiren, und anziehend genug, um den denkenden Leser zur näheren Bekanntschaft desselben einzuladen.

I. »Wer hat Kleie?« (De quem tem Farelos: aufgeführt 1505.)

So, falls das Wort richtig ist, heißt die Überschrift des Gedichtes, nach den ersten Worten desselben. Zwei Diener, ein Portugiese und ein Castilier, klagen über den Geiz ihrer Herren. Besonders der Portugiese schildert den seinen über die Maßen armselig, und dabei sei er noch dazu immer verliebt, spiele Violine und singe ohne Aufhören. Doch schon kommt der Geschilderte selbst, seiner Geliebten ein Ständchen

zu bringen: das heißt, er singt sein Liederbuch vor ihrem Fenster ab, wobei er jedes Stück mit der Aufschrift vorträgt, auch bei jedem neuen Stück hinfügt: »ein andres von demselben.« Die Lieder selbst sind elend genug, zum Theil castilisch. Er schilt sodann mit seinem Diener und rüstet sich wiederum zum Singen. Der Diener klagt über Hunger; aber der Herr, ohne ihn zu beachten, spielt die Violine und singt. Da fangen die Hunde an zu heulen (mit dem Portugiesischen Nasalton: hão, hão!): der Diener soll sie todt schlagen oder füttern. Ja wohl, wenn er etwas hätte! Der Herr singt weiter. Endlich erscheint das Mädchen am Fenster; er klagt seine Liebesnoth, nicht ohne einige kleine Zweideutigkeiten einzumischen. Nun die Hunde wieder: hão, hão! Er kann seine Geliebte nicht verstehen; der Diener soll die Hunde mit Steinen werfen. Aber schon fängt auch die Katze an zu miauen: meaó, meaó! Inzwischen macht der Junker große Versprechungen über seinen Glücksstand; er sei bei Hofe eingeführt — (Diener: Ja, hinausgeführt hat man ihn) er sei reich an Allem; sie habe nichts zu thun, als Perlen anzufädeln — (Diener: Der Spitzbube!) Auch der Hahn im Hause kräht (cacaracá). Es muß schon Mitternacht sein — (Diener: Und noch kein Mittagessen!) — Wie? Eure Mutter kommt herab? — Nun tritt wirklich die Alte aus dem Hause mit einem langen, lamentablen Selbstgespräch, in welchem sie, wie man zu sagen pflegt, auf Gott und die Welt schimpft. Der Junker will wieder ein Liebeslied beginnen; aber damit kommt er der Alten eben recht: »Was für ein Papagei ist das?« — O, die edle Liebe soll ich lassen! — »Du bist ein Bettler und willst musiciren? Geh zum Henker! Werde ein Schneider oder Weber, um zu leben.« — Meine Augen scheiden, aber meine Seele bleibt. — Damit gehen die Männer ab. — Es folgt nun eine Unterredung zwischen Mutter

und Tochter; die Scene hat man sich dabei wohl im Zimmer zu denken. Die Alte: Isabel, Du bringst uns in's Geschrei. »Soll ich denn ewig ledig bleiben?« — O Schwätzerin! Kannst Du nicht beten? — »O, das ist nicht für mich; nur in den Spiegel schauen, mich kämmen und putzen und auf die Lippen beißen, fein schreiten lernen, daß man mich nicht für eine Weberstochter halte.« — Nicht auch das Feld bauen? — »O, das macht bucklig.« — Was? Und nicht spinnen? »Das ist noch schlimmer. Spinnerinnen und Weberinnen taugen alle nichts. Laß Du mich schmücken; das gilt heute. Und jetzt möcht' ich frühstücken.« — Prügeln sollte man Dich. »Ja, das wäre wieder etwas Anderes.« — Und da bricht das Stück ab.

Mit solchen kecken Skizzen aus dem gemeinen Leben hat nun, wie es scheint, die spanische Bühne begonnen; sie haben mit den griechischen Mimen eine unverkennbare Verwandtschaft, wenn auch gewiß keine andere, als die überhaupt in den Anfängen und der ersten Entwickelung aller Komödie liegt. Wegen des vorstehenden Stückchens erinnere ich noch an Voß' Gedicht, das Ständchen, das damit eine auffallende Ähnlichkeit hat. Ob dasselbe von Voß' eigener Erfindung ist, weiß ich nicht; nur unsern Vicente hat er gewiß nicht gekannt.

II. Die indische Scene (Auto da India) Vom Jahre 1519.

Mädchen: Was? Die Flotte fährt schon ab? Frau: Und was giebt es da zu klagen? — So? Wann euer Mann nach Indien reist? — Wir werden um so ruhiger leben. — Sie sind wirklich hinaus. — Gott sei Dank! So hab' ich doch Ruhe vor den ehelichen Pflichten. — Ein Castilier tritt ein; wie gewöhnlich ist der Castellano zugleich die Maske des

miles gloriosus. Er macht der Dame eine Liebeserklärung in Rodomontaden. Die Frau bescheidet ihn, er solle wiederkommen, wenn es Nacht sei. Er geht. Frau: Er gefällt mir sehr. Mädchen: Aber der Page Lemos war doch noch hübscher. Lemos kommt; kurze Begrüßung. Page: Wer zerrt denn da am Laden? — Es sind nur Kinder. Aber geht doch, eurer Sicherheit wegen, hier in die Küche! — Der Castilier, von außen: Öffnet! — Wartet doch erst bis mein Bruder weggegangen. — Page ruft: Wer ist draußen? — Frau: Ein castilischer Essighändler. — Der Page bestellt durch das Mädchen ein Abendessen und nennt die Gerichte; endlich, weil er sich langweilt, fängt er an zu singen. — Dame: O, was wird die Nachbarschaft sagen! — Der Castilier schimpft vor dem Hause. Die Frau zum Pagen: Geht jetzt hinein; der Corregidor könnte euch abfassen. Dann dem Castilier zurufend: Mein Bruder ist noch nicht fort. Der Castilier geht fluchend fort. Die Frau zum Pagen: Geht jetzt; es tagt. Mädchen: Meine Frau führt ein schönes Leben; einen auf der Straße, einen im Bett. — Jetzt sind plötzlich zwei Jahre verflossen. Das Mädchen kommt: Der Herr ist angekommen. Man löscht das Feuer, schließt die Fenster. Der Herr kommt. Ach, wie sonnenverbrannt, ruft die Dame: Hast Du viel durchgemacht, Du Ärmster? — Sturm und Alles. — Und ich war immer eingeschlossen und treu. Bringst Du Gold mit? — Nicht sonderlich. Komm, laß uns das Schiff betrachten. Frau: Ja, denn ich habe Langeweile. Damit gehen sie ab.

Hier haben wir nun die dramatische Kunst in ihrer absoluten Kindheit. Es ist, in baarer Nacktheit, eine treue, durchaus unvermittelte Copie des gemeinsten Lebens, ohne Begriff von scenischer Möglichkeit und Darstellbarkeit, ja das scenische Ungeschick ist so groß, daß man schon deshalb zweifeln

möchte, ob dieser Dichter überhaupt nur eine Zeile von Plautus gelesen hat, viel weniger, daß man sie zusammenstellen dürfte.

III. Ruhmesscene. (Ohne Jahrszahl.)

Portugal, allegorisch als ein Mädchen dargestellt, kommt mit einem Rüpel (dem castilischen Gracioso, der aber bei Vicente Parvo heißt), Namens Joanne (was dem castilischen Juan im Laute nachgebildet ist). Der Rüpel hütet der Dame Portugal ihre »Enten«. Warum Enten, ist schwer zu sagen; genug, die wollen nicht geradeaus laufen, und der Rüpel selbst ist schläfrig. Sodann, um den Ruhm Portugal's werbend, treten ein Franzos und ein Italiener auf, jeder in seiner Mundart. Dieses Italienisch und Französisch ist aber das tollste Kauderwelsch, das man sich vorstellen kann. Man sieht, der Dichter hat diese Mundarten wohl oben hin sprechen hören, ohne sie jedoch genau zu verstehen, und rechnet bei seinen Zuhörern auf eine ähnliche Unkenntniß: was freilich am Lissaboner Hofe auffallend genug wäre. Als dritter Werber erscheint noch ein Castilier, und diese Mundart ist, wie sonst, rein gehalten. Portugal streicht ihre Thaten in Asien heraus, und das allegorische Resultat ist, daß sämmtliche Bewerber um die Herrlichkeit des Portugiesischen Namens mit einem Korb abziehen müssen; worauf schließlich Portugal vom Glauben und der Tapferkeit gekrönt wird.

Bemerkenswerth bei diesem Schlusse sind die drei Octavstanzen, welche der Glaube zu Ehren Portugals singt. Ich habe früher schon gesagt, daß Vicente anfängt, zwischen die spanischen Romanzenverse italienische Stanzen einzuschieben. Da er aber für den Rhythmus der Sprache noch ein unverdorbenes Ohr mitbringt, so erlaubt er sich nicht, nach italienischem System, in der Mitte des Verses nur die Sylben zu zählen: sondern er scandirt die Verse nach ihrer wirklichen

Wortquantität, wenigstens macht er den Versuch dazu, obgleich er zwischenein auch in die faule Sylbenzählung sich verirrt, weil das erstere System etwas schwierig durchzuführen ist. So wird jedermann die beiden ersten Verse dieser Stanzen als reine Amphibrachen anerkennen:

⏑ | – ⏑ | ⏑ – ⏑ | ⏑ – ⏑ | ⏑ –

Os feitos troianos, tambun os romãos,

⏑ – ⏑ | ⏑ – ⏑ | ⏑ – ⏑ | ⏑ – ⏑

Mui alta princeza, que sam tam homrados.

Wie schön und lebendig klingen diese wahrhaft rhythmisirten Verse gegen das später eingeführte italienische System, wo nur der Reimvocal nothwendig mit dem Wortton übereinstimmen muß! Und was hätte der spanische Vers werden müssen ohne diese Verderbniß!

IV. Der Alte des Gartens. (Von 1512.)

Ein Alter spazirt in seinem Garten und betet in latein-portugiesischem Mischmasch. Ein Mädchen kommt, Kräuter zu pflücken. Er verliebt sich in sie und sagt ihr allerlei Galanterien, die aber in hohlen Phrasen, ohne alle Individualität, ausgeführt sind. Die Frau läßt den alten Herrn durch den Diener (den parvo) zum Essen rufen. Der Herr hat keinen Hunger; die Frau kommt nun selbst, schilt ihren Alten und geht wieder. Darauf kommt eine Kupplerin und spricht eine Art Liebesbeschwörung. Auch holt sie zu verschiedenen Malen Geld zu Geschenken, angeblich um dem Alten den Sieg zu sichern. Nachdem sie ihn so eine Weile ausgezogen, treten ihr Gerichtsdiener in den Weg, die sie im Namen des Königs gefangen nehmen. Ein kleines Mädchen kommt und erzählt dem Alten, was der Kupplerin widerfahren, und daß das Mädchen mit seinem Gelde eine lustige

Hochzeit zu machen im Begriffe sei. Der Alte verzweifelt jetzt, daß er seinen vier Töchtern nichts hinterlasse.

Auch dieses Stückchen ist wieder so ein Miniaturbildchen, anecdotenhaft und naturgetreu aus dem gemeinsten Leben genommen, ohne alle Ahnung einer wirklichen Kunstform. Man glaubt (um den Schlegelschen Vergleich hier anzuwenden) alte Holzschnitte zu sehen, wo den Figuren Zettel aus dem Munde hängen.

V. Die Feenscene.

Diese ist, wie andere Stücke, sichtlich eine Maskerade, die bei Hofe aufgeführt ward. Eine Zauberin kommt in den königlichen Palast und verwundert sich über den großen Glanz; es sei Alles so blank, daß man nicht einmal einen Winkel fände, »wo man hinpissen kann«. Nun tritt sie vor den König, die Königin und die Infantin (die natürlich nicht mitspielen), sie zu beglückwünschen und ihnen Gutes zu prophezeien. Darauf vertheidigt sie in langer Rede den Vortheil und die Unentbehrlichkeit der Zauberei, wobei besonders auf bekannte Liebesverhältnisse unter den anwesenden Hofleuten angespielt wird: Anspielungen, wie wir sie ja auch bei unsern Maskeraden in ähnlicher Weise zu üben pflegen. Dann holt sie einen Kessel und braut einen Zaubertrank; die Ingredienzen werden aufgezählt, etwa wie im Macbeth. Teufelsbeschwörung: ein Teufel erscheint und spricht »picardisch«, nämlich ein französisches Kauderwelsch. Kannst Du nicht Portugiesisch sprechen? Er bleibt bei seinem Kauderwelsch, indem er der Zauberin ihre Sünden vorwirft. Sie schimpfen sich herum; endlich gebietet die Hexe dem Teufel zu gehen, und ihr von den verlorenen Inseln im Meer einige Nixen (fudos) zu schaffen. Der dumme Teufel versteht frades (Mönche) und bringt aus der

Hölle zwei Mönche, einen, der Schalmei spielt, und einen, der ein großer Prediger, dabei aber sehr verliebt gewesen. Letzterer hält eine lange Rede über seine Leidenschaft für die Weiber und seine Verdammniß darum. Die Hexe schilt den Teufel: was er da bringe? Das Mißverständniß klärt sich auf. Der Pfaffe: Gebt uns einen Auftrag. Hexe: Was sollen wir von Dir und Deinem Pfeifer? — Nun, ich bin ein großer Redner; gebt mir ein Thema, euch zu unterhalten. Man giebt das Thema: Amor vincit omnia. Er führt es aus in castilischen Stanzen, genau in der Construction, die wir oben angegeben. Der Anfang giebt den amphibrachischen Gang zu erkennen:

⏑ – ⏑ | ⏑ – ⏑ | ⏑ – ⏑ | ⏑ – ⏑

Discretas, ilustres señoras hermosas etc.

Diese castilischen Stanzen sind höchst merkwürdig, weil sie ganz nach diesem Tonschema durchgeführt sind, und sich nach dem späteren italienischen System gar nicht lesen lassen. Er spricht zehn und eine halbe Stanze, dazwischen ist nur bemerkt, wie er sein Taschentuch zieht und sich schneuzt. Auch dieses Gelegenheitsstück enthält Anspielungen auf Zeitereignisse. Endlich werden die Mönche abgefertigt; eine neue Beschwörungsformel bringt die Nixen herbei, die ohne Zweifel durch Damen des Hofes dargestellt wurden. Sie singen eine Art Sirenenlied und weigern sich zu sprechen. Dann singen sie dem Könige und der Königin günstige Weissagungen. Nach diesem werden der Gesellschaft eine Art Bonbons ausgetheilt, deren Devisen abgelesen werden. Zuerst Götter-Etiquetten für den König, die Königin und die beiden Infantinnen; dann für die Herren allerlei Thiere, für die Damen Vögel. Das Thier ist je in einem dreizeiligen Spruch characterisirt, nach der Form des italienischen Ritornells. So geht es bis zum Ende des Festspiels, neun Seiten lang.

An diesem Stücke ist die Ungunst, mit der die Geistlichkeit behandelt wird, eine historische Merkwürdigkeit. Man weiß, mit welchen Invectiven die ältesten italienischen Dichter, Dante, Petrarca, Boccaccio, den römischen Stuhl und die Geistlichkeit angriffen; bei den Spaniern ist diese Richtung selten so grell hervorgekehrt. Wir begreifen aber aus solchen Partien, wie die später aufgekommene Inquisition es dahin gebracht, daß auch Vicentes Schriften, wie so viele andere, erst verstümmelt und dann ganz unterdrückt werden konnten, so daß sie bis auf unsere Zeit aus der literarischen Welt fast verloren waren.

VI. Inez Pereira. (Von 1523.)

Dieses Stück ist nach dem Lobe, das ihm schon Bouterwek in seiner Geschichte der portugiesischen Poesie ertheilt hat, und auch nach dem Urtheil der portugiesischen Herausgeber, dasjenige, aus welchem man die dramatische Kraft unsers Dichters vor allen erkennen kann; auch dem Umfang nach ist es das bedeutendste. Um so mehr verdient es eine eingehende und sorgfältige Betrachtung.

Ines (man spreche Inês; es ist Agnes) Pereira ist die Tochter einer gemeinen Frau, aber sehr hochmüthig (mui fantasiosa); sie sitzt an der Arbeit, die ihr zuwider ist. Die Mutter kommt aus der Messe und schilt sie. Dazu tritt eine Nachbarin, Leonor (oder gemein Lianor) Vaz mit Namen. Das Stück scheint auf dem Lande zu spielen; Leonor erzählt (oder fingirt), wie sie von einem Geistlichen auf dem Feld sei überfallen worden, der ihr Gewalt anthun wollen. Sie ist nicht besonders böse darüber, und die Mutter sagt, just so sei es ihr auch schon ergangen. Leonor ist aber eine Kupplerinn und bringt der jungen Ines einen Liebesbrief von einem reichen Bauern, Pero Marques genannt; der Brief ist

bäurisch genug. Gleich darauf kommt er selbst und ärgert das Mädchen durch seine Thorheit. Sie nimmt aber doch Rücksicht auf sein Geld, schickt die Zeugen beiseite und bleibt mit dem Bräutigam allein, bis es Nacht wird und dieser selbst nach Licht fragt: wenn er erst ihr Mann sei, solle es anders gehen. Damit geht er ab. Ines nennt ihn einen Esel; ein Anderer hätte diese schöne Gelegenheit ganz anders benutzt. Lieber, erklärt sie der Mutter, gar keinen; sie wolle einen der singen und spielen könne, mag er auch aussehen wie er will. Mutter: Was? Immer tanzen? Und wovon denn leben? »Lieber von frischem Wasser. Gestern gingen zwei Judenkuppler hier vorbei; und sieh! da kommen sie wieder.« — Die Juden treten in der Straße auf, Latão und Vidal. Sie sprechen unter sich über den Koth und die Noth der Welt und sind lange nicht einig, wer von beiden Ines zuerst anreden soll. Endlich spricht diese selbst. Sie schlagen ihr nun mehre Ritter zu Freiern vor; einer werde ja wohl der rechte sein. Der Ritter kommt mit seinem Knappen und will sich vorstellen. Im Haus spricht jetzt die Mutter mit der Tochter; sie hat die Männer belauscht. Mutter: Du mußt Dich recht sittsam und bescheiden stellen bei diesem. Inzwischen instruirt der Ritter seinen Knappen: er soll sich fein ordentlich aufführen, wenn er ausspuckt, darauf treten u. s. w. Der Junge meint, er sollte doch neue Stiefel haben. Ritter: Der Schuster hat kein Leder. Junge: O ja, aber Ihr kein Geld. Nun treten sie ein. Der Ritter erklärt seine Liebe, streicht sich heraus, fordert vom Pagen die Geige, schimpft sich mit ihm und will ihn verabschieden. Ritter: Nun hört, wie schön meine Geige klingt. Er spielt. Mutter: Meine Tochter ist im Paradies; o daß ich so alt bin! Nun schlägt Latao ein Lied vor; der Ritter aber singt ein anderes, castilisches. Vidal: Das macht mich schläfrig. Zum Mädchen: Aber diesen wackern

Herrn müßt Ihr nehmen, er ist es werth. Mutter: Die Juden machen einen Teufelslärm, wie Schmiede; ich nehme doch lieber einen Handwerker, keinen Gnadendiener. Latão: Sie hat schon gewählt. Ines: Ihr habt nach Eurem Willen geheirathet, so ich nach dem meinigen. Der Ritter nimmt ihre Hand und spricht den Schwur der Treue, sie ebenso; Vidal spricht einen hebräischen Segensspruch darüber. Jetzt wollen die Juden bezahlt sein. Mutter: Morgen; jetzt hol' ich Freunde zur Hochzeit. — Ritter: O wär' ich nur ledig. — »Reut's euch schon?« — Ach es ist ein Gefängniß! — Die Hochzeitgäste rücken an; zwei, Luzia und Fernando, sagen ihre Glückwünsche: Tanz; die Mutter nimmt Abschied. Nun wird der Ritter ein despotischer Hausherr; die Frau soll gar nicht aus dem Hause gehen, er will in's Feld ziehen und giebt dem Burschen den Auftrag, die Frau einzusperren. »Von was aber inzwischen leben?« Vom Weinberg, von der Dreschtenne, vom Feigengarten, von Trüffeln. Damit geht er. Der Bursche sperrt die Frau ein. Sie singt und klagt: hätte sie doch lieber einen dummen Mann genommen, als einen, der nur gegen die Frau tapfer ist! Der Bursche kommt mit einem Brief. Frau: Er ist von meinem Bruder; laß uns hören. Der Bruder schreibt: Fasse dich, Schwester; dein Mann ist von einem Mohren getödtet worden. Bursch: O welches Unglück! Frau: Gott sei Dank! Jetzt einen zahmern Ehemann her! Leonor Vaz kommt. Wie geht's? »Ich war schlecht vermählt.« Wenn Ihr wenigstens schwanger wäret! »Die Race wäre mir schon recht; aber es glückte nicht.« Ihr müßt wieder heirathen: den reichen Pero Marques; ich hol' ihn. »Ja den will ich; ein Esel, der mich trägt, ist mir lieber, als ein Pferd, das mich abwirft. (Dieses nämlich war das aufgegebene Thema des Stückes laut der voranstehenden Didaskalie; man hatte den Dichter bezüchtigt, er mache

seine bewunderten farças nicht aus eigenem Witz: lauter Züge, aus denen man die Kindheit der Kunst deutlich ersieht.) Leonor bringt den töppischen Freier: Da! umarmt sie! — »O ich bin nicht so keck; nachher.« Gebt euch die Hände! Sie sind ein Paar und die Kupplerin geht. Frau: Mann, jetzt will ich ausgehen; ohne dich. — »Du kannst thun was du willst.« Inzwischen kommt ein Eremit an die Thüre, der castilisch bettelt. Die Frau geht, ihm ein Almosen zu reichen. Der Eremit flüstert ihr zu, er habe sich nur um ihretwillen so verkleidet. »Seid Ihr der, der mir einst das und das schenkte, da ich noch so klein war? Ich komme bald in Eure Einsiedelei.« Der Eremit geht und die Frau sagt zum Mann, sie müssen zum Eremiten wallfahrten. Gut. Sie kommen an einen Fluß, über den der Mann sie auf dem Rücken hinübertragen muß. Bei dieser Gelegenheit eine Zote fällt; sie singen das Duett: O wie hab' ich dich zum Hahnrei gemacht! — Das ist der Schluß.

So viel muß man gestehen: was unser Dichter auf vierzig Seiten abmacht, hätte einem Romanschreiber unserer Zeit den Stoff für vier Bände geliefert. Der Ursprung des ächten Drama zeigt sich eben darin, daß es rein und durchweg Handlung ist; die Reflexion findet noch gar nicht die Muße sich auszusprechen. Dabei ist merkwürdig, daß in dieser simpelsten Einfachheit doch für den dramatischen Zweck eine so complicirte Scenerie erfordert wird, wie sie nicht einmal unsere Bühne mehr leisten könnte. Freilich wird das Meiste symbolisch dargestellt worden sein; aber das ist doch aus allen Stücken klar, daß die Personen in verschiedenen Localen, einmal im Zimmer, dann wieder auf den Straßen und im Freien stehen, daß also eine Vorrichtung nöthig war, um einen erhöhten Standpunkt, wahrscheinlich im Hintergrunde, zu gewinnen, wie sie die spanische Bühne ganz sichtbar noch zu Cal-

derons Zeiten hatte, und deren Einrichtung auf die gleiche Weise schon längst von Tiek im altenglischen Theater nachgewiesen ist. Unser modernes Theater hat, mit diesen alten Bühnen verglichen, viel zu monoton rechtwinklige ebene Räume nach allen Dimensionen; die alte Einrichtung war nicht architectonisch, sondern pittoresk berechnet.

VII. Der Richter in Beira.
(Von 1525.)

Dieses zwei Jahre später geschriebene Stück bildet eine Art Fortsetzung der Inez Vereira.

Der Pero Marques des vorigen Stückes erzählt, er sei durch seine Frau Ines Richter in Beira geworden; weil er nicht lesen kann, lese sie ihm die Berichte vor. Ein Ausrufer und Gerichtsdiener kommt und ruft ungebaute Landstrecken zur Versteigerung aus. Der Richter will ihn herein haben, um die Stube für die Gerichtsstunde zu ordnen, mit Bank und Matte; allein der Diener macht sich über den dummen Richter lustig und gehorcht wenig. Es kommen zwei Bürger, Vasco Affonso und der Schmied, vermuthlich als Gerichtsbeisitzer. Man hat große Noth, bis man endlich eine Bank findet, daß der Richter sitze. Nun kommt Anna Dias, mit der Klage, ihre Tochter sei genothzüchtigt worden. Sie war im Felde zu jäten; der Richter entscheidet, man müsse das Korn untersuchen, ob es zerstreut sei, um zu beweisen, daß Widerstand Statt gefunden. Darauf kommt ein Schuster: Neger, früher Jude, im Orient handelnd, jetzt Christ, verlumpt, im Elend; er spricht castilisch (das castilische z scheint den Portugiesen jüdisch zu klingen): er habe eine Tochter, der Unbill widerfahren sei. Wie er Anna Dias erblickt, erklärt er vor dem Richter, sie habe als Kupplerin zur Verführung geholfen. Anna dagegen spricht von ihrem edeln

Geschlecht; auch habe des Königs Roß vor ihrer Thür »gemistet«, was ihr einigen Glanz verleiht! Der Richter weiß nicht, was Kuppeln ist. Der Schuster beschreibt's. Richter: Hä, wenn sie in den Leinacker jäten gegangen wäre, hätte sie sich gewehrt (er denkt nämlich an den vorigen Fall). Der Kläger findet kein Recht, obgleich das Weib gestäupt werden soll; er flucht und schwört, nicht als Christ zu sterben. Ein portugiesischer Ritter kommt mit seinem Knappen: er habe schon viele Streite ausgefochten, was der Knappe bestätigt. Auch er klagt wider Anna Dias; er war in eine Mohrin verliebt und Anna versprach Unterhandlung, brachte ihn aber um alles Geld. Der Richter entscheidet, es sei nichts zu machen, wenn sie nicht zurückzahlen wolle. Der Ritter hat auch noch gegen den Knappen zu klagen, daß er fort wolle und die Kleider mitnehmen, das Bett nicht ersetzen u. s. w. Der Knappe will dagegen seinen Lohn. Wieder kein Spruch; der Ritter beklagt sich und geht. Vier Brüder kommen vor Gericht, die sich um die Erbschaft des Vaters, einen Esel, zanken. Der erste, ein Fauler, singt das Lob der Faulheit, und nachdem er den Fall weitläuftig vorgetragen, sagt er, er sei zu faul zum Sprechen. Dann kommt der zweite, ein Tänzer: um seiner Beweglichkeit willen verdiene er den Esel. Der dritte, ein Verliebter, spricht lauter Lamentos über das Liebestreiben: der Esel gehöre ihm, weil derselbe wie die »Engel« singe und durch Zeichen antworten könne. Nun verwundert sich der Schmied-Gerichtsbeisitzer, daß ein Vater drei so verschiedene Kinder zeugen konnte. Es kommt aber noch der vierte, ein Raufer oder Fechter. Das Ganze dreht sich um den Witz: der Esel — Richter — gehört mir! Die Sentenz lautet, der Esel solle nächstesmal vor Gericht erscheinen, jetzt müsse der Richter zu Tische. — Zum Schluß ein Preisliedchen auf die Landdirnen um Cintra und Coimbra.

VIII. Die Zigeunerinnen. (Von 1521.)

Wiederum ein bloßer Maskenaufzug, von vier Zigeunern und vier Zigeunerinnen. Jene schachern um Maulthiere, Pferde, Esel und Hunde; diese, die das Meiste im Stück sprechen, betteln, wahrsagen aus der Hand, versprechen den Damen, wie sie bald heirathen werden und wie herrliche Männer und Haushaltungen sie bekommen. Zuletzt heißt es: Nie sahen wir so herrliche Gesellschaft beisammen, die so schlecht bezahlt.

IX. Die Maulthiertreiber. (Von 1526.)

Ein Caplan thut Dienste bei einem ruinirten Ritter. Aus langer Weile glossirt er ein Thema über die Sterilität um Coimbra: nichts als Maulthiere seien da zu sehen; dagegen das Fleisch in Britannien und der Kohl in Biscaia, das sei noch ein Essen. Er klagt vor den Herren über den schlechten Lohn; auch werden ihm unwürdige Dienste zugemuthet, wie Fische fangen, Schuhe putzen u. dergl. Das ganze Kloster lasse er verhungern. Der Ritter verspricht, ihn in die Dienste des Königs zu empfehlen: aber erst muß er eine lateinische Präfation zur Probe singen. Der Ritter meint, er schreie zwar wie ein vollgefreßner Elephant; er wolle ihn aber gleichwohl empfehlen. »Wie sollt' ich auch besser singen (sagt der Caplan), da ich immer die schlechtesten Fische essen muß, die schon zwei Jahre in der Pöckel liegen?« Dann kommt der Goldschmied; er wird auch belobt und dem König empfohlen. Das sei gut; er möchte aber doch seinen kleinen Conto bezahlt haben, ein Salzfaß betreffend. Doch bekommt er nichts. Der Caplan stellt im Vorbeigehen eine Betrachtung über diese Weltkinder an. Ein Gespräch des Ritters mit seinem Pagen folgt, das nicht ganz verständlich ist; der Page sei von schlechter Abkunft, was dieser sehr übel aufnimmt. Inzwischen mahnt

der Caplan wieder an die Versprechungen; der Ritter hat noch keine Gelegenheit gefunden. Der Page schimpft auf den Caplan. Der Maulthiertreiber Pero Vaz kommt, mit Schellen klingelnd und singend und treibt sein Maulthier vorwärts. Des Treibers Dialect ist sehr dunkel, seine Rede zum Theil schmutzig. Ein zweiter Maulthiertreiber, Vasco Affonso, tritt ihm in den Weg; sie begrüßen sich bei der Begegnung. Dieses Zusammentreffen der Treiber und Thiere ist wohl der plastische Haupteffect des Ganzen; die Unterredung dreht sich um ihr Vieh und um die Weiber. Einer bringt eine Ladung für unsern Ritter. Der Page spricht mit ihm: er hat dessen Ältern zu Hause gesehen; sie arbeiteten im Feld; der Page macht sich Hoffnungen von der Zukunft. Der Treiber erzählt von fremden Ländern, wo es besser zugehe als hier. Nun will der Ritter dem Treiber die Fracht nicht bezahlen; der Treiber flucht und geht. Ein zweiter Ritter kommt zum ersten; der erste lügt, wie viel er heut schon ausgezahlt habe. Sie klagen über die Welt und renommiren mit Weibergunst. »Verliebte Welt ist eine andre Welt jenseits Brasilien«, sagt der Fremde, »und du bist nur ein Strohritter.« —

X. Der Priester in Beira. (Von 1526.)

Ein Geistlicher kommt mit seinem Sohn, um auf die Kaninchenjagd zu gehen. Sie sprechen den Morgensegen zusammen, lateinisch, aber mit profanem Gespräch auf's Tollste durchspickt. Sehr merkwürdig ist wohl dieses Pfarrers Wirthschaft, der öffentlich seinen Sohn erzieht und der Mutter die häuslichen und selbst geistlichen Verrichtungen überläßt: sie soll zur rechten Zeit läuten, den heiligen Kelch bei ihren Hauben im Schranke suchen, die Spinnweben von der heiligen Lucia putzen u. dergl. Nun schreien die Hunde im Hofe (hão) und die Hündin (ohne Nasal hao). Gon-

çalo, ein junger Bauer, bringt einen Hasen und zwei Kapaunen, die er bei Hofe verkaufen will. Aber zwei Pagen, Duarte und Almeida, die inzwischen dazugekommen sind, abenteuernde, übermüthige Gesellen, nehmen ihm seine Waare fort und laufen davon. Der Bauer schimpft und weint, und bittet den Geistlichen, ihm durch Hexerei zu dem Seinigen zu helfen. Der Geistliche schickt ihn zu einem Neger, der aber ein großer Spitzbube sei. Der Neger, in kauderwelscher Sprache, betet ein confuses Vaterunser, und richtet eine lange Litanei an den heiligen Fernando, ihm den Dieb zu offenbaren. Da tritt Gonçalo auf. Ihn hat die Lust angewandelt zu baden, zu welchem Zweck er Hut und Börse in einem benachbarten Busch ablegt. Allein als er zurückkommt, findet er sie nicht mehr; der Neger hat sie genommen. Während er noch klagt und jammert, kommt eine Alte mit einer Besessenen, Circilia aus Beira, aus der »Pedreanes« spricht; sie soll der Alten offenbaren, wer ihrem Enkel die Sachen gestohlen. Die Besessene beschreibt, wie das oben gestohlene Geflügel eben auf dem Herde eines Schneiders zubereitet werde. Nun will Gonçalo auch wissen, ob er bald heirathen werde. Ja, auf Weihnachten, ein schönes Weib; du findest ein Zeichen auf der linken Hüfte, auf der rechten Brust ein Muttermal mit drei Härchen u. s. w. Sie wahrsagt auch noch der Alten, sie werde nächstens heirathen, worüber diese lacht. Nun kommen die Pagen Duarte und Almeida zurück. Es ist ihnen lieb, die Wahrsagerin zu treffen. Die Alte: He, und sie versteht's; eben hat sie mir einen Mann versprochen, ich bin noch gesund, fest wie ein Krebs, habe noch mein Restchen Zähne; langt nur hier hinein! Und ich werde mich überhaupt mausern, wie ein Geier, und dann sollt Ihr sehen! — Die Wahrsagerin fordert die Pagen auf, die gestohlenen Sachen herauszugeben, (pagãin wird hier geschrieben für paga-

rem, was grammatisch merkwürdig ist). Die Herren sollen zahlen. »Was? Haben wir Enten verkauft, daß wir Geld gelöst hätten? Wir haben nichts.« — Nun soll die Wahrsagerin noch mehr offenbaren. Nur zu! — Wer ist der Verliebteste in Portugal und Castilien? Der Graf von Panella. Das ist ja der Gesandte des Kaisers (?). Er hat einen einzigen Fehler, daß er Castilier ist. — Wie lange lebt der Graf Marialva noch? — Ist nicht leicht zu sagen, denn er ist keine Malve, die vertrocknet, wenn's nicht regnet. Mit all seinen Wunden und Krankheiten ist ihm der Himmel drei Leben schuldig, und er ist nur erst am ersten. Auch über einen Inspector muß sie wahrsagen, der wahrscheinlich, wie die obigen, sich unter den Zuschauern befindet u. s. w.

XI. Die Lusitania-Scene (von 1532).

Zuerst ein Vorspiel. Es ist wieder, wie sonst wohl, eine complicirte Scenerie vonnöthen. Im obern Stockwerk kocht die Mutter; im untern Zimmer ist die Tochter mit Auskehren und Besorgung der Kinder beschäftigt; es sind Juden, die Tochter heißt Ledica. Ein Herr vom Hofe kommt, der Tochter Liebeserklärungen zu machen; sie weicht aus. Zwischenein ruft die Mutter von oben herunter, was die Tochter unten mache; sie sagt, wie's mit den Kindern stehe. Einmal ruft die Mutter, sie solle hinaufkommen; das Mädchen antwortet, sie sei behindert — mit einem Wort, das einen obscönen Doppelsinn hat; worauf die Mutter zurückruft: Gott bewahre! ich muß Dir erst die Hochzeit besorgen. Endlich geht der Herr, weil er den Vater kommen hört. Die Mutter kommt herunter und schöpft wieder Verdacht, läßt sich aber beschwichtigen. Nun kommt der Vater nach Hause und fragt, was für Mittagessen im Hause sei. Der Küchenzettel wird be-

sprochen. Die Mutter fragt den Vater, warum sein Mantel so entsetzlich beschmutzt sei, da er ihn doch auf's Reinste geputzt mitgenommen. Der Vater sagt, er sei sehr vergnügt; beim Hause des Abraham Bança sei ihm der Regidor begegnet und habe ihm ein solches Compliment gemacht, den Kopf bis zum Fuß seines Pferdes. Ein solcher Freund sei sehr zu schätzen, meint die Mutter; so machten Andre ihr Glück. Die Tochter soll sich besser anziehen. — Bringst Du mir etwas mit, Vater? — Faule Katze! warum hast Du meinen Tisch nicht zurecht gestellt? — Da ist er. — Er sitzt jetzt und näht (er ist nämlich ein Schneider). Meinen Fingerhut! der Junge soll auch aufstehen und helfen. Mutter: Er ist ja noch zu jung; da kommt er! Saulinho kommt. Willst Du ein Brot? — Gieb mir den Kamm, Schwester! — Vater: Nimm die Hand und hilf Dir selbst. Mutter: Lediça, bring mir den Rocken an's Fenster. — Ei, langt es euch selbst! Vater: Laßt uns arbeiten, so lang Lediça kocht und spült. Vater und Sohn singen bei der Arbeit eine Mauren-Romanze von der Eroberung Valencia's, mit castilischen Brocken. Mutter (Dom Juda nennt sie den Mann): O, Du Held! ich will euch ein besseres Lied singen, ein Liebesliedchen. Vater: Ja, wenn auch in der Straße Alles drunter und drüber ginge, und nur meine Thür gut verbollwerkt ist, und ich Lanze und Schild habe, aber eine lange, lange Lanze, dann laßt die Mohren kommen! — Jacob, ein anderer Jude, kommt. Jetzt giebt's nicht zu arbeiten, es giebt ein großes Fest für den König und die Königin; kommt alle mit. Sie gehen. Unterwegs sagt Jacob: Was bleibt für uns Alte hier viel? Stier- und Bärenhetze sind nichts mehr. Vater: O, wir sehen einen schönen Spaß von Gil Vicente zu Ehren des Fürsten. Nun sind sie auf dem Fechtplatz angekommen, ein Vorredner tritt auf.

Diese Schlußwendung des Vorspiels erinnert auffallend an die funfzehnte Idylle des Theokrit, die Adoniazusen, doch ist an eine directe Nachahmung wohl kaum zu denken. Im Übrigen ist diese Form, den ernsten Inhalt durch ein burleskes Vorspiel einzuleiten, späterhin von den spanischen Dichtern in allen kirchlichen Autos (Sacramentales) festgehalten worden, deren man namentlich von Lope de Vega so viele hat. —

Als Prolog des eigentlichen Stückes tritt ein Licenciat auf die Bühne. Er singt das Lob des Hofes. Der Dichter, Gil Vicente, schickte ihn heraus; der sei ein bescheidner Doctor von Pederneira, Enkel eines Tamburinschlägers, einer Hebamme und eines Hellebardirers Sohn (was nur fingirt ist); er sei schon Wollweber in Alemtejo gewesen und habe immer nichts zu thun. Dieser Minne-Weber wolle nun mit Teufelsgewalt die Thaten Portugals besingen, die doch Gott allein versteht. Er will aber den Inhalt des Festliedes deutlich und in Prosa angeben, wie folgt.

Die Höhle der Sibylle, erfuhr der Dichter, wurde vor dreitausend Jahren einer Nymphe, Lisibea, zum Wohnort angewiesen; sie ist Tochter einer Königin der Berberei und eines Seefürsten. Die Sonne verliebt sich in sie und sie gebiert die Tochter Lusitania. Ein Prinz Portugal aus Griechenland hörte damals in Ungarn von dem schönen Cintragebirg; er kam und verliebte sich in die Lusitania. Lisibea starb vor Eifersucht; über ihrem Grabe wurde die Stadt Lisboa erbaut. Hier erscheinen die drei Genannten in Jägerstracht, dann der Mai als Bote der Sonne, Mercur u. s. w.

Nun folgt das Festspiel selbst. Mutter und Tochter sprechen über die Liebe. Unter Anderm sagt die Tochter: Ihr müßt sehr eifersüchtig sein, denn wem Schweine verloren gingen, der hört hinter jedem Busche grunzen. Der Prinz

Portugal kommt und spricht von der Schönheit des Landes; es gehe über Griechenland. Der Prinz hofirt die Tochter, die Mutter nennt sie Hündin. Tochter: Das gute Weib schweigt, wenn der Mann spricht; denkt Ihr, er werde mich fressen? Mutter geht ab, indem sie vor Verdruß sterben will. Auch der Prinz geht ab. Lusitania betet zu allen alten Göttinnen und Göttern: ihr Vater Sol möge ihr einen Boten schicken. Als solcher kommt der Mai, singend: Die Thörichten halten mich für toll und den Januar für gescheit! Ich mache die Esel brüllen und die Nachtigallen singen, die Frösche schweigen und die Grillen und Enten singen. Euer Vater will euch nächstens verheirathen, der Handelsgott Mercur ist euch bestimmt. Dann kommt Mercurio, Venus mit den trojanischen und Verecinta mit den römischen Göttinnen. Chortanz und Gesang. Seltsamerweise singen sie ein Tanzliedchen im andalusischen Zigeunerdialect. In diesem spricht nun auch Venus. Dinato und Belzebub, die Capläne (?) dieser Göttinnen, treten auf; diese sprechen portugiesisch. Belzebub heißt den andern mit ihm die Horen beten für die Göttinnen. Dinato bietet hiezu das Psalterion des Nebucadnezar an, das Vater Sueiro diesem gestohlen habe. Belzebub soll das Gebet anfangen, weil er im Concubinat lebe und bereits Kinder habe. Belzebub beginnt: Gesegnet der Mann, der Hunde und Katzen anbetet und die Kröpfe der Enten und das Mark der Hunde und den Hahn des Pilatus! Dinato: Und gesegnet der süße Mund, der die Bosheit im Herzen hat u. s. w. In diesem Sinne beten die Teufel fort. Am Schluß eine heftige Invective gegen die Geistlichkeit; das Ende der Welt sei nahe. Nun kommt Einer, Namens Jedermann; er ist gekleidet als reicher Kaufmann, in der Geberde Eines, der etwas sucht. Ihm folgt Niemand (ninguem), in der Gestalt eines Bettlers. Dieser: Was suchst Du? »Ich suche immer

Geld.« — Ich suche Gewissenhaftigkeit. — Die Teufel führen jetzt Register über das, was die Beiden sprechen. Was soll ich aufschreiben? fragt Dinato. Belzebub: Daß Niemand Gewissenhaftigkeit, Jedermann Geld sucht. (Ein Wortwitz, wie schon der homerische Utis in der Odyssee). Der Witz wird noch weiter ausgebeutet: Alle Welt sucht das Paradies und Niemand thut dafür das Nöthige u. s. w. Nun kommt Venus vor; sie wiederholen ihr Hochzeitlied mit dem Refrain: Die so schöne Augen hat! (tan linduz ujuz, nach der Zigeunersprache). Dann aber sprechen die Göttinnen rein Castilisch den Glückwunsch an Lusitania; erst Venus, dann Verecinta, Februa, Juno. Darauf spricht auch der bis jetzt stumme Bräutigam Mercurio, aber portugiesisch. Er sagt: Heirathen sei im Himmel nicht Sitte. Verecinta: Weh ihrer zierlichen Grazie! In welche Hände sie gefallen sei? Und sie solle nie schwanger werden? — Auch Pallas spricht castilisch: das Mädchen sei eine Eselin, und man müsse sie einsperren. Lusitania: Schimpft nur auf mich! Und wenn ich krumm bin, kann man mich gerad machen. Prinz Portugal kommt von der Jagd zurück; er hat inzwischen thörichter Weise in Persien sich einen Korb geholt und hier die Zeit versäumt, was sich auf Portugals orientalische Unternehmungen zu beziehen scheint. Die Göttinnen stellen der Lusitania vor, Mercur sei ein kalter, muschelhafter Liebhaber; sie solle hübsch bei dem feurigen Portugal bleiben. Mercur erklärt sich zwar zu Allem bereit, doch würde er an ihrer Stelle seinen Nebenbuhler wählen. Lusitania: Ich dachte, es thäte euch weher. Ich liebe Portugal; Gott möge es sammt seinem Fürsten schützen! — worauf das Stück, auf die Aufforderung der Venus, mit einer castilischen Liebes-Seguidilla schließt.

Über die Personen des Jemand und Niemand, und die

verschiedenen englischen wie deutschen Bearbeitungen dieser Sage, vergleiche man Tiecks Einleitung Altdeutsche Theater, auch in Kürze Gervinus Gesch. d. deutsch. Dichtung p. 87.

XII. Die Ärzte.

Ein castilischer Geistlicher (der seine Sprache spricht) schickt seinen portugiesischen Jungen an die Dame seines Herzens, Blanca Denisa, während er Messe lesen will. Der Junge sagt, er wolle nicht hin: denn die Dame gebe ihm nur Ohrfeigen, wenn er komme, sie liebe ihn nicht, und wenn sie ihn auch liebte, so solle doch er als Geistlicher nicht so handeln. »Willst Du, ich soll ein Gott sein? Je klüger und verständiger ein Mann ist, desto mehr ist er der Liebesleidenschaft unterthan, der er nicht widerstehen kann. Und dann hat selbst der Liebesschmerz, den wir durch eine Spröde erleiden, seine Süßigkeiten.« Ein verliebter Monolog des Geistlichen füllt die Zeit aus bis zur Wiederkehr des Jungen. Er habe, meldet dieser, sie allein getroffen, mit Einseifen beschäftigt; sie habe ihn geschimpft, ihn fortgejagt, und den Brief zerrissen. Der Geistliche: Bring mir die Kerze! »Zur Messe?« Nein, in der Hölle les' ich sie. Bring sie! Indem kommt Brasia Dias: Was thut ihr so verzweifelt, Gevatter, daß ihr eure Kleider abwerft? Ihr habt euch erkältet; man muß euch einen warmen Ziegel auf den Magen legen. Sie giebt noch andre Hausmittel an, eines unappetitlicher als das andere, nebst Sympathieen wider Zauberei. Junge: Ich wüßte das beßre Mittel, um das er sich quält. Geistlicher: O, Tod, komm! Wer ihn hat, lass' ihn fahren! Sterben will ich: Gott sei Dank, daß er mich sterblich erschaffen; sonst wär's gar zu entsetzlich! — Während Brasia Dias das versteckte Thema dieser Plagen durch unanständige Fragen zu enthüllen sucht, tritt Meister Felipe, der Arzt, ein;

er verschreibt Klystier und magre Kost, auch will er morgen wieder kommen und nachsehen, ob der Harnabgang blutig gewesen. Sein Stichwort ist: »Verstanden?« Dann kommt Meister Fernando, ein andrer Arzt. Er sei Chirurg, sagt er und Arzt dazu. Das Übel komme von den Nieren, so und so sei es zu heben: aber nur eine andre Diät müsse er halten, als der Meister Felipe verordnet hat. Kaum ist er fort, so kommt ein dritter, Meister Anrique, ein castilischer Arzt. Nun seien es, heißt es, schon vier Tage, daß der Geistliche krank ist. »Habt ihr's gesehen?« ist das Stichwort des Castiliers, der auch nicht zu helfen weiß. Nach ihm kommt der Arzt Torres; nun sei bereits der zehnte Tag der Krankheit. Dieser ist Astrolog und Sympathetiker; die Krankheit sitze in der Milz. Der Junge: O, diese Doctoren! Wie gehen sie fehl! Die Krankheit sitzt in Bilbao und ihr lauft nach Douro e Minho! Jetzt kommt ein Klosterbruder, um dem Sterbenden die Beichte abzuhören; auch er ist ein Castilier. Der Geistliche beichtet: er habe sich in ein Mädchen toll verliebt, bete nur sie an, und da sie ihn verstoßen, so sei ihm das Sterben eine Lust; übrigens sei er bereits zwei Jahre verliebt. Der Beichtvater tröstet ihn: er sei es sogar schon fünfzehn Jahre. Auch sei darum keine Absolution nöthig; denn lieben müssen wir alle, sonst wären wir eher straffällig. Eva war noch nicht verheirathet, als schon der Befehl kam, sie solle geliebt werden. Seid klug, sagt er, und ihr werdet schon gesund werden. Nun kommen vier Sänger, welche eine Ensalada, ein komisches Gedicht in ungleichen Metren, vortragen; es wird als ein Werk Vicente's angeführt und ist von sehr kräftiger Diction, übrigens ein buntscheckiger Mischmasch castilischer, portugiesischer und lateinischer Verse, fast wie die Descort-Gedichte der Troubadoure. Damit schließt das Stück und zugleich die Sammlung.

Fassen wir den Eindruck dieser zwölf Farcas zu einem Gesammturtheil über den Dichter zusammen, so müssen wir in ihm ein bedeutendes plastisches Talent anerkennen, welches die glänzende Oberfläche eines südlichen Lebens mit naturwahren Farben und zugleich in drastischer Beweglichkeit wiederzugeben verstand. Rücksichtlich der Kunst freilich steht er noch auf der naiven Stufe der unmittelbarsten Eingebung; es ist in seinen Stücken noch nichts Gemachtes, weder im Anstreben noch im Verfehlen der Regel. Aber gerade dies macht sie auch für den Kenner der Kunst so anziehend. Zugleich geben sie uns den Beweis an die Hand, daß die spanische Bühne sich auf einem ganz realen Boden erhob. In den trocknen Excerpten unserer Darstellung freilich stellt sich dies besonders grell, wenn nicht gar unangenehm heraus; aber in den Stücken selbst, was wohl zu beachten steht, ist diesem realistischen Element schon durch die Form, in welcher sie geschrieben sind, ein ideelles Gegengewicht gegeben. Sie sind nämlich sämmtlich in Versen geschrieben, und zwar in dem bekannten gereimten Trochäus der spanischen Romanze. — Merkwürdig ist ferner der Reichthum der Charaktere und die besonnene Aufmerksamkeit, mit der Alles, was diese Kreise des spanischen Lebens an charakteristischen Erscheinungen darboten, in den Umfang dieser Komödie gezogen ist. Die Abstufungen der Stände, der Geschlechter, des Alters ꝛc. sind mit lebendiger Treue dargestellt; der Ritter, der Knappe, die Kupplerin, der Jude, der Maulthiertreiber, der Page, der Richter, der Arzt, der Geistliche, Mädchen in Hülle und Fülle, von den verschiedensten Temperamenten — sie begegnen uns, einer um den andern, Jeder in seinem Costüm, seiner Sprache, seinen Sitten und Gebräuchen, selbst mit jenen geheimen Falten des Herzens, welche zu enthüllen eben das Vorrecht des Genius ist. — Was speciell die Schilde-

rung der Geistlichkeit angeht, so haben wir schon oben bemerkt, wie höchst ungünstig, ja feindselig dieselbe ist. Aber doppelt merkwürdig wird diese Erscheinung, wenn wir erwägen, daß (wie in der Didaskalia angegeben wird) die Mehrzahl dieser Stücke in den Palästen des Königs selbst, zu seiner und seines Hofes Unterhaltung, aufgeführt worden. — Endlich ist auch die Mannigfaltigkeit und burleske Mischung der Sprachen zu beachten, in der Gil Vicente sich mit großer Geschicklichkeit eine nie versiegende Quelle komischer Wirkungen eröffnete: Wirkungen freilich, die der nicht spanische Leser mehr nur errathen, als an sich selbst erproben kann. —

Thomas Abbt.

Vom

Herausgeber.

Die Geschichte der deutschen Literatur ist reich an Beispielen solcher Talente, welche, nach einem raschen und glücklichen Anfang, durch einen allzufrühen Tod an ihrer völligen Entwicklung gehindert worden sind. Besonders und mit einer gewissen Regelmäßigkeit ist dies überall da der Fall, wo ein neues geistiges Princip, eine neue Phase der Entwicklung sich zu verwirklichen beginnt. Fast jede neue Epoche unsrer literarischen Bildung hat ihr Ver Sacrum, ihren Weihefrühling, der dem Geist der kommenden Zeit hat geopfert werden müssen; fast jeder unsrer berühmteren Namen ist von einem dunklen Kranze solcher eingefaßt, welche der Tod berührt hat, noch ehe der Ruhm mit seinem belebenden Glanz auch sie verklären konnte. — Es ist, als ob die geistige Aufregung, welche dergleichen kritische Momente zu begleiten pflegt, auch auf das körperliche Leben verhängnißvoll einwirkte — oder auch, als ob die Geschichte es liebte, in diesen ersten halb vollendeten Gestalten gleichsam einen Entwurf und Auszug ihrer bevorstehenden Entwicklungen voranzusenden.

So, um nur an Bekanntestes zu erinnern, geht neben Opitz (und auch dieser selbst hatte den Umfang seines Talentes noch keineswegs erschöpft, als die Pest den Zweiundvierzigjährigen dahinraffte) Paul Flemming's jugendlich edle Gestalt — Flemming's, der der größte von all diesen Dichtern, ja wahrhaft ein Dichter war und der gerade die kürzeste Laufbahn hatte; so stirbt Joh. Christ. Günther, in dem alle vorzüglichsten Richtungen unserer späteren modernen Dichtung in

gewaltigen Zügen vorgebildet lagen, mit achtundzwanzig Jahren, arm, im Elend, ein vom eigenen Vater Verstoßener; so wandelt Göthe'n, der prächtigen Sonne des Jahrhunderts, Lenz' trauriger Schatten voran; so gehen Bürger, so Hölty zu Grabe; so wird die schwüle Nacht unsrer Romantiker von Novalis' schönem, frühversunkenem Stern heraufgeführt; ja so muß Schiller selbst, dieser Herold und Vorfechter unserer Zukunft, aus dem Leben scheiden, weit ehe er die Schätze seines Innern vollständig zu Tage gefördert, ja in dem Augenblicke sogar, da er die wahre Höhe der Kunst, das Ziel seiner eigenen Forderungen kaum erst berührt hatte.

Die Wissenschaft befindet sich, diesen Frühverstorbenen gegenüber, in einer eigenthümlichen Stellung. Sie alle müssen, den Umständen gemäß, mehr nach dem beurtheilt werden, was sie gewollt, als nach dem, was sie wirklich geleistet. Statt also wie sonst, seinen Maßstab allein von den Thatsachen zu empfangen, wird der Literarhistoriker ihn hier vielmehr aus Andeutungen und Entwürfen, aus Plänen und Bruchstücken erst selbst aufsuchen müssen; er wird zu dem, was der Schriftsteller wirklich geworden, in annähernder Schätzung hinzuzurechnen suchen, was er, bei glücklichern Sternen, hätte werden können; ja er wird nicht selten von dem Ruhm des glücklichern Nachfolgers ein Weniges zurückzufordern haben für seinen Schützling, ganz mit demselben Recht, wie wir ja auch im hohen, früchtereichen Sommer mit dankbarer Freude zurückdenken an den Frühling, in welchem diese Früchte als herbe Knospen sich bildeten. So erst, aus dieser scheinbaren Ungleichheit der Behandlung, wird die wahre höhere Gleichheit, die eigentliche Gerechtigkeit der Geschichte sich ergeben, deren Wesen es ist, die Individuen, so wenig die Gunst der Umstände ihnen zum Verdienst gerechnet wird, ebenso wenig für die Ungunst derselben verantwortlich zu machen.

Es führt diese Betrachtungsweise aber auch weiterhin mit sich, daß gerade diese Frühverstorbenen, indem bei ihnen vornämlich alle jene feinen Einflüsse der Zeit und der Umgebung zur Sprache kommen, die wir bei den Andern, um des reicheren, selbständigen Stoffes willen, nur allzuhäufig übersehen, für die Literaturgeschichte selbst zu den fruchtbarsten und werthvollsten Erscheinungen gehören: gleichwie ja auch der Botaniker von der Knospe überall mehr lernt, als von der Frucht. Und zwar ist dies hier um so mehr der Fall, als, wie bereits bemerkt wurde, die Mehrzahl dieser Erscheinungen in Zeiten der Krisis und der geistigen Erregung, also in solche Zeiten fällt, die dem Historiker (der noch ganz andere Interessen hat als der Ästhetiker) unter allen Umständen die interessantesten und wichtigsten sein müssen. Aber nicht bloß fallen sie in solche Zeiten, sondern, wie gleichfalls bereits erwähnt wurde, sie bilden selbst die Versuche gleichsam und Anfänge der neuen Entwicklung, die wir deshalb auch nirgend besser, als eben aus ihnen und ihrer, so zu sagen unfertigen, durchsichtigen Gestalt, kennen lernen können.

Zu diesen Frühverstorbenen nun, die wir zugleich als Vorläufer einer neuen und wichtigen Epoche betrachten müssen, gehört auch der Mann, dessen Namen wir diesen Blättern vorangesetzt haben. Glücklicher, als die Mehrzahl seiner Schicksalsgefährten, ist er, wennschon weder Dichter noch irgend sonst den Bedürfnissen der großen Menge entgegenkommend, und wiewohl bald ein Jahrhundert über die kurze Zeit seines Wirkens hinweggerollt sein wird, dennoch nicht bloß bei den eigentlichen Gelehrten, sondern auch bei dem Publikum im Allgemeinen in lebendigem Andenken geblieben; nur daß weder Art und Weise, in der dies Andenken erhalten wird, noch die Motive, auf welche es sich begründet, die Probe der Wissenschaft ertragen dürften.

Nämlich wie es im Umgang mit vorzüglichen Personen wohl öfters geschieht, daß wir, mehr dem allgemeinen Eindruck ihrer bedeutenden Persönlichkeit hingegeben, als von einer sorgfältigen Prüfung ihrer Vorzüge geleitet, die immerhin löbliche, doch geringere Eigenschaft auf Kosten der höheren hervorheben und jene, die zufällige, bewundern, indem wir diese, die wahrhaft eigenthümliche, kaum beachten: so ist auch das Publikum im Ganzen in seinem Vortheil über bevorzugte und verdiente Männer vor ähnlichen — es hält schwer zu entscheiden, ob Launen, ob Irrthümern, keineswegs gesichert. Ja mit einer Art spielenden Eigensinns läßt der Strom der Zeit nicht selten an einem und demselben Mann das vorzüglichere Verdienst unbeachtet zu Grunde sinken, indem er das kleinere, das untergeordnete, auf breiter Welle bereitwillig dahin trägt.

So haben auch die Chrestomathieen und Blumenlesen, und diese sind es vorzüglich, wenn nicht ausschließlich, durch welche das Publikum überhaupt mit Abbt in einer gewissen Bekanntschaft erhalten worden ist, unser Publikum daran gewöhnt, in Thomas Abbt hauptsächlich und vor Allem den Stilisten, den Wiederhersteller und Meister einer reinen, gedrängten und körnigten Schreibart zu verehren: während doch in der That derjenige, der Abbt's Schriften und literarische Stellung wahrhaft kennt, gerade dieser Seite seiner Thätigkeit nur einen sehr untergeordneten, ja zweideutigen Werth beilegen kann. Ebenso verhält es sich mit den Schriften, aus denen jene Chrestomathieen ihre Auswahl, behufs seiner Charakteristik, zu treffen pflegen. Auch sie sind, wennschon allerdings die bekanntesten, doch keineswegs diejenigen, in denen der wahre Schwerpunkt seiner Thätigkeit, der eigentliche Kern seines Wesens enthalten ist; ja wir haben in dieser Beziehung sogar Rückschritte gethan hinter das unmittelbare Ur-

theil seiner Zeitgenossen, welche (Theilweise wenigstens), bei aller Achtung seiner größeren Schriften, sein wahres Verdienst dennoch, mit richtigem Takt, in jenen kleinen, zufälligen Aufsätzen erkannten, von denen heutzutage bei uns kaum mehr die Rede ist.

Indem wir daher im Nachstehenden den Versuch machen, Abbt's Stellung und literarische Wirksamkeit in ihren Hauptzügen, nach dem Maßstabe der heutigen Wissenschaft, darzustellen, so glauben wir damit nicht nur im Allgemeinen jene Pflicht der Pietät, ja der Gerechtigkeit zu erfüllen, welche die Wissenschaft den Frühverstorbenen überhaupt schuldig ist: sondern wir hoffen uns zugleich das specielle Verdienst zu erwerben, die Meinung des Publikums über Abbt zu berichtigen und der Achtung, die ihm bisher mehr traditioneller, als eigentlich bewußter Weise gezollt ward, neue und historisch gesicherte Grundlagen unterzubreiten.

Auch dürfen wir uns dabei nicht dadurch hindern lassen, daß schon lange vor uns ein ähnlicher Versuch gemacht worden ist: ein Versuch überdies, der einen der gefeiertsten und glänzendsten Namen unsrer Literatur an der Stirne trägt und der schon um deßwillen nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf. Wir meinen Herder's »Denkmal auf Thomas Abbt,« das bereits im Jahre 1768 erschien und seitdem auch in der Gesammtausgabe der Herder'schen Werke (in der Abtheilung zur Philosophie und Geschichte, Theil XV. p. 7—66 der kl. Ausg. v. 1829) wieder abgedruckt ist.

Allein abgesehen davon, daß allem Vermuthen nach die Mehrzahl unsers Publikums von diesem Aufsatz nicht mehr, als von Abbt selber weiß, so ist er auch an sich selbst keineswegs von der Art, daß eine nochmalige Charakteristik unsers Autors dadurch überflüssig oder entbehrlich gemacht würde. Die Herder'sche Schrift, um dies hier voranzuschicken, ist zu-

vörderst Fragment, ja selbst kaum mehr als Einleitung zu einer eigenen größeren Arbeit, die aber nie erschienen ist. Sie ist ferner in sehr frühen Jahren (nur die Fragmente über die neuere deutsche Literatur sind noch um ein Jahr älter, 1767) und zu einer Zeit geschrieben, da Herder umherschwankend zwischen einer gewissen theologisch-poetischen Emphase, um nicht zu sagen pastoralen Breite einerseits, und andrerseits einer unnatürlichen, outrirten Nachahmung englischer Kürze und Gedankenreichthums, sowohl der Form wie dem Inhalt nach, noch unendlich weit von der gediegenen Fülle, dem maßvollen Schwung seiner späteren Werke entfernt war. Ganz besonders gilt dies von der in Rede stehenden Schrift. Sie scheint ziemlich flüchtig, mehr in Stunden der Abspannung und Ermattung, als der Kraft und Sammlung, mehr aus irgend welchem äußeren Antriebe, als aus freiem Drang des Geistes geschrieben. Darum hat sie auch, bei gänzlichem Mangel an eigentlichem thatsächlichen Stoff und Inhalt, etwas Gezwungenes, Unerquickliches; bald durch überschraubtes Pathos die innere Leere verdeckend, bald in eine triviale Trockenheit zurücksinkend, verzerrt sie Abbt's Bildniß mehr, als daß sie es darstellt. Damit soll gar nicht geleugnet werden, daß nicht auch in ihr im Einzelnen manche treffende Bemerkung, manche anmuthige und erfreuliche Wendung zu finden und daß sie nicht auch noch heutzutage vollkommen lesbar sei: nur unter allen Umständen scheint sie uns ein besserer Beitrag zur Charakteristik Herder's selbst, als dessen, den sie eigentlich darstellen will. — Und so mag die Lösung dieser Aufgabe immerhin noch einmal versucht werden.

Die äußeren Lebensumstände Thomas Abbt's sind ganz so einfach, wie, bei der ungeheuren Kluft, welche bei uns zwischen Wissenschaft und Leben geworfen ist, die Lebensum-

stände deutscher Gelehrten zu sein pflegen. Er war [1]) im Jahre 1738 zu Ulm geboren. Es eröffnet sich also mit ihm gleichsam jener Reigen schriftstellerischer und wissenschaftlicher Talente, welche von der Mitte des Jahrhunderts an, in steigender Anzahl, Süddeutschland an Norddeutschland geliefert hat und denen, von Wieland und Abbt an bis auf Schelling und Hegel, ein guter Theil unsrer vorzüglichsten Namen angehört.

Auch Abbt gehört nicht nur durch seine eigene spätere Thätigkeit zu Norddeutschland, sondern auch seine gelehrte Bildung hat er hier, speciell in Halle, wohin er sich 1756 begab, erhalten.

Halle war damals, gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, ehe Göttingen's raschentwickelte Blüthe ihm diesen Rang streitig machte, ohne Vergleich die erste und angenehmste Universität Deutschlands. Neben der Theologie, für welche Halle im eigentlichen Sinne des Worts die hohe Schule war, welche geraume Zeit hindurch das ganze protestantische Deutschland, zumal das nördliche, mit Geistlichen versah, war es besonders die Philosophie, die das Ansehn Halle's begründete und ihm die lernbegierige Jugend aus allen Gegenden des Vaterlandes zuführte. Zwar werden unsre Leser geneigt sein, ziemlich gering von diesem Ansehen zu denken, sobald sie nämlich erfahren, daß diese damals so hochgefeierte, so mächtig anziehende Philosophie keine andere war, als die Wolfische: dieselbe also, die wenige Decennien darauf einen so jähen Umschwung der öffentlichen Meinung erfahren

1) Vgl. Nicolais Vorbericht zum sechsten Band seiner Gesammtausgabe der Abbt'schen Schriften; desselben Verfassers „Ehrengedächtniß Herrn Thomas Abbt's, an Herrn D. Joh. George Zimmermann; Berlin 1767," das sich vorzugsweise über Abbt's einzelne Lebensumstände verbreitet, hat der Verfasser dieses Aufsatzes sich leider nicht verschaffen können. Vgl. Gatterer's Allg. histor. Bibliothek, VI, 114—137, sowie die entgegengesetzte Beurtheilung in Klotz' deutscher Bibliothek, Stück 4, p. 29 fgg.

sollte und die man insbesondere heutzutage nur noch zu nennen pflegt, um mit ihrem Namen den Ausbund philosophischer Nüchternheit und Trivialität, die wahre Karikatur des philosophischen Denkens, zu bezeichnen.

Und daran thut man so Unrecht nicht: wiewohl es andrerseits ebenso richtig ist, daß dies System — oder besser gesagt: dieser wohlmeinend vermittelnde Eklekticismus, gerade um dieser Nüchternheit und Trivialität willen, in der That die herrschende Macht jener Zeit war und daß wir daher, so sehr wir uns übrigens über diese Art des Philosophirens erhaben wissen mögen, sie nichts desto weniger für ihre Zeit als vollkommen berechtigt und nothwendig anzuerkennen haben. Die Wolfische Philosophie ist die Philosophie des unvermittelten, gemeinen Menschenverstandes; wie vor ihm Thomasius, so opponirte auch Wolf, auf die Errungenschaft Leibnitz' gestützt und diese popularisirend, zu Gunsten des gesunden, nüchternen Verstandes gegen die schwerfälligen Formeln und Lehrsätze der Scholastiker: mit dem Unterschiede freilich, daß, was bei Thomasius ein leichtes geistreiches Aperçu, bei Leibnitz eine tiefgreifende geniale Anschauung war, durchglüht von aller Wärme des begeisterten Entdeckers und Erfinders, in Wolf vielmehr zu einem geschlossenen, aber unlebendigen Schematismus verknöcherte: so daß man sagen möchte, Wolf habe, in der Hitze des Streites die Streitweise seiner Gegner selbst annehmend, gegen die Scholastik gelehrter Überlieferung eine andere neue Scholastik, die Scholastik des gesunden Menschenverstandes, aufgestellt und somit einen Irrthum durch den anderen bekämpft. — Immerhin indessen bleibt ihm das Verdienst, die Philosophie aus den bisherigen völlig inhaltlosen Formeln, in denen sie bis auf ihn von allen Kathedern herab gelehrt ward, befreit und dem ursprünglichen, unmittelbaren Menschen wieder angenähert zu haben.

Wer nun mit der eigentlichen Aufgabe und Bedeutung des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt bekannt ist, dieser nämlich, aus allen Verunstaltungen geselliger, politischer, wissenschaftlicher Convenienz das lebendige, ursprüngliche Subject, die unmittelbare reine Menschheit herauszuretten und damit gleichsam ein neues geläutertes Element künftiger Entwicklungen, den reinen, in Kraft und Unschuld wiedergeborenen Stoff einer neuen Schöpfung zu gewinnen: der kann danach auch keinen Augenblick in Zweifel sein, welchen Platz in der Reihe dieser Bestrebungen die Wolfische Philosophie einnimmt und mit wie vollem Rechte sie geraume Zeit hindurch die Philosophie des Jahrhunderts gewesen ist. Die Wolfische Philosophie, so paradox es klingen mag, arbeitete, indem sie an das unmittelbare natürliche Bewußtsein als den höchsten Richter aller philosophischen Probleme appellirte, unbewußter Weise, auf dasselbe Ziel hin, welches die nachherigen erbittertsten Gegner eben dieses Systems, welches die ganze reformatorische Bewegung unsrer Literatur, ein Lessing, Herder, Göthe, ja das alle späteren Philosophen, von Kant bis Hegel, gleichfalls im Auge gehabt haben und das in diesem Augenblick die moderne Philosophie unsrer Tage erreicht zu haben scheint, dadurch, daß sie den Muth gehabt hat, es zu nennen und auszusprechen. Was aber die Trivialität und Nüchternheit des Wolfischen Standpunktes angeht, so mögen wir uns nur an den ähnlichen Verlauf in Sachen unsrer Dichtung und Kunst erinnern. Ertragen wir es hier, ja finden wir es begreiflich und nothwendig, daß der geläuterten und schönen Natürlichkeit (in Göthe) die rohe und gemeine (in den Stürmern und Drängern) vorangeht: warum wollten wir in Sachen der Philosophie nicht dieselbe Billigkeit üben? — Das Princip ist in der That dasselbe, wenn auch die Äußerung desselben allerdings sehr verschieden ist.

Zu der Zeit nun, da Abbt die Universität Halle bezog, war freilich Wolf selbst (st. 1754) nicht mehr am Leben. Aber ein getreuer Schüler desselben, ausgezeichnet durch den Fleiß und die muthige Beharrlichkeit, mit welcher er das System seines Meisters besonders auf dem Gebiet der theologischen Wissenschaften, in einer Reihe dickleibiger Quartanten, propagirte, Siegmund Jacob Baumgarten, hatte seinen Lehrstuhl und mit ihm, wenn auch nicht sein wissenschaftliches Ansehen, doch seinen praktischen Einfluß und seine zahlreiche Zuhörerschaft geerbt: so daß wir uns also die Wolfische Philosophie in Halle auch nach dem Tode ihres Stifters noch immer in voller Blüthe und ungeschmälerter Herrschaft zu denken haben.

Sogar sie machte von Halle aus einen neuen Eroberungszug und unterwarf sich, zwar nicht eine neue Landschaft, doch eine neue wissenschaftliche Provinz. Wir meinen den Versuch, die Gesetze der Wolfischen Philosophie oder allgemeiner, die Gesetze des systematischen Denkens auf die Angelegenheiten der Kunst und des Schönen, das hier zum ersten Mal die Ehre einer wissenschaftlichen Behandlung erfuhr, anzuwenden, welchen Alexander Gottlieb Baumgarten, ein Bruder des Vorigen, in seiner Aesthetica (erschien zuerst um 1750) machte. Auch Alexander Gottlieb war bei Abbt's Ankunft nicht mehr in Halle anwesend; er hatte, noch bei Lebzeiten Wolf's und noch ehe seine Aesthetik ans Licht getreten war, seine unbesoldete Hallische mit einer wohldotirten Frankfurter Professur vertauscht: in welcher Stellung er, viel verehrt und viel angefeindet, auch bis an seinen Tod (im Jahre 1763) verblieb. Dafür aber hatte er in Halle einen Wortführer und Schildknappen zurückgelassen: Georg Friedrich Meier (st. als Professor zu Halle 1777), der schon im Jahre 1748, mit Bewilligung, vielleicht gar im Auftrage seines Meisters, einen

populären deutsch geschriebenen Auszug (»Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften«) vor Baumgarten's später erscheinender lateinischer Aesthetica vorausgeschickt hatte. Dies Meiersche Buch ist es auch eigentlich, woran man überall zu denken und auf das man zurückzugehen hat, wo, in gleichzeitigen Schriften, von Baumgarten'scher Aesthetik die Rede ist; das Hauptwerk, in seiner schwerfälligen, lateinischen Form, wurde von dem leichteren Auszuge, wie der Zeit nach, so auch in Ausbreitung und Wirkung überholt. Auch ließ Meier es bei diesem ersten Versuche nicht bewenden. Vielmehr nahm er an allen literarisch ästhetischen Angelegenheiten auch fernerhin und im Einzelnen den lebhaftesten Antheil; er hielt Vorträge, schrieb Kritiken und Streitschriften, gab Gedichte heraus, commentirte Klopstok (in der »Beurtheilung des Heldengedichtes der Messias«, die gleichzeitig mit den »Anfangsgründen« ꝛc. erschien) und lag mit den Schweizern gegen Gottsched zu Felde: dergestalt, daß Halle, wie es auch nach Wolf's Tode noch der Sitz seiner Philosophie, so auch nach oder trotz Baumgarten's Entfernung nichts destoweniger der eigentliche Hauptsitz seiner Ästhetik und also auch der Tummelplatz aller Fehden blieb, die sich an dieselbe anknüpften.

Allein dieser theoretische Antheil, in Systemen, Kritiken und Streitschriften, war keineswegs der einzige, welchen Halle an der Entwicklung der schönen Künste nahm: auch praktisch, in eigenen Productionen, war es dazumal in unsrer Dichtung vertreten. Da waren zunächst die Wochenschriften, für welche Halle seit geraumer Zeit, wetteifernd mit Leipzig, einen hauptsächlichsten Ausgangspunkt bildete, und die ihrerseits immer mehr Miene machten, aus der Moral in die Ästhetik, aus der theologischen Reflexion in die poetische Production überzugehen. Da waren ferner (zu Anfang der vierziger Jahre) Uz, Gleim, Göz, Pyra, junge aufkeimende Talente, die, in

verkleinertem Maßstabe, in Halle eine ähnliche Dichtergemeinschaft bildeten, wie gegen Ende desselben Decenniums in Leipzig, unter Gärtner's Auspicien, und zwanzig Jahre später, in anspruchsvollerer Form, in Göttingen Statt fand. Da war endlich die Genossenschaft des »freundschaftlichen Briefwechsels«, die sich, den Ästhetikus Meier an der Spitze, um Samuel Gotthelf Lange, Pastor in Laublingen bei Halle, und seine »Langin« versammelte und an der auch Ewald von Kleist, so sehr er sie auch übrigens an Talent und Geist überragte, nicht ohne geselligen Antheil war. Vgl. in Kürze des Verf. Göttinger Dichterbund, in der Einl. p. **143—158**.

Endlich haben wir auch noch der Geschichte zu erwähnen, welche sich damals und bis Göttingen ihm auch diesen Vorzug entwand, in Halle gleichfalls einer vorzüglichen Aufmerksamkeit erfreute: wofür uns, statt alles Anderen, der Name Gebauer's und der großen von ihm unternommenen Übersetzung und Bearbeitung der englischen Allgemeinen Weltgeschichte, gemeinhin die große Hallische Weltgeschichte genannt, zum Zeugniß dienen mag.

Dies also war der Zustand der Universität Halle zu der Zeit, da Abbt sich dahin begab. Natürlich konnten so mannigfache Anregungen, theologische, philosophische, belletristische, historische, auf einen lebhaften und empfänglichen Geist, wie Abbt ihn mitbrachte, nicht ohne entschiedenste Einwirkung bleiben: und wollen wir daher zunächst das Verhältniß ins Auge fassen, in welches sich Abbt, während seines Aufenthalts in Halle, zu den eben genannten Richtungen stellte und von dem, wie wir in der Folge sehen werden, auch seine späteren selbständigen Leistungen guten Theils bestimmt worden sind.

Was zunächst die Theologie angeht, so war Abbt eigentlich um ihretwillen nach Halle gekommen; noch **1757**, bei Ge-

legenheit einer öffentlichen Disputation, gab er sich als »Theologiae et Philosophiae Cultor« zu erkennen (Gesamm. Werke, Th. VI. Einl. p. V). Dennoch konnte er sich nicht mit ihr befreunden: woran wohl ebenso sehr die theils pedantisch trockene, theils pietistisch eifrige Haltung der damaligen Hallischen Theologen, wie Abbt's eigene weltliche Natur Schuld war. Er sagte sich daher bald darauf auch äußerlich vom Studium der Theologie los, um sich gänzlich der Philosophie und den humanistischen Studien zu widmen: ein Übergang, der, namentlich in früherer Zeit, von einem großen, ja beinahe dem größten Theile unsrer Schriftsteller und Dichter gemacht worden ist, und dessen Einfluß auf die Gesammtfärbung unserer modernen Literatur wohl einmal der Mühe werth wäre, in einzelnen Beispielen des Näheren dargestellt zu werden. — Auch Abbt hat gewisse Spuren, daß er einmal bei den Theologen durch die Schule gelaufen, niemals verleugnen können; wir erblicken dieselben theils in seinem Stil, der in einer unverkennbaren Abhängigkeit von der Bibel steht, sowohl in einzelnen specifisch biblischen Wendungen und Ausdrücken, wie auch in der besondern Vorliebe, die er für Beispiele und Bilder aus der biblischen Geschichte, besonders des alten Testamentes, zeigt (vgl. Herder a. a. O. p. 53 fgg.); theils in der lebendigen Theilnahme, die er sich auch später, wiewohl mit ganz anderen Studien beschäftigt, für die Entwicklungen unsers theologischen Lebens bewahrte, in dem Grade sogar, daß er mit einer eigenen, später zu nennenden Schrift, selbständigen Antheil daran nahm; theils endlich und hauptsächlich in jener gewissen Reizbarkeit, in jenem spöttischen, beinahe geringschätzenden Ton, welchen er anzunehmen liebt, wo er auf das Gros der Theologen, die gewöhnliche Masse der Geistlichen zu sprechen kommt.

Denn es ist ein eigenthümlicher Zug der menschlichen

Natur, daß wir an Zuständen, die uns einmal drückend gewesen und von denen wir uns, vielleicht nicht ohne schmerzliche Erregung, losgerissen haben, uns hinterdrein noch gerne reiben mögen, und namentlich auf diejenigen, die in denselben Zuständen geduldig ausharren, gern mit einem gewissen, aus Mitleid und Schadenfreude gemischten Übermuthe herabsehen. So spricht auch Abbt mit spöttischem Bedauern von den »jungen Theologen, aus denen leider eine große Anzahl unsrer jungen Schriftsteller besteht» (Lit. Briefe, Bd. XI. p. 60); so wird er nicht müde, Nicolai zu necken und mit komischen Klagen zu verfolgen wegen der vorzüglichen Aufmerksamkeit, die in den ersten Bänden der Allgemeinen deutschen Bibliothek gerade den theologischen Schriften gewidmet ward; so ist auch die eben erwähnte Schrift eine Spottschrift, deren beißender, unumwundener Ton selbst Abbt's Freunde bedenklich machte.

Desto mehr befreundete er sich mit der Philosophie; sie war es, zu der er, die Theologie verlassend, überging, ja die er zu seinem unmittelbaren Lebensberuf machte. Wir werden späterhin, bei Gelegenheit der Literaturbriefe und des Antheils, welchen Abbt an denselben nahm, Veranlassung haben, über sein Verhältniß zur Philosophie des Näheren zu sprechen. Hier genüge die Bemerkung, daß, wenn er auch damals ohne Zweifel ungleich mehr in den Fesseln der eigentlichen Schulphilosophie gesteckt haben mag, als dies späterhin der Fall war, wo die Philosophie des Systems sich bei ihm mehr zur allgemeinen Bildung abklärte, doch auch schon seine frühesten philosophischen Versuche sich wenigstens der Form nach von der eigentlichen Scholastik des Systems losgemacht haben und eine gewisse ästhetische Anmuth anstreben. Diesen Eindruck machen wenigstens die Fragmente, welche im sechsten Bande der Ges. Werke p. 112—119 aus Abbt's frühesten philoso-

phischen Schriften, in deutscher Übersetzung, abgedruckt sind; über die Schriften selbst (es waren akademische Gelegenheitsschriften: De via ad veritatem propius, etsi non penitus, accidendi und de recto philosophiae studio, 1759 und 1760) s. a. a. O. Einl. p. IX und X.

Aber auch die Geschichte zog ihn lebhaft an. Schon auf der Schule seiner Vaterstadt (1757: a. a. O. p. IV) hatte er eine Rede de historia vitae magistra gehalten. Um so eifriger benutzte er jetzt die Hülfsmittel, welche ihm in Halle geboten wurden, diese frühzeitige und, wie wir wohl annehmen dürfen, ursprüngliche Neigung zu befriedigen und auszubilden. Neben den großen Mustern der Alten, besonders Tacitus und Sallust, für die er jederzeit eine lebhafte, vielleicht zu lebhafte Bewunderung beibehielt, insofern dieselbe nämlich seiner Selbständigkeit Eintrag that, waren es vorzugsweise die Franzosen, an denen er sich bildete: und unter ihnen wieder zumeist Voltaire. Interessant ist dabei, wie er diese historischen Studien mit seiner eigentlichen Hauptaufgabe, der Philosophie, sowie früher der Theologie, in Verbindung zu setzen wußte. Für Letzteres liegt ein Zeugniß vor in den beiden theologischen Dissertationen, die er 1757—58 herausgab, und die beide mehr eine historische, als eigentlich theologische Färbung tragen: nämlich über das Begräbniß Moses' und über die sogenannte babylonische Sprachverwirrung. Vgl. die Einl. a. a. O. p. VI—VIII, sowie einige Fragmente aus letzterer Schrift: Ges. W. VI, 95—111. — Dagegen für die Philosophie betrachtete er die Geschichte schon damals als eine praktische Vorbereitung oder genauer, als Vorrathskammer von Beispielen und Nutzanwendungen, zur Ausschmückung und Begründung der philosophischen Wahrheiten. Vgl. das Fragment seiner historischen Vorlesungen, das im sechsten Bd. der Ges. W. p. 120—124 abgedruckt

steht und das wir unbedenklich schon für diese Periode als Zeugniß benutzen dürfen, da jene Vorlesungen selbst in die früheste Zeit seiner akademischen Thätigkeit fallen [1]): vgl. a. a. O. Einl. p. XIV.

Und endlich verfehlte auch die belletristische Seite des damaligen Halle nicht, sich in Abbt gleichfalls abzuprägen. Wir erblicken dieselbe theils in seinem Studium der modernen Literaturen, vornämlich der englischen, die damals in Folge der Schweizerisch-Gottschedischen Streitigkeiten ebenso der Vereinigungspunkt war, in welchem die Männer der neuen Bildung sich zusammenfanden, wie späterhin unsre Romantiker in der spanischen: theils auch erblicken wir sie in dem Antheile, welchen Abbt damals an unterschiedlichen Halleschen Wochenschriften nahm: denselben Wochenschriften, die er später, bei vorgeschrittener Bildung, als den Wegwurf der Literatur zu behandeln pflegte (vgl. Lit. Br. III. p. 149 fgg.), deren Standpunkt er jedoch damals (siehe den »Beweis, daß die Freundschaften unter den meisten Damen viel sublimer seyn, als die Freundschaften unter den meisten Personen des andern Geschlechts« Ges. W. IV. p. 1—24; vgl. Bd. VI. Einl. p. V) sowohl der Form wie dem Gehalte nach vollkommen theilte.

Von englischen Schriftstellern war Shaftesbury sein Liebling; er trug sich eine lange Reihe von Jahren mit dem Gedanken, ihn zu übersetzen. Doch war es wohl mehr die Form dieses Autors, in ihrer eigenthümlichen Mischung von

---

1) Vgl. namentlich den Schluß: »Wenn wir Philosophen ziehen wollen: so müssen wir die Vorurtheile des Pöbels ausrotten; und dieses kann nicht anders geschehen, als wenn wir mancherley Jahrhunderte, ihre Gewohnheiten, Gebräuche, Sitten, Meynungen mit einander vergleichen lassen, um durch die vielerley Fälle das Urtheil über einen einzigen entweder zurückzuhalten oder zu mäßigen.«

Glätte und Steifheit, Schwerfälligkeit und Grazie, was er bewunderte (und auch dies, wie bei Tacitus und Salluſt, zu ſeinem eigenen Nachtheil: vgl. Mendelsſohn's Brief an Abbt, Geſ. W. III, 104, ſowie Nicolai's Note zu p. 27 des vierten Bandes), als eigentlich der Inhalt ſelbſt, für deſſen erbitterte Skepſis Abbt's gemäßigte Natur nur wenig geeignet war. Auch ſtand er mit dieſer Auffaſſung Shaftesbury's keineswegs allein. Vielmehr müſſen wir die Bewunderung, welche die ganze damalige Generation, ſogar bis in die ſiebziger Jahre hinein (noch Voß und Hölty debütirten mit einer gemeinſchaftlichen Überſetzung des Shaftesbury), dieſem Schriftſteller zollte, großen Theils auf ein formales Element beziehen, auf jene Vereinigung nämlich und Ausſöhnung des Gelehrten und des Weltmannes, der wiſſenſchaftlichen und der belletriſtiſchen Bildung (man könnte auch ſagen: des Franzoſen und des Engländers), welche dem edlen Lord gelungen war, und durch die er eine geraume Zeit hindurch, weit über die Grenzen ſeines Vaterlandes hinaus, Muſter und Geſetzgeber des literariſchen Geſchmackes ward. Seinen eigentlichen Kern, den ſich ſelbſt genügenden, zu einem freien Spiel des Witzes erhobenen und eben darin um ſo bitterern Skepticismus haben von deutſchen Schriftſtellern nur wenige in ſich aufgenommen, ja von unſern Poeten im Grunde nur Einer: Wieland.

Ein anderer Lieblingsautor der Zeit dagegen, zugleich derjenige, der damals, und ehe Shakeſpeare (zuerſt durch Wieland's Überſetzung, 1762—66) zu allgemeiner Kenntniß gelangte, die engliſche Literatur bei uns am Meiſten repräſentirte, Young, der Verfaſſer der Nachtgedanken, fand vor Abbt's Augen keine Gnade. Es hängt dies mit ſeiner Abneigung gegen Rouſſeau, beides mit der eigenthümlichen Nüchternheit ſeiner Natur, ſowie mit der beſonderen Färbung ſei-

nes philosophischen Standpunktes zusammen: und werden wir daher im Folgenden Gelegenheit haben, auf diesen Punkt noch einmal zurückzukommen.

Im Jahre **1760**, nachdem er sich schon zwei Jahre zuvor in Halle als Magister habilitirt hatte, erhielt Abbt einen Ruf als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Frankfurt an der Oder, vermuthlich auf Anstiften der Baumgarten, denen er, als Schüler und Freund, nahe verbunden gewesen war und von denen, wie oben erwähnt worden, der eine, der Ästhetiker, in Frankfurt angestellt war. Was ihn selbst an dieser Beförderung vorzüglich freute (vergl. seinen Brief vom **14.** Auguft **1760** an seinen Jugendfreund Segner: Ges. W. VI, **37** fgg.), war dies, daß er dadurch vollständig und in bester Form ein Unterthan Friedrichs des Großen ward und zugleich sonder Furcht, in sein Vaterland Schwaben, das damals und besonders in seinen Augen noch als der Sitz der Barbarei und Unwissenheit galt (vgl. Lit. Br. Bd. XIV, p. **233**), zurückkehren zu müssen, überhoben war.

Denn so groß war damals bereits der Ruhm dieses Königs, so lebhaft der Enthusiasmus, mit dem er die Deutschen aller Provinzen entzündet hatte, daß man es sich zu Gewinn und Ehre schätzte, ein Preuße zu sein und in Friedrich dem Großen, neben dem unbesiegten Helden, dem allgemeinen Stolz der Welt, zugleich seinen besondern König verehren, sich als seinen Unterthan, theilhaftig des Glanzes, den er über den preußischen Namen ausgebreitet hatte, bekennen zu dürfen. Es war eben in der verhängnißvollsten Zeit des siebenjährigen Krieges; der alte Löwe war von allen Seiten umstellt, selbst die Siege, die er einzeln über seine Feinde davon trug, schienen nur seinen Todeskampf verlängern, nicht ihn retten zu können. Und dennoch, und wiewohl in diesem

Augenblick von allen Staaten der Welt gerade der preußische derjenige zu sein schien, in welchem am Wenigsten auf einen heitern Genuß des Daseins, auf Wohlstand, Glück und äußerliches Fortkommen zu rechnen war, dennoch wollte ein Jeder sein Schicksal lieber an dies scheiternde Schiff anknüpfen, als mit den Andern ruhmlos im Trocknen liegen! — Das ist die Macht des Genie's, doppelt herrlich, wenn es auf den Höhen des Lebens erscheint, wo sich mit dem mächtigen Wollen das mächtigere Vermögen vereint und ein unmittelbarer Griff in die Geschichte gestattet ist: daß es auch die alltäglichen Geister mit einer gewissen Ahnung des Göttlichen erfüllt und sie mit sich hinausreißt, unwissend wohin — aber dennoch, sie folgen ihm! —

Auch Abbt fühlte sich von diesem Patriotismus auf eine lebhafte, fast möchten wir sagen kriegerische Weise ergriffen. Schon in Halle hatte er mit mehreren preußischen Officieren, namentlich dem früher erwähnten Herrn von Segner (vgl. Nicolai's Note zu Bd. VI. p. 37 der Ges. W.), in freundschaftlicher Verbindung gestanden. Jetzt, nach Frankfurt berufen, sah er sich in die unmittelbare Nähe des Kriegsschauplatzes, in eine Umgebung versetzt, die mit stummen wie redenden Zeugen die Größe des königlichen Kämpfers, die drohende Nähe seines Untergangs, den Ruhm des Vaterlandes, das stolze Glück des Heldentodes zu predigen schien.

Es war ein Jahr nach der Schlacht von Kunnersdorf. Hier, vor den Thoren Frankfurts, war jene Schlacht geschlagen worden, welche die blutigste und unglücklichste des ganzen bisherigen Krieges war, ja in der, wie man sich erschrocken zuraunte, Friedrich selbst, verzweifelnd an der Möglichkeit, einen solchen Schlag je wieder gut zu machen, den Tod gesucht haben sollte (Preuß, Gesch. Fr. d. Gr. II, 213—215); in diesen Häusern, diesen Mauern, hatte der Liebling der

Nation, Kleist, der Sänger des Frühlings, seinen letzten Seufzer ausgehaucht; hier stand sein frühes, schmuckloses Grab.

Es ist nöthig, sich alle diese Umstände in ihrer ganzen lebendigen Frische zu vergegenwärtigen, um die Schrift zu verstehen, welche Abbt zu Anfang des Jahres **1761**, als die erste Frucht seines Frankfurter Aufenthaltes, herausgab: Vom Tode fürs Vaterland[1]). Das war ein tapfrer Schritt aus der dumpfen Abgeschlossenheit der Gelehrtenstube hinein in die freie, frische Luft der unmittelbaren Gegenwart. Das Werkchen, wie es unter dem drängenden Einfluß der nächsten Ereignisse entstanden war, nimmt auch überall auf sie ausdrücklichen und deutlichen Bezug. »Die Zeiten,« sagt er in dem Vorbericht zur ersten Ausgabe (Ges. W. Bd. 2 zu Anfang), »durch welche unser Leben jetzt fortgestoßen wird, machen die Gedanken über den angezeigten Gegenstand sehr natürlich, und lassen wenige Leser übrig, die sie nicht näher angehen sollten. Der Verfasser dieser Schrift hat geglaubt, daß sich ein Patriote wohl damit beschäftigen dürfe, den Tod für das Vaterland auf einer Seite vorzustellen, auf welcher

1) Schon bei seiner ersten Ankunft in Frankfurt, als Antrittsrede, hatte er eine Oratio de Rege Philosopho gehalten, mit specieller Rücksichtnahme auf Friedrich den Großen: Einl. zum sechsten Bd. der Ges. W. p. XI. — Aus dem „Tode fürs Vaterland“ wollen wir nur folgende Stelle anführen, die zugleich als Beleg für unsere obige Ausführung dienen kann: „Wie heilig müssen nicht unsern Nachkommen die Schlachtfelder von Zorndorf und Kunnersdorf sein. Zitternde Wehmuth und ehrfurchtsvolle Schauer müssen sie durchwandeln, wenn ihr Fuß auf die schon tief eingefallenen Grabstätten tritt, unter welchen Epaminonden liegen. Und wenn ich auf dem einsamen Spaziergange (an deinem Grab, unsterblicher Kleist!) an deinem Grab vorübergehe: dann möchte ich deine fürs Vaterland empfangene Wunden überzählen; deine Entschlüssung, ihm die schon erschöpften Kräfte vollends zu weihen, fühlend bewundern, und dir den Dank zollen, welchen wir dem fürs Vaterland sich aufopfernden Patrioten schuldig sind“ ꝛc. S. W. II. 53.

ihn ein jeder preußischer Unterthan betrachten kann — betrachten muß, seine Grundsätze mögen übrigens beschaffen sein, wie sie wollen. — Sollte diese Schrift auch nur einige seiner Mitbürger zum Dienst ihres Vaterlandes aufmuntern, und sie, mit edlen patriotischen Gesinnungen erfüllt, zu der Schaar unserer braven Männer hinreißen: so würde ihr Urheber das beste Glück der Schriftsteller genießen, zum Nutzen des Staats, darin er lebt, gedacht und geschrieben zu haben.« Auch weiterhin sind eine Masse directer Anspielungen und Beziehungen in das Buch verflochten: neben der griechischen und römischen Geschichte werden auch Anekdoten und Begebenheiten aus dem gegenwärtigen Kriege citirt; der König selbst, wie seine Generale, werden mit stürmischer Begeisterung gepriesen, vor Allem Kleist, dessen Heldentod allerdings die glorreichste Bestätigung dessen war, was das Buch lehren und erweisen wollte.

Dies Alles war für jene Zeiten überaus neu und verdienstlich. Schon daß ein Mann der Gelehrsamkeit, ein Professor einer Universität so weit heraustrat, das Volk gleichsam öffentlich zu haranguiren und in einer allgemeinen, einer politischen Angelegenheit seine Stimme zu erheben: schon dies war ein außerordentlicher Fortschritt der Zeit, und es gehörte nicht bloß Talent und Einsicht, es gehörte auch Muth dazu, diesen Fortschritt im einzelnen Falle zur Darstellung zu bringen. —

Aber dies ist auch die einzige Seite, von der aus das Buch wirklich bedeutend ist und noch heutigen Tags, als ein wichtiges historisches Document, unsere Anerkennung verdient. Nur in dem Entwurf des Buches, in dem Gedanken gleichsam der ganzen Schrift, sowie in der rhetorischen Darstellung, hatte Abbt sich über die Trockenheit und Dürre des philosophischen Systems erhoben: in der Ausführung selbst, dem eigentlichen Material der Schrift, ist er völlig darin zurückgefallen. Oder

mit andern Worten: nur der Gedanke der Schrift ist populär, patriotisch, politisch; die Ausführung ist pedantisch, gelehrt, abstract. Er behandelt den Satz, daß es schön sei, für das Vaterland zu sterben, nicht anders, als einen beliebigen Paragraphen der Wolfischen Logik, der durch Vor- und Nachsatz, und a+b, und ergo und scilicet, durch alle Vorgänge der damaligen Logik hindurch chicanirt, endlich mühselig erwiesen und mit einem quod erat demonstrandum glücklich eingereiht wird. Er selbst, in der schon oben citirten Vorrede der ersten Ausgabe, stellt dieses Verfahren vollständiger und besser dar, weit naiver, als wir es könnten: und wollen wir uns deshalb seiner Worte bedienen. »Um den Tod fürs Vaterland als eine Pflicht darzustellen,« sagt er, »mußte nothwendig vorher die Verbindlichkeit zur Liebe für das Vaterland dargethan werden; die ungereimt wäre, wenn man nicht erst zeigte, daß wir in gut eingerichteten Monarchieen ein Vaterland vor uns sähen. Wenn man es doch aus den Augen verliert, so müssen entweder niedrige Leidenschaften unsere Blicke blos auf uns heften, oder eine gewisse Denkungsart, mit der man noch dazu prahlt, uns in die unglückliche Stellung bringen, daß wir ganz darüber wegsehen. Der Verfasser denkt dieses zu erweisen, und dadurch zugleich dem Einwurfe vorzubeugen, daß er schwärmerische Begriffe, die höchstens in Republiken erträglich wären, unrichtig auf Monarchieen anwende. Der schleichende Einwurf wird durch die Folgen einer solchen Liebe für das Vaterland noch mehr entkräftet; durch Folgen, welche die Gegenwart eines Monarchen nicht nur nicht hindert, sondern in einem noch höhern Grade hervorbringt. Sollte es nun schwer sein, zu zeigen, daß die Aufopferung unsers Lebens, welche das Vaterland zuweilen fordert, durch diese angegebene Triebfeder erleichtert und auf das sicherste gewirkt werde; ja daß man diese Triebfeder bei

mehrern Seelen anbringen könne, als die den Monarchieen zugeeignete Ehrbegierde, ohne daß man sich die Thorheit einer Schwärmerei vorzuwerfen habe, wozu die Liebe für das Vaterland nur bei gewissen Umständen heruntersinkt?« u. s. w.

Da haben wir also das vollständige Gerippe einer sogenannten philosophischen Abhandlung, so systematisch, so chrienhaft, so unverdrossen beweisend, was gar keines Beweises, erörternd, was keiner Erörterung bedarf: gleich als ob es darauf ankäme, die Leute in den Heldentod zu jagen, nicht aus lebendigem, unmittelbarem Drang, sondern mit Barbara und Celarent und wie die Kunststückchen der Schulphilosophie alle heißen?! — Selbst nicht die üppige, wir möchten sagen bauschige Einkleidung, selbst nicht jener Reichthum an historischen und direct patriotischen Anekdoten und Anspielungen, dessen wir oben gedachten, vermag den Widerspruch zu heben, der dadurch erzeugt ist; durch allen diesen Pomp der Darstellung, durch diese Flittern der Beredtsamkeit guckt die Magerkeit des philosophischen Gerippes beängstigend hervor, indem sie zugleich der ganzen Stellung des Werkchens, nicht ganz Philosophie, nicht ganz Politik, weder völlig gelehrt, noch völlig populär, etwas Zwitterhaftes und Unerfreuliches giebt.

Das Publikum seiner Zeit, das größtentheils noch in derselben Verkehrtheit steckte, konnte gerade diese Schwäche der Abbt'schen Schrift am Ersten ertragen, weil es sie am Wenigsten merkte. Auch hätte es wohl kaum Muße und kaltes Blut genug gehabt, dergleichen Reflexionen anzustellen, da der Gegenstand an sich, das ursprüngliche Thema des Buchs, so wie das Patriotische der Darstellung, allein hinreichend waren, die Herzen zu entzünden und dem Verfasser den lautesten und allgemeinsten Beifall zu sichern. Das Buch war, wenn auch unbewußter Weise, eine Art politischer That,

es war eine Beisteuer, welche die bis dahin theilnahmlose, von der Gegenwart abgewandte Gelehrsamkeit dem Vaterlande und seinem Könige brachte. Diesen tieferen Kern, diese eigentliche Idee seiner Erscheinung faßte das Publikum mit richtigem Instinkte auf; von ihm ohne Zweifel schreibt sich auch die noch andauernde, traditionelle Berühmtheit desselben her. Zwar versuchten einzelne mißwollende Stimmen (in den Zürcher freimüthigen Nachrichten) diesen Beifall zu stören, dadurch, daß sie Abbt's Patriotismus für gemacht, ihn selbst für einen gedungenen Lobredner ausgaben: s. die Briefe im dritten Bd. der Ges. W. p. 56 u. 111. Allein diese Beschuldigung war so plump und so ohne alle Gründe nackt hingestellt, daß sie, ungeglaubt, ja von der Mehrzahl unvernommen, an ihrer eigenen Unwahrheit erstickte.

Aber nicht nur den lauten Beifall des Publikums erwarb sich Abbt durch diese Schrift: sie gab auch den Anlaß zu einer Verbindung, welche auf sein ganzes ferneres literarisches Wirken von außerordentlichstem Einfluß ward, ja in der wir eigentlich die vornehmste Seite seines schriftstellerischen Wirkens, den Schwer- und Mittelpunkt seiner literarischen Bedeutung zu erkennen geneigt sind.

Das war seine Verbindung mit den Herausgebern der Literaturbriefe.

Die Literaturbriefe oder wie sie mit vollständigem Titel lauten: Briefe, die Neueste Literatur betreffend, gehören unter die wichtigsten Erscheinungen nicht bloß unserer journalistischen, sondern überhaupt der deutschen Literatur. Die nähere Begründung dieses Urtheils, die überdies die hier verstatteten Grenzen bei Weitem überschreiten würde, auf eine andere Stelle (den zweiten Band unserer Geschichte des deutschen Journalismus) versparend, begnügen wir uns, unsere

Leser an den außerordentlichen Aufschwung zu erinnern, welchen die belletristische Kritik, wir meinen die wissenschaftliche Erörterung und Beurtheilung poetischer Werke, im Lauf der vierziger Jahre in Deutschland genommen hatte. Bis dahin von der eigentlichen gelehrten Journalistik verächtlich ausgeschlossen, auf der einen Seite in dickleibige, wenig gelesene Bücher, auf der andern in Vorreden und gelegentliche Notizen verbannt, war sie plötzlich, in Folge der Schweizerisch-Gottschedischen Streitigkeiten, der hauptsächlichste Inhalt, ja der wahre Lebenspunkt der deutschen Journalistik und somit auch des öffentlichen Interesses geworden.

Aber dieser Kampf, der jetzt so tief einzugreifen begann in das Leben der Nation, war keineswegs vom Leben ausgegangen, sondern von der Schule. Beide Kämpfer, die Schweizer sowohl wie Gottsched, mit ihrem beiderseitigen Anhang, waren in Systemen und Autoritäten, jene in englischen, diese in französischen, befangen; man konnte an dem Kampfe nur Theil nehmen, insofern man, auf ein eigenes unmittelbares Urtheil verzichtend, sich den Theorieen der Einen oder Andern unterordnen wollte.

Allein diese Theorieen waren beide nicht probehaltig; der gute Geschmack, um den sie so lebhaft stritten, fehlte nicht weniger den Schweizern, als den Leipzigern. Dies zeigte sich auch im Verlauf des Streites selbst: man redete und redete, und schrieb und schrieb — und doch blieb die Sache immer auf demselben Flecke; das Publikum wurde ungeduldig und ermüdete — oder was noch schlimmer war: es wandte seine Aufmerksamkeit nur noch den Persönlichkeiten, den Pasquillen und Klopffechtereien zu, die von beiden Seiten in reichem Maße zum Besten gegeben wurden.

Unter diesen Umständen war es von äußerster Wichtigkeit, daß eine neue dritte Partei den Kampfplatz betrat: eine

Partei, die weder auf die Engländer noch auf die Franzosen, weder auf Bodmer und Klopstock, noch auf Gottsched und Schönaich schwur, sondern die einfach ihrem eigenen unmittelbaren Urtheile, dem Urtheil des einfachen gesunden Verstandes folgte.

Dies war die Partei der Literaturbriefe. Ihre eigentliche Seele, wie auch äußerlich ihr Stifter, war Fr. Nicolai: derselbe, der späterhin durch einseitiges Festhalten dieses Standpunktes, auch dann noch, als er durch den Fortschritt der Zeit längst überwunden war, einen so traurigen Namen erlangt und so große Verdienste so schmählich in Vergessenheit gebracht hat.

Nicolai war ein Berliner Kind und also schon als solches von jener nüchternen, kalten Verständigkeit, welche die Bewohner dieser Stadt zu allen Zeiten charakterisirt hat; er hatte überdies, nach einer ursprünglich gelehrten Bildung, den Übergang zum praktischen Leben, als Buchhändler, gemacht. Gebildet genug, um für die Entwicklung unsrer Literatur ein lebhaftes Interesse zu hegen, war er doch viel zu wenig eigentlicher Gelehrter, um sich, mit pedantischem Eigensinn, auf die Autorität eines Namens, eines Systemes hin, an die eine oder andere Partei gefangen zu geben. Er selbst hat sich in einem Schreiben an Lichtenberg vom Jahre 1788, das zuerst im Göttingenschen Magazin, Jahrg. III, St. 3. p. 387 abgedruckt, späterhin auch als Einleitung vor der Gesammtausgabe von Lessing's Schriften, Band 26. p. XV—XXXVI. wiederholt ward, mit charakteristischer Naivetät über dies ganze Verhältniß ausgesprochen. Die Stelle ist leider zu lang, um sie hier vollständig einzuschalten; wir erwähnen also nur, daß ihm »der damalige Zustand der Gelehrsamkeit ganz unbegreiflich vorkam. Die Streitfragen, welche damals allenthalben so wichtig tractirt wurden, kamen

mir unwichtig vor, und die Schriften der Alten und der neueren Ausländer, die ich gelesen hatte, fand ich ganz anders, als die deutschen Schriften, die man damals unsterblich nannte.« Die erste Frucht dieser neuen, unbefangenen Anschauung waren die »Briefe über den Zustand der schönen Wissenschaften,« die er im Jahre **1754** herausgab. »Diese Briefe machten damals Aufsehen; denn ein junger Mensch redete aus seinem Winkel heraus, ohne irgend eine literarische Verbindung, ohne irgend eine von den Rücksichten, die damals Jedermann brauchte; sagte ohne Umschweife, was ihm an jeder von beiden Parteien mißfiel« ꝛc. s. a. a. O. p. XIX. XX.

Dies ist nun in Kürze auch das Programm der Literaturbriefe, die **1759** ihren Anfang nahmen. Nicolai hatte sich zur Herausgabe derselben mit zwei Männern vereinigt, die ihm beide an Geist unstreitig überlegen, darin aber ähnlich waren, daß sie beide mehr auf die Praxis als die Theorie, mehr auf das Leben als die Gelehrsamkeit gaben: Mendelssohn, der, wie Nicolai, Kaufmann war, und Lessing, dessen charakteristische Eigenschaft es bekanntlich war, bei einer Gelehrsamkeit, hinlänglich ein halbes Hundert virorum doctorum auszustatten, nichts desto weniger nicht die leiseste Spur, die kleinste Falte des Fachgelehrten an sich zu tragen.

Die Wirkung der Briefe war außerordentlich; gegen alle bisherigen Parteien gleichmäßig Front machend, keiner Coterie angehörig, vor keiner Autorität sich beugend, keinen Namen fürchtend, auf Niemand gestützt, als die Wahrheit der Sache und ihre eigene unbefangene Prüfung, nahmen sie im Kleinen eine Stellung ein, nicht unähnlich jener, welche zur selben Zeit Friedrich der Große auf dem großen Theater der Geschichte behauptete: ein Vergleich, der schon ihren Zeitgenossen vorgeschwebt zu haben scheint, wenn sie (Weiße an Klotz:

Klotzischer Briefw. I, 55) die Aufregung, welche die Literaturbriefe auf dem deutschen Parnaß verbreiteten, mit dem Schrecken verglichen, der den preußischen Soldaten in der Schlacht voranging. — Auch ist wirklich etwas Soldatisches sowohl in der Einkleidung, welche für das ganze Werk beliebt wurde (nämlich eine fingirte Correspondenz an einen preußischen Officier in F., der in der Schlacht von Zorndorf verwundet worden und den nun seine Freunde in B. durch vertrauliche Berichte über die neuesten Erscheinungen der Literatur aufheitern und zerstreuen wollen: etwa in der Art, wie die Berliner Freunde es wirklich gethan haben würden, wenn Kleist's Krankenlager in Frankfurt, nach der Schlacht von Kunnersdorf, nicht allzuraſch mit dem Tode des Kranken geendet hätte): als ganz besonders in dem Ton und der stilistischen Form der Briefe, die etwas Knappes, Frisches, Kurzangebundenes, gerade herausgesagt: Husarenmäßiges hat, das gegen den langweilig schleppenden Katheder-stil der übrigen damaligen Journale überaus vortheilhaft abstechen mußte.

Doch war Lessing nicht der Mann, bei einem derartigen Unternehmen lange auszuhalten: weniger wegen der drängenden Unruhe, ja Unbeständigkeit, welche ihm wohl mitunter zum Vorwurf gemacht worden ist und von der seine Natur allerdings nicht ganz frei gewesen zu sein scheint, als weil der Standpunkt der Literaturbriefe, statt darin (wie Nicolai und Mendelssohn) vollständig aufzugehen, vielmehr nur ein einzelnes Moment seines Geistes, nur ein großer, anfänglicher Keim jenes großartigen Frühlings war, den er berufen war, über die deutsche Literatur heraufzuführen. Lessing's Beistand hörte mit dem hundertundsiebenundzwanzigsten Briefe auf; der einzige Brief aus späterer Zeit (der dreihundertundzweiunddreißigste, über Meinhard's »Versuche über den Charakter und die Werke der besten italiänischen Dichter,« Braunschweig 1763: in den

Literaturbriefen v. 1765, Bd. XXIII. p. 75, s. auch Lessing's Sämmtl. W. Bd. 26. p. 377 fgg. der Ausg. v. 1807) ist kaum in Anrechnung zu bringen: und so mußten die Herausgeber bedacht sein, die entstandene Lücke auszufüllen [1].

In diese Zeit fällt die Bekanntschaft mit Abbt, dessen Schriftchen vom Tode fürs Vaterland so eben in Nicolai's Verlag erschienen war. Einen Lessing zu ersetzen, war allerwege ein mißliches Ding; man mußte zufrieden sein, die Zahl der Herausgeber durch einen Schriftsteller zu vervollständigen, der in der Hauptsache auf derselben Stufe stand und dieselben Ansichten theilte, wie Nicolai und Moses, und dabei jene Raschheit der Aneignung, jene Leichtigkeit des Arbeitens besaß, die eine Haupteigenschaft des Journalisten bildet. Mendelssohn gebührt das Verdienst, diesen Schriftsteller mit glücklichem Scharfblick in Abbt erkannt und seinen Freund Nicolai zu desfallsiger näherer Unterhandlung bewogen zu haben. Allerdings enthielt die Schrift vom Tode fürs Vaterland Manches, was den Berliner Kritikern im Stillen nicht ganz gefiel, mit so lebhaftem Beifall sie dieselbe auch öffentlich empfingen: s. die Recension (von Mendelssohn: vgl. Nicolai vor Lessing's S. W. Bd. 26. p. XXIII, die erste Note) in den Literaturbriefen, Bd. XI. Br. 181, p. 39—58. Namentlich von der gespreizten, schwülstigen, barocken Sprache fühlte ihr puritanischer, nüchterner Geschmack sich beleidigt.

---

1) Nämlich Nicolai, Mendelssohn, Lessing (für welchen dann Abbt eintrat) waren nicht bloß etwa die Redacteure, sondern auch die eigentlichen einzigen Verfasser der Literaturbriefe; erst gegen Ende des Unternehmens traten Resewitz (vom XVII. Theile) und Grille (vom XX. Theile an) als Mitarbeiter ein. Außerdem sind zwei Briefe von Sulzer (Bd. V, Br. 78 u. XII, 193) und ein Aufsatz von Hamann (XV, 172: vgl. Abbt's Ges. W. p. 81, 96) darin enthalten. Vgl. Nicolai a. a. O. Einl. p. XXIV.; auch Göckingk im Leben Nicolai's, p. 26 fgg.

Aber das war endlich doch nur ein Nebending, das sich ändern und abgewöhnen ließ: das Wichtigere war, jenes Herausgehen aus der Befangenheit des Gelehrten, jener unmittelbare praktische Gedanke, von dem, als der Grundlage des Buches, wir oben gesprochen haben und den die Herausgeber der Literaturbriefe um so weniger verkennen konnten, als gerade hierin der Kern ihrer eigenen Stellung enthalten war. Wie Nicolai und Mendelssohn, hielt auch Abbt, wiewohl selbst Universitätslehrer, doch unendlich wenig von dem gelehrten Bocksbeutel und der ganzen pedantischen Sippschaft der damaligen Akademieen; wie sie, gehörte er keiner gelehrten Schule, keiner der damaligen literarischen Parteien ausdrücklich an; wie sie, hatte er sich hauptsächlich an fremden Mustern gebildet, namentlich an den Engländern, und sich dadurch, gleich ihnen, vor der im Schwange gehenden Überschätzung der einheimischen Erzeugnisse bewahrt; wie sie, sah er in der Philosophie nur ein Mittel zur »Berichtigung der Urtheile über Sachen im gemeinen Leben,« wodurch sie »das Ansehen des natürlichen Menschenverstandes« zu erhalten habe (Vorr. zur Schrift vom Verdienst: S. W. I, p. 5; vgl. Literaturbr. Bd. XVI, Br. 263, p. 148); wie sie endlich war er, bei einzelnen enthusiastischen Anwandlungen, dennoch ursprünglich eine verständige, nüchterne Natur, welcher Prosa allemal lieber war, als Verse (s. III, 267), die den Young so wenig leiden mochte wie den Rousseau, gegen den er sich jederzeit eine gewisse supériore, ablehnende Stellung bewahrte, wie gegen einen exaltirten, confusen Kopf, der vor lauter Enthusiasmus nicht weiß, was er will (I, 288. VI, 60: vgl. Mendelssohn's Recension der Neuen Heloise, in den Literaturbr. Bd. X, Br. 166, p. 255—310, sowie Abbt's Aufs. in den Literaturbr., Bd. XXII, Br. 320—322, bes. p. 134 fgg.): — kurzum eine Natur, welcher der bloße Gedanke der

Schwärmerei so unausstehlich, so entwürdigend vorkam, daß sogar der Tod fürs Vaterland (vgl. die oben citirte Stelle der Vorrede) ohne Werth dünkte, sobald Schwärmerei, nicht bloß kaltes besonnenes Pflichtgefühl seine Quelle wäre. —

Eine Verbindung, auf so viel ursprüngliche Sympathieen gegründet, konnte nicht anders, als für beide Theile von Vortheil sein. Die Literaturbriefe gewannen an Abbt zuvörderst einen Mitarbeiter von unvergleichlichem Fleiß; er scherzt in seinen Briefen mitunter selbst über die Ballen Manuscripte, die er zur Aufnahme in die Literaturbriefe an Nicolai sendet; seine sämmtlichen Beiträge (es sind im Ganzen siebenunddreißig, das Nähere vgl. unten) zusammengedruckt, würden eine Reihe von Bänden geben, nicht viel kleiner vermuthlich als die jetzige sogenannte Gesammtausgabe seiner Schriften.

Noch wichtiger freilich war der intensive Werth der Abbt'schen Beiträge. Mit großer Gewandtheit hatte er es verstanden, die eigenthümlich lebendige Form der Literaturbriefe sich anzueignen, seine mannigfachen Kenntnisse befähigten ihn, über einen weiten und mannigfachen Kreis von Büchern zu urtheilen. Auch war er (eine große Seltenheit bei einem Journalisten) von bescheidenem, friedfertigem Gemüth; er nahm die Correcturen und Abänderungen, mit denen Nicolai und Mendelssohn seine Arbeiten häufig versahen, nicht allein ohne Murren, sondern selbst dankbar hin, ja er hatte nichts dagegen, wenn hin und wieder ein Aufsatz von ihm auch gänzlich verworfen ward. Vgl. III, 111. 116. 170. 276. 339 ꝛc.

Aber auch Abbt selbst hatte von dieser Verbindung den größten Vortheil. Nicht nur, daß sie ihm eine Thätigkeit eröffnete, die seinem Talent sowohl wie seiner Neigung, welche beide mehr auf kleine, gelegentliche Arbeiten, die Frucht momentaner Anregungen, als auf weitschichtige gelehrte Werke

gingen (vgl. die Selbstschilderung, III, 236), vollkommen angemessen war: er that auch in diesem Verkehr den letzten leisen Anflug scholastischer Gelehrsamkeit von sich; er gewöhnte sich, die Dinge unter praktischen, allgemein verständlichen Gesichtspunkten zu betrachten; endlich er fand hier an seinen Berliner Freunden so aufmerksame, so unermüdliche Wächter und Verfechter eines reinen, klaren Stils, einer leichten, verständlichen Schreibart, daß das Verhältniß schon in dieser Hinsicht von unschätzbarem Werthe für ihn war. Es ist wahrhaft rührend, die Sorgfalt zu sehen, mit welcher Nicolai und Mendelssohn den Stil ihres Freundes zu glätten, seine Provinzialismen, seine Paradoxieen und Wunderlichkeiten zu ebnen, ihn mit Einem Worte an eine Darstellung zu gewöhnen suchen, die schon äußerlich jene plane, gesunde Verständigkeit bekundete, welche als Princip der ganzen Zeitschrift zu Grunde lag. Da wird der Freund ermahnt und gescholten, da werden ganze Briefe über Einen Ausdruck, Eine Wendung geschrieben, da wird jeder Satz gleichsam mit der Loupe betrachtet und Alles entfernt, was, als ungeschickt oder auch nur ungewohnt, den guten Eindruck stören und somit dem Freunde selbst zum Nachtheil gereichen könnte. — Wir, in dem bequemen Besitz einer reichen, gebildeten, unermeßlich erweiterten Sprache, haben über solche Bemühungen gut die Achsel zucken und sie als Kleinmeisterei und pedantischen Wortkram behohnlächeln. Und doch, scheint es, wäre es gut, wir erinnerten uns zuweilen der mühseligen Art und Weise, mit welcher unsre Vorfahren diese Schätze, die wir jetzt so leichtsinnig vergeuden, für uns erworben und zubereitet haben; vielleicht, daß uns diese Betrachtung zum Sporne dienen könnte, etwas vorsichtiger damit umzugehen und das köstliche Erbtheil, das wir in unserer Sprache überkommen haben, wenigstens nicht muthwillig zu verderben.

Alle diese Aufsätze nun, von Abbt mit so viel fröhlichem Muthe geschrieben, von den Freunden so sorgsam gefeilt, vom Publikum mit so lebhafter Theilnahme aufgenommen, so wichtig für die Charakteristik ihres Verfassers, wichtiger noch für die Kenntniß unsrer literarischen Entwicklung — wer weiß noch von ihnen? In die Gesammtausgabe der Abbt'schen Schriften sind sie, wie gesagt, nicht aufgenommen; die Literaturbriefe aber theilen das allgemeine Schicksal aller älteren Journale, nämlich höchstens genannt, aber nur noch von einer unendlich kleinen Anzahl wirklich gekannt und gelesen zu werden. Wir meinen daher nichts ganz Unverdienstliches zu thun, wenn wir, neben der katalogischen Übersicht in der Note, die wenigstens dem Literarhistoriker vom Fach erwünscht sein wird, nachstehend einige Auszüge aus den interessantesten dieser Recensionen liefern [1]).

---

1) Die Literaturbriefe enthalten, nach Maßgabe der von Nicolai a. a. O. veröffentlichten Dechiffrirung, von Abbt folgende Abhandlungen:

1) Über die Mores Eruditorum von Klotz: Bd. IX, Brief 148, p. 81—96. Vgl. S. W. III, 5 und die Briefe an Klotz: ebendas. V, 147—169.

2) Harenberg's Gesch. der Jesuiten: ebendas. Br. 149—152, p. 97—130.

3) Schilderungen, erschienen 1759: ebendas. Br. 153—155, p. 131—152.

Sodann im zehnten Band:

4) Flögel von der Erfindungskunst: Br. 158, p. 191—196.

5) Klotz' Genius Saeculi: Br. 159, p. 197—206.

6) Pauli's Leben großer Helden des gegenwärtigen Krieges: Br. 160—164, p. 207—244.

Im elften Band:

7) Über Moser's Beherzigungen: Br. 178—180; zu vergleichen unter Nr. 29, sowie Allgem. deutsche Bibliothek, II, 1, 3.

8) Über einige elende Nachahmer Young's: Br. 182, p. 59—72.

Im zwölften Band:

9) Über Justi's Psammitich: Br. 196—198, p. 255—284.

10) Justus Möser's Vertheidigung des Harlekin: Br. 204—207, p.

Abbt's Aufsätze in den Literaturbriefen lassen sich der Hauptsache nach in historisch-politische, ästhetische und eigent-

---

327—364. Doch ist dieser Aufsatz, der Chiffer (Bs. auch Db.) nach zu urtheilen, nicht ganz Abbt's eigene Arbeit. Vgl. den Briefwechsel mit Möser: S. W. VI, — .

Im dreizehnten Band:

10) Über Pauli: Br. 211, p. 33—60. Vgl. oben Nr. 6.

11) Klotzii Opuscula und (lateinische) Gedichte von Schilling: Br. 212, p. 61—86.

12) Über eine Übersetzung der Mores Eruditorum: Br. 213, p. 87—96.

13) Über Heinze's Übersetzung von Cicero's de Oratore: Br. 214—218, p. 97—130.

14) Über eine einzelne Stelle im Tacitus: Br. 220, p. 141—147. Vgl. unter Nr. 10.

Im vierzehnten Band:

15) Über Haug's Schöne Wissensch. in Schwaben: Br. 227—229, p. 215—248. Diese Recension ist ausnahmsweise C. unterzeichnet. Daß sie dennoch von Abbt, bezeugt, außer dem Inhalt, Göckingk a. a. O. 27.

16) Über Lindner, Schulkomödien: Br. 231—232, p. 249—266.

Im fünfzehnten Band:

17) Vertheidigung der Literaturbriefe: Br. 244, p. 53—62.

18) Süßmilch's Göttl. Ordnung: Br. 245—250, p. 63—128.

19) Übersetzung einiger Stellen aus Tacitus: Br. 251, p. 129—136.

20) Vermischtes über politische Gegenstände: Br. 252, p. 137—160.

21) Über „der Sonderling": Br. 253, p. 161—171.

Im sechzehnten Band:

22) Nachtrag zu Lindner, Schulkomödien (s. oben Nr. 16): Br. 259—260, p. 87—116.

23) Über Justi, von der Strafe: Br. 261—262, p. 117—136.

24) Klotzii Ridicula Literaria: Br. 263—264, p. 141—158.

Im siebzehnten Band:

25) Über Ploucquet's Methodus Calculandi: Br. 268—270, p. 61—104.

26) Über Maier's (in Halle) Sprache der Gelehrten: Br. 271, p. 105—122.

27) Nachtrag zum vorigen: Br. 277, p. 180—188.

Im achtzehnten Band:

28) Über Spalding, Anh. zu Br. 277, p. 23. Vergl. Göckingk im Leben Nicolai's, p. 27.

29) Moser's Kl. Schriften: Br. 279, p. 47—68.

lich philosophische eintheilen. Aus den ersteren wählen wir folgende Stellen.

Zunächst über die Pflichten eines guten Historikers (aus der Recension über Harenberg's Gesch. der Jesuiten, Bd. IX, p. 118). »Eine Predigt, worinn Historien erzählt werden, oder eigentlicher eine Historie, woran eine Predigt gehängt wird, ist deswegen keine pragmatische Geschichte. Wir sind freylich schon von vielen Geschichtschreibern heimgesucht worden, die recht pragmatisch sein wollen. Der eine predigt, der andere stellt politische Betrachtungen an, und der dritte sezt witzige Einfälle hinzu. Ich streite diesen Schriften ihren Nutzen nicht ab. Der erste kann erbauen, der andere lehren, und der dritte vergnügen. Wenn man hierin das Pragmatische sucht: so habe ich nicht ein Wort mehr zu sagen. Nur habe ich freylich bißher anders gedacht. In meiner Einfalt glaubte ich immer, daß nur derjenige, welcher den Verfall oder die Verbesserungen einer Gesellschaft durch die Begebenheiten, die in einem gewissen Zeitraume vorgefallen sind, so vorstelle, daß

---

30) Über Uhl's Sylloge Epistolarum nova: Br. 282, p. 103—118.

Im neunzehnten Band:

31) Die Zweifel über die Bestimmung des Menschen: Br. 287, p. 8—40.

Im zwanzigsten Band:

32) Bertram's Spanische Geschichte: Br. 296—298, p. 3—72.

Im einundzwanzigsten Band:

33) Über Grandison den Zweiten (von Musäus): Br. 314, p. 145—172. Vgl. S. W. III, p. 58.

Im zweiundzwanzigsten Band:

34) Über Trescho's Versuche: Br. 316, p. 3—20.

35) Über Spartanische Gesetzgebung: Br. 320—322, p. 93—146.

36) Auszug aus Möser's Schreiben an Rousseau: Br. 327—328, p. 13—50.

Endlich im dreiundzwanzigsten Band:

37) Über „Philos. Schr. v. Verf. d. Br. üb. d. Empfindung": Br. 330, p. 59—70.

man die wichtigsten Triebfedern derselben entdecken könne; daß nur derjenige recht pragmatisch die Geschichte schreibe. Werden die sichersten und verborgensten Triebfedern von dem Geschichtschreiber selbst, in der richtigen Verbindung der Begebenheiten, dem Leser dargelegt: so wäre dieses der höchste Grad des Pragmatischen. Dergleichen Geschichtschreiber kann es nur wenige geben. Man muß nicht nur auf der Bühne selbst eine grosse Rolle spielen, sondern man muß an der ganzen Einrichtung der Maschinen zum Schauspiel selbst gearbeitet haben; man muß auf die Folgen aufmerksam gewesen seyn; man muß sich schon wieder von dem Enthusiasmus befreyt haben, mit dem man seine Rolle gespielt hat; man muß die Gabe besitzen, die Verbindung zwischen den Triebfedern und Würkungen deutlich darzustellen: und endlich Freyheit und Liebe für die Nachwelt haben, um sie ihr mitzutheilen. Dieses ist der Grund der Regel, daß eine vollkommene Geschichte sich auf einen ziemlich engen Zeitraum einschränke... Ich nehme nun an, daß mein Geschichtschreiber seine Hauptbegebenheiten als ein geschickter Mann weis, und als ein redlicher Mann erzählen will: daß er sie als Philosoph mit den genannten Stücken verglichen hat. — Jetzt ist es Zeit zu ordnen. Die Zeitfolge muß ihn dabey an der Hand leiten. Sie ist der Faden, um den sich die Begebenheiten winden, und an verschiedenen Orten Erhöhungen machen, die die Kennzeichen der Veränderungen des Staats sind. Reißt diesen Faden heraus, was vor eine Unordnung!... Das Schwerste ist unstreitig, aus der Erzählung der Begebenheiten die Triebfedern merklich zu machen. Man kann annehmen, daß der Leser wenigstens die innere Verfassung des Staats kenne: man darf diese zuweilen nicht annehmen. Hier muß nun die Nachricht davon als eine Einleitung vorangeschickt werden. Die Karakter werden nicht an dem Orte gezeichnet, wo sie sich am stärksten

neben andern ausnehmen, sondern da, wo sie als Erkäntnißgründe ihren Platz nehmen müssen. Die kleinen Umstände, welche große Ursachen werden, schaltet man unmittelbar vor ihren Würkungen ein, weil der Leser sie nicht leicht errathen, und wenn sie zu weit abstehen, leicht wieder vergessen kann. Und endlich sucht der Geschichtschreiber die Blicke seiner Leser oft auf die allgemeinen philosophischen Ursachen zu richten: wo er vermuthen kann, daß ihre Vergleichung mit den Würkungen den lebhaftesten Eindruck machen könne. Dies giebt die Sententias graves, die grossen, die ernsten Sätze, die Lieblinge, die Unterhaltungen des Verstandes werden; unterdessen daß Einbildungskraft und Gedächtniß nicht einen Augenblick müssig sind« u. s. w.

Weiterhin kommt er auf die Schwierigkeiten des historischen Stils zu sprechen (a. a. O. p. 126). »Was meinen Sie wohl, wenn unsre jungen deutschen Gesellschafter, anstatt sich wechselsweise Lobreden zu halten, anstatt Verse zu machen, die niemand kennt, als die, welche sie hören müssen und vielleicht nur ihr Herr Verfasser allein bewundert — anstatt dieser wichtigen Beschäftigungen, durch die freylich der gute Geschmack in Deutschland so allgemein wird! sich auch zuweilen im historischen Styl übten? Ein alter Doctor sagte einst zu einem Lord, der noch Fehler wider die Sprache machte: aber Mylord! Was könnte es ihnen wohl schaden, wenn sie noch einmal wieder ihre Grammatick läsen. Was könnte es denn den jungen Herrn schaden, wenn sie sich im prosaischen und besonders im historischen Styl übten? Vielleicht äußert unsre Sprache darinn am meisten ihre Unbequemlichkeiten. Der historische Styl will Kürze, und nun mangeln viele Participien; er fordert Sprachnaivetäten, wenn ich mich so ausdrücken kann, und das Deutsche giebt sie nicht. Mit wie vielem Reize brauchen nicht die Lateiner ihre Infinitiven, wenn wir uns

immerfort mit unserm Imperfecte schleppen müssen. Die Franzosen haben dieses in ihre Sprache übertragen. Unsere Hülfswörter, die wir zur Bildung des perfecti brauchen, machen den Styl zu weitschweifig. Die Franzosen haben ihr erzählendes perfectum, wir unser imperfectum, aber sie haben es ja auch. Folglich kommen wir immer zu kurz.«

Und an einer andern Stelle, den besondern Stil des Biographen mit dem des Historikers vergleichend (Bd. X. p. 212): »Der Biograph hat nur insofern das Feyerliche des großen historischen Styls, als die Begebenheiten, die er vorstellt, mit den großen Begebenheiten verknüpft sind. Weil sich aber der Biograph schon in der niedrigern Sphäre befindet, bey ihm nicht Volck zu Volck, sondern Mann zu Mann redet; — weil er das Privatleben beschreibt, das ein näheres Muster für eine große Menge werden kann; so ist es ihm schon erlaubt, sein Werk mit mehrern moralischen und andern Betrachtungen anzufüllen, und folglich auch alsdann seinen Styl zu schmücken. Niemals aber muß der Biographe im Zeitungsstyle kriechen, noch im schlechten Predigtstyle sich elend brüsten; am wenigsten aber nach einer Gottschedischen Redekunst Schulreden halten. Der Styl kann sogar durch die verschiedenen Zeiten bestimmt werden . . Einige Zeiten können eine starke braune Farbe über die meisten Gemählde verbreiten, wenn andre Zeiten ein höheres und brennenderes Colorit geben. Gordon erklärt daraus den Unterschied zwischen dem Styl des Livius und des Tacitus. Vielleicht würde sich auch in den gegenwärtigen Zeiten der Styl mehr dem Tacitus als Livius nähern dürfen. Unsre Sprache, die ohnehin viel weitschweifiger ist, als die lateinische, fordert dies mit um so stärkerem Rechte. Man hat den historischen Styl mit einem sanften Bach verglichen, der ohne Geräusche seinen gleichen Lauf fortmurmelt: aber man muß nur dabei bedenken,

daß dieser Bach immer seine gehörige Tiefe behalten muß; weil sich sonst das Auge nicht mehr an der Durchforschung vergnügt, welche keine Schönheiten mehr findet.«

Auch die nachfolgende Stelle, einer ziemlich scharfen Anzeige von Prof. Pauli's, »Leben großer Helden des gegenwärtigen Krieges« entnommen, scheint uns der Aufbewahrung werth. Er redet davon, wie thöricht der Verfasser gethan, alle und jede geringfügigste Handlung jedes adligen Junkers ꝛc. in sein Werk aufzunehmen, und fährt dann fort (Bd. X. p. 208 ff.):

»Das Leben eines großen Mannes ist das Eigenthum aller folgenden Jahrhunderte. Er vermacht ihnen sein Beispiel, und ihre Bewunderung wird ihnen durch den Nutzen, den sie daraus ziehen, bezahlt. Ist dieses Vermächtniß zu armselig: geht es erst durch die Hände eines schlechten Geschichtschreibers, der ihm seinen besten Werth entwendet: — so verwirft es die Nachwelt und lacht über den Todten, oder ist erbittert auf den Besorger ... Alles, was Tausende unter gleichen Umständen in gleichem Grade verrichten können manchmal gar verrichten müssen; alles dieses fällt außer das Gebiete der Geschichte; wenn nicht die Art es zu verrichten etwas besondres hat ... So lange ein Officier nicht das groß Genie zeigen kann, das, fruchtbar an Erfindungsmitteln, allezeit gegenwärtig in dem größten Tumulte, eine Menge von Gegenständen mit einemmale umfaßt, und die rühmlichen Beschäftigungen anderer, deutlich und geschwinde erzeugt; so lange hat er noch kein Recht als General die Aufmerksamkeit der Nachkommen zu fordern; gesetzt, daß er auch diesen Titel führte. Nennen Sie mir die tapfern Tribunen, welche unter Cäsar die gallischen Siege erfechten halfen? Die Geschichte schweigt, und der Leser denkt weiter nichts als: die braven Römer! Auch viele unsrer Officiere können, müssen,

zufrieden seyn mit dem Gedanken: die braven Preußen! Der Ruhm einzelner Männer, ergießt sich in den Ruhm der ganzen Nation.« —

Endlich das schon früher angedeutete Urtheil über Voltaire als Historiker, bei Besprechung von Bertram's spanischer Geschichte, Bd. XX. p. 14: »Bessere Aussichten in der Geschichte zu verschaffen, mehrere Beobachtungen als gewöhnlich in derselben anzustellen, herzhafter zu urtheilen, kurz nicht mehr blos wie Pedanten sie zu lernen, sondern wie vernünftige Menschen hat uns gelehrt — doch dis vielleicht nicht, aber wenigstens stärker dazu angetrieben — wer denn? soll ich ihn nennen? — Voltaire. Lassen sie alle Professoren auf allen Universitäten gegen ihn schreyen und ihn in jeder Stunde dreyer Fehler überführen. Ich betrachte ihn immer mit Ehrfurcht als meinen Lehrer nicht in der Geschichte, sondern in der Kunst dabei zu denken. Er hat mir die Logik zur Geschichte beygebracht. Die Begebenheiten, die Caraktere, die Umstände will ich nicht von ihm nehmen. Aber keiner ist mir bißher in die Hände gefallen, der mich zu so vielen Gedanken bey der Geschichte geleitet hätte. Ich rede noch nicht von größern Werken. Man merkt es auch unter uns, daß seine Methode, ob gleich noch nicht stark, in unsre Lehrbücher gedrungen ist.« —

Im politischen oder staatswissenschaftlichen Fache verdient vornämlich seine Polemik mit Moser unsre Aufmerksamkeit; sie ist von Bedeutung nicht bloß für Abbt's literarische, sondern mehr noch seine sittliche Schätzung.

Karl Friedrich von Moser, der Verfasser des Daniel in der Löwengrube, des Herrn und Diener und einer Masse anderer, halb theologischer, halb politischer Schriften, war ohne Zweifel, und soweit man es damals in Deutschland überhaupt sein konnte, ein aufrichtiger und wohlmeinender Patriot; er

war einer der ersten unter den deutschen Staatsmännern, der sich, natürlich in der Weise seiner Zeit, für Achtung der Volksrechte, für Herstellung eines gerechten und billigen Regimentes, so wie speciell für die Ehre deutschen Volks und deutscher Sitte aussprach. Aber sei es Folge der mißlichen Schicksale, die er in seiner vielfach getrübten amtlichen Thätigkeit erfuhr, sei es eine ursprüngliche Anlage seiner Natur, die sich auch in seinen übrigen literarischen Beziehungen und Sympathieen äußert (vergl. die Charakteristik bei Gervinus IV, 188, wo besonders seine Verwandtschaft mit Klopstock, Lavater, Claudius ꝛc. vortrefflich ins Licht gestellt ist): genug, er hatte bei allen patriotischen und im Grunde freisinnigen oder doch freisinnig gemeinten Bestrebungen eine so specifisch religiöse, ja pietistische Färbung, die Politik war bei ihm mit so viel Mystik versetzt, er leitete alle Fragen der Geschichte und des Staates mit solcher sichtlichen Vorliebe in das Gebiet der Gläubigkeit hinüber, in welchem bekanntlich alle Disputation aufhört (credo, quia absurdum est): daß er damit Männern, wie die Herausgeber der Literaturbriefe, nicht anders als höchst unbequem sein konnte.

Also auch unserm Abbt. Wir wissen, wie derselbe schon in Halle die Theologie von sich gethan: und nun sollte sie hier auch noch bei hellem Tage in die Politik hineinpfuschen und die köstlichsten und werthvollsten Angelegenheiten, die Begriffe von Staat, Freiheit, Volk, mit ihrem süßlichen Geschwätz verderben und verwässern dürfen? — Abbt machte sich keineswegs blind gegen die ehrenwerthe und tüchtige Grundlage der Moser'schen Bestrebungen; aber er war schon zu sehr von der weltlichen berliner Aufklärung durchdrungen, auch zu sehr von dem Ernst und der eigenen Heiligkeit der Wissenschaft überzeugt, als daß die Art und Weise, wie diese Bestrebungen in Moser auftraten, dieser »religiös-politische Bett-

lermantel« (um ein weit späteres, arg mißbrauchtes Wort hier in passenderer Beziehung anzuwenden), den der Verfasser von Herr und Diener um sich schlug, ihn nicht in tiefster Seele hätte ärgern, ja empören sollen[1]). »Der arme Moser«, schreibt er Nicolai, bei Gelegenheit von Moser's Kleinen moralischen Schriften, in denen sich sehr heftige Ausfälle gegen die Literaturbriefe, auf Grund ihrer Unchristlichkeit, befanden: S. W. III. 309. vergl. 30, sowie Bd. V. p. 171) »ist in der Enge zwischen dem Genie und den Vorwürfen seiner Mitbrüder, der Pietisten. Er möchte beyden Recht thun, aber Dummheit verträgt sich nicht mit Witze, und dies verursacht seine inconsistenten Aussprüche.« Und wenige Wochen darauf, bei derselben Veranlassung (a. a. O. 336): »Sie können nicht glauben, wie mir der Herr von Moser verächtlich vorkommt, seitdem ich seinen zweyten Theil vermischter Schriften gelesen. Wissen sie wohl, daß er behauptet, man dürfe nur recht fromm seyn; so kriege man auch zu weltlichen Geschäften Verstand, wenn man schon vorher dumm gewesen... Und am Ende, meint er, sey es besser, daß ein Land mit einem frommen Minister zu Grunde gehe, als wenn es mit einem irreligiösen blühend wäre. — Wo will dis hinaus? Wissen sie, warum der Mann so gegen seine gesunde Vernunft sündiget? Es scheinet, seine Mitbrüder und Mitschwestern haben ihm vorgeworfen, daß er sich mit weltlichen Sachen zerstreue. Nun will er es wieder auf Kosten des Menschenverstandes gut machen.« —

Denselben Geist der Entrüstung, wie diese vertraulichen Briefe, athmen nun auch seine öffentlichen Besprechungen der Moser'schen Schriften, wennschon er auch hier dem, was dar-

1) Er ging sogar damit um, eine eigene Gegenschrift gegen Moser zu schreiben: Gegenbeherzigungen, als Antwort auf dessen Beherzigungen, 1761. S. Nicolai vor dem sechsten Bd. von Abbt's Ges. W. p. XXXV.

an lobenswerth, volles Lob zu Theil werden läßt und sich überhaupt, auch im herbsten Unwillen, einer so achtungs- wie nachahmungswerther Mäßigung befleißigt.

Die erste Recension (über Moser's Beherzigungen: Lit. Br. XI. p. 1) betrifft hauptsächlich Stilistisches. Er bezeichnet Moser als eines der Genies, »die von der Kunst die nöthige Hülfe nicht empfangen oder wohl gar ausgeschlagen haben« (p. 12) und bedauert, daß er »keinen Freund hat, der ihm seine französischen Wörter . . . ausstreicht, der ihm seine provincialen Redensarten ändert; der ihm einen gewissen Ton, gewisse Spasse, worüber nur noch die Bürger freyer Reichsstädte [1]) lachen können, abgewöhnt; kurz, der seinen Ausdruck zu dem Adel erhebet, zu der Reinigkeit säubert, die dergleichen wichtige Materien verdienen.« (p. 5, 6). —

Sodann auf die Sache selbst eingehend, macht er auf den Unterschied der politischen und der christlichen Tugend aufmerksam, indem er diejenigen tadelt, welche, wie Moser, »sich vor der politischen Tugend als einer sehr gefährlichen Sache scheuen und ihr nicht gerne die moralische und christliche wollen unter die Augen treten lassen.« (p. 15). Der Verfasser scheint ihm »das Kunststückchen derer Herren zu besitzen, die, wenn an ihren Schriften etwas getadelt wird, sich hinter die Religion verstecken: und sie so damit verknüpfen, daß bei dem Blödsinnigen ein Angriff auf sie, allemal ein Angriff auf die Religion wird.« (p. 27).

Vortrefflich und sowohl in ihrer speciellen Beziehung auf Friedrich den Großen, wie auch als Parallele für gewisse Zustände der Gegenwart, ist auch folgende Stelle, in welcher er sich über die Religiösität der Fürsten und was von einer specifischen Christlichkeit derselben zu halten sei, ausspricht (p. 298 ff.):

1) Wohlgemerkt: Abbt war ein Ulmer.

»Wenn unser Verfasser von einem irreligiösen Prinzen redet; so weis ich nicht, ob er einen Prinzen meynt, der ohne die Lehrsätze und Trostgründe der christlichen Religion anzunehmen, über sein Volk oder wohl gar über Christen regiert; oder einen Prinzen, der ohne ein Wort wider die christlichen Glaubenslehren gedacht, gesagt oder geschrieben zu haben, doch in aller Stille als ein Tyrann regieret. Ich wünschte wohl, daß sich diese Herren, die immer Religion und Tugend unter sich, und Irreligion gegen ihre Tadler, im Munde führen, erklärten, ob die Antonine und Trajane ihre Völker glücklich oder unglücklich gemacht haben? Oder soll der Satz, der so fruchtbar an Verfolgungen unter einem schwachen Prinzen werden könnte: »daß ohne christliche Religion und — sobald es die Gelegenheit erlauben wird — ohne die Orthodoxie dieser oder jener Kirche, niemand ein ehrlicher Mann seyn könne«, auch dahin gelten, daß ohne christliche Religion kein guter Regente seyn könne? — Schade, daß die Geschichte das Gegentheil beweist! Noch mehr: Diese Herren werden bald daraus folgern: daß, wer Tugend und Religion immer im Munde führt, ein ehrlicher Mann seyn müsse. — Man wird dem Verfasser niemals leugnen, daß ein Prinz, der nach dem Geiste des Christenthums denkt und handelt, eine Wohlthat für seine Unterthanen sey; daß gewisse Grundsätze des Herrn sehr leicht und auch sehr stark ihren Einfluß auf die Diener äußern: aber es ist falsch, daß ein Prinz, der z. E. auf ein anderes Leben sich keine Hoffnung macht, dagegen alle Lasterthaten für erlaubt halte? kurz, es ist falsch, daß der, dessen Herz durch eine göttliche Gnade in der Tugend nicht gestärkt ist, deswegen seinen Nächsten, so oft er nur kann, übervortheilen werde. Es kann geschehen, und es kann leichte geschehen, daß er von einer Leidenschaft zu einem Unrecht hingerissen, oder durch die Unwissenheit zu einer Beleidigung sei-

nes Nebenmenschen verführt wird. Aber ist denn vom Christen alle Unwissenheit entfernt und alle Schwachheit verbannet? Wenn aber der Staatsmann zwischen zweyen Prinzen wählen sollte, unter denen der eine, andächtig und schwach, der Geistlichkeit seines Landes, einen großen Theil an der Regierung vergönnete; der andere, ein Feind aller geoffenbarten Religion, mit Enthaltsamkeit, Einsicht und Eifer für das gemeine Beste selbst regierte — ist es wohl schwer zu rathen, welchen er wählen würde; ich sage der Staatsmann, welcher blos auf das gegenwärtige Wohl der Gesellschaft sieht?« —

Der zweite Aufsatz (Bd. XVIII. p. 49: über Moser's kleine Schr. Bd. I.) enthält viel Anerkennendes, neben einzelnen gründlichen Ausstellungen; von einem dritten, in der Allg. Deutsch. Bibliothek, werden wir unten Erwähnung thun.

Endlich wollen wir an diese Polemik gegen Moser noch die Recension des Justi'schen Psammitich schließen: nicht sowohl als ob ihr selbst ein so großer Werth beizulegen wäre, als wegen des Schicksals, das dieser Aufsatz hatte, und des schlimmeren, das er den Literaturbriefen selbst zu bereiten drohte.

Joh. Heinr. Gottlob von Justi, gest. 1771 als Staatsgefangener auf der Festung Küstrin, nachdem er 1768 seines Amtes als Königl. Preuß. Berghauptmann und Aufseher aller königlichen Bergwerke entsetzt worden war, hatte, unter andern zahllosen Schriften historischen, politischen, ökonomischen, chemischen ꝛc. Inhalts, im Jahre 1759 einen zweibändigen Roman: »Die Wirkungen und Folgen der wahren und falschen Staatskunst in der Geschichte des Psammitichs« erscheinen lassen, der einigermaßen, wenn auch ohne die specifisch religiöse Färbung, in die Klasse der Moser-Hallerschen politischen Romane gehörte; seine ganz excessive künstlerische Nichtsnutzigkeit hatte er dabei noch für sich. Abbt schrieb eine Re-

cenſion des Buches, (Lit. Br. XII. 255) ſcharf und derb, wie ſie ihm gebührte; er nannte es »eine Egyptiſche Baniſe, aber in Mannskleidern, die im Jahre 1759 wohl nicht mehr in Teutſchland vermutet worden« (p. 255) und ſchloß damit, daß durch dergleichen Bücher »nur das Monument vergröſſert werden könne, unter deſſen Schutte, der doch bald verſtieben wird, Herr von Juſti ſeinen Namen vergräbt.« (p. 284). —

Das war, wenn man will, derb: aber doch nicht mehr, als ein Literat dem andern nach Gelegenheit zu ſagen pflegt. Allein Herr von Juſti fand für gut, nicht den Literaten, ſondern den hohen Staatsbeamten herauszukehren oder vielmehr, jenen mit dieſem gleichſam zu decken — das heißt: er brachte, geſtützt auf ſein amtliches Anſehen und eine ſchamlos erlogene Denunciation (ſ. die näheren Angaben bei Preuß, Fr. d. Gr. III. 256 — 257) ein Reſcript des Juſtizminiſteriums zu Wege, durch welches die Literaturbriefe verboten wurden. — Dergleichen würde nun heutzutage vollkommen in der Ordnung ſein; damals aber und wiewohl die Maßregel bereits nach fünf Tagen vom Staatsrath ſelbſt wieder zurückgenommen ward, machte ſie das ungeheuerſte Aufſehen. Selbſt Sulzer, deſſen ſchweizeriſche Freimüthigkeit in Berlin ziemlich zahm geworden war, ſchrieb an Gleim ganz entſetzt (Briefe aus Gleim's Nachlaß, p. 354): »Aber wo ſind wir, wenn ein ſolcher Menſch die Kritik hemmen kann?!« — Ja wohl, guter Sulzer: wo ſind wir?! — — Vgl. die Briefe in Abbt's Geſ. W. III. 38. 54.

Wir gehen zu Abbt's äſthetiſchen Aufſätzen über. Von eigentlich belletriſtiſchen Schriften hat er zwar, mit Ausnahme ganz unerheblicher Schmierereien, nur eines recenſirt: Muſäus Grandiſon den Zweiten (vergl. Gervinus V. 199), der ihm ſehr wohl gefiel (Brief an Mendelsſohn, in den S. W. III. 58: »Nirgends iſt der deutſche Character wohl beſſer geſchil-

dert worden. Der Styl in den Briefen ist zwar ziemlich Gellertsch. Aber auch dieses kann als ein Zug zum Charakter angesehen werden. Es ist eine Art von Parodie nicht sowohl auf den Grandison, denn die schönsten Stellen sind unangefochten, als vielmehr auf den Ton, der daraus entlehnt wird« ꝛc.) und über den er sich in diesem Sinne auch öffentlich aussprach: Lit. Br. XXI. 145. Es sind daher mehr einige gelegentliche Äußerungen über die Natur der Poesie im Allgemeinen, Zweck und Unterschied ihrer Gattungen ꝛc. und auch dies nicht sowohl wegen ihres absoluten Werthes, als nur weil sie den Standpunkt bezeichnen helfen, auf welchem damals noch, selbst in so aufgeweckten Köpfen, wie Abbt und seine Freunde, die Theorie der Kunst sich befand.

So über das Drama (XIV. 252 ff.): »Der Zweck des Drama ist der Zweck der Poesie, eingeschränkt auf diese besondere Dichtungsart. Und der Zweck der Poesie, sind überhaupt Empfindungen und Vergnügen. Ich mache sogar diesen Zweck zum wesentlichen Unterschied zwischen Dichtkunst und Beredsamkeit . . . Folglich ist der Zweck für das Drama die Erregung der Empfindungen und des Vergnügens durch eine ganze Handlung carakterisirter Personen. Moralisch vollkommene Caraktere erwecken weder Empfindungen noch Vergnügen in hinlänglicher Abwechslung. Können sie sich auf unsern Zustand beziehen? daß kömmt auf die Situationen an. Diese Letztere entstehen aus der Verbindung äußerer Umstände zur Hervorleuchtung des Carakters. Diese Umstände sind entweder glücklich oder unglücklich; und beydes entweder im mäßigen oder hohen Grade. Glückliche oder unglückliche Umstände im mäßigen Grade können bei dem moralisch vollkommenen Carakter keine Veränderungen hervorbringen: er kann nicht einmal recht merklich werden. Der grosse Grad treibt zwar diese Bewundrung heraus: aber dann wird die Situation für

uns fremde. Wir bewundern ihn. Aber immer Bewunderung! darunter erliegen wir. Durch die Nachahmung bringen wir die Gegenstände in der Natur dem Menschen gleichsam ins Haus. Was er davon nicht unmittelbar für sich brauchen kann, kann ihm unmöglich gefallen. Worinn besteht das Vergnügen? in der leichten Vorstellung der erreichbaren Vollkommenheit, und diese Leichtigkeit ist nichts anders, als die geschwinde Fassung aller übereinstimmenden Merkmale. Die Nachahmung des moralisch vollkommenen Carakters kann dieses Vergnügen nicht verschaffen, weil es unmöglich ist, die erreichbare Übereinstimmung aller zur Sache gehörigen Merkmale so geschwinde durch die Nachahmung faßlich zu machen. Man mag sich drehen wie man will: so wird man hier stekken bleiben. Der Zweck des Drama wird also nicht erreicht. Ja das Drama wird sogar verstellt. Alle andre Caraktere müssen gegen den vollkommenen zu sehr abstechen: jener zieht die Bewunderung an sich, wird erhaben; die übrigen werden verdunkelt, verschwinden. Und diese staunende Bewunderung, die in währender Vorstellung unsre ganze Seele einnehmen soll, wie kann sie unterhalten werden? Bedenken Sie, daß auf der Bühne alle bewundernswürdige Züge eines Carakters sich in einen einzigen Punkt zusammendrängen, auf einmal sichtbar werden, und die Aufmerksamkeit vier Stunden lang unterhalten sollen! In der Natur sind diese Bewunderung erregende Züge durch ein ganzes Leben mitgetheilt. Ich sehe den erhabenen Menschen hundertmal in Zwischenpunkten als einen Menschen, und werde nur stückweise durch die hervorstrahlenden Blitze getroffen. In der Nachahmung hingegen liegt alles auf einem Haufen, und es muß mehr erzählt werden, als ich sehen kann. Diese letzte Anmerkung muß wohl alles vollends begreiflich machen.«

Ferner über die Elegie (Lit. Br. XIII. p. 70 fgg.): »Die meisten Dichter scheinen den Begriff der Elegie allzusehr

eingeschränkt zu haben. Man kann sie überhaupt erklären als die sinnlich vollkommene Beschreibung unserer vermischten Empfindungen. Was sie mit andern Gedichten gemein hat, ist das sinnlich vollkommene: der Gegenstand nun, den sie bearbeitet, unterscheidet sie von den übrigen Arten. Ich habe dazu die vermischten Empfindungen angegeben; und ich glaube, so viel ich jetzt sehe, Recht zu haben. Die reinen, oder richtiger, die merklich reinen Empfindungen der Lust, gehören, so wie ihr Gegentheil, wenn sie die Seele nicht ganz übermannet, und ihr zum Ausdruck gleichsam den Athem benommen haben, für die Ode [1]). Alle Arten der Empfindungen und Handlungen, die in einem gesellschaftlichen Leben, das weder Zwang noch Verbrechen kennet, entstehen, gehören für das Schäfergedicht; Wenn die elegischen Dichter sich hieran erinnert hätten: so würden sie einer der gewöhnlichsten Vorwürfe, daß sie nemlich unnatürlich werden, entgangen sein. Allerdings ist es widersinnisch, bei einem großen Schmerzen sich geschwätzig zu zeigen. Wenn dieser die Seele auf einmal an allen Orten angreift, wenn ihre Kräfte durch den plötzlichen Anstoß niedergerissen werden, und der Schmerz sie also gleich den Fluthen des Meeres überschwemmt, so sind alle ihre schöne Auswüchse von angenehmen Bildern, alle Früchte nützlicher Überlegungen auf einmal verdecket. Man erblicket nichts als eine traurige Fläche, und höret nichts als das wilde Rauschen der Wehmuth. Es giebt Seelen, welche besser verwahrt, und gleichsam mit stoischen Dämmen umgeben sind. An diese prallen die Wellen an und zerschellen. Diese Seelen brechen bey einem grossen Schmerz nicht in Klagen, sondern in Rechtfertigungen, in Vorwürfe, in Drohungen, in unerwartete Entschlüsse aus. Ein solcher Schmerz zeigt sich

1) Vergl. die ausführliche Theorie der Ode, welche die Lit. Br. an einer andern Stelle, in Mendelssohns Recension der Gedichte der Karschin, geben: Bd. XVII. Br. 275, p. 149 fgg.

im Trauerspiele; er kann aber auch in der Ode vorgestellet werden. Von den Empfindungen der Lust lassen sich eben die Anmerkungen machen. Dem elegischen Dichter bleiben also nur Empfindungen übrig, die durch die Gegenseitigen schon gemildert sind: Empfindungen, die in der Seele nach und nach entstehen, nicht im Sturm der heftigen Leidenschaft; sondern, wenn sie dieselben erhält: so ists bey ihr öfters nur

— ein Frühlingstag
Der durch ein Wölkchen lächelt.«

Und weiterhin über die Situation, in welche der elegische Dichter sich vorzugsweise zu versetzen hat (a. a. O. p. 76 ff.): »Zeit, Ort und Umstände sind dem elegischen Dichter nicht ganz einerlei. Die Stunden, darin der einsame Vogel der Nacht aus seinem philosophischen Schlummer sich erhebt, und durch das mitternächtliche Echo seinen Flug ankündigen läßt, sind für ihn am bequemsten. Nicht allemal muß es eben ein Gottesacker auf dem Lande seyn, ob ich gleich gestehe, daß zu der von dem Engländer ausgeführten Materie nicht leicht ein glücklicherer Ort hätte erwählet werden können. Aber Einsamkeit muß immer herrschen; die Lage selbst muß solche gemischte Empfindungen erwecken können. Daher sind einsame Zellen und Kreuzgänge, wo Eloise ihre Briefe geschrieben: Ufer, wo ein Strom traurig dahin rauscht, (wo der Israelitische Dichter seine Elegie verfertiget,[1]) Wälder, Felsen, wo die Aussicht und Stille in der Seele die Vorstellung der Gefahr, und das Bewußtsein der Sicherheit wechselsweise hervorbringen, meistens dazu erwählt worden. Ein einsames Zimmer kann aber auch dazu dienen; besonders wenn äußere Umstände dazu kommen, von denen die Seele etwas leidet. Ein trüber Himmel, ein aufsteigendes Gewitter, rauschende

1) Er meint den Verfasser des 137 Psalmes: „An Wasserfluthen, Babylon,“ den er kurz zuvor (p. 75) als Beispiel der „vermischten Empfindung,“ welche die Elegie erfordert, angeführt hat.

Winde, zitternde Fenster, eine Leiche die vorübergetragen wird, das Geläute der Sterbeglocken, eine Trauermusik. — Ja, wenn von dergleichen Umständen mehre auf einmal zusammenkommen: so kann die Seele auch in der größten Versammlung in diesen Zustand der vermischten Empfindungen versetzt werden. Man muß sich aber hüten, alle diese äußern Dinge so schwarz zu machen, daß dadurch eher Schrecken als süße Melancholie in der Seele entstehen würde. So würde es widersinnisch seyn, wenn Jemand an einem Orte, wo er sich wirklich vor Gespenstern fürchtet, eine Elegie machen wolte. Die Schildwache im Hamlet war gewiß nicht dazu aufgelegt. Die Seele wird alsdann von einer ganz unangenehmen Empfindung, dem Schrecken, bemeistert.« —

Von philosophischen Aufsätzen sind das Vorzüglichste die in unsern früheren Anmerkungen angeführten »Zweifel über die Bestimmung des Menschen,« die im neunzehnten Theil der Literaturbriefe p. 5 ff. stehen. Da dieser Aufsatz sich indessen zu einem Auszug weniger eignet, theils seines Umfangs wegen, theils weil dabei zugleich Mendelssohns Antwort: »Orakel, die Bestimmung des Menschen betreffend,« berücksichtigt werden müßte, theils endlich, weil diese ganze Art von Zweifeln für unsre Zeit ihr Interesse so ziemlich verloren, sofern aber, als sie von historischer Bedeutung ist, sich in anderen bekannten Autoren bei Weitem deutlicher manifestirt hat: so ziehen wir es vor, statt dessen hier nur eine kurze Stelle anzuführen, in welcher er sich über sein Verhältniß zur eigentlich spekulativen Philosophie oder wie er es nennt, der Metaphysik ausspricht. Dieselbe mag zum Beweise dienen, daß, wie sehr Abbt auch durch Naturell und Bildung zu einer leichteren, praktischen Auffassung der Dinge geführt ward, diese Leichtigkeit doch niemals in wissenschaftlichen Leichtsinn, in ein vornehmes Herabsehen auf alle ernsteren und

gründlichen Studien ausartete: anders als heutzutage, wo hinter dem Ruf nach moderner praktischer Bildung, hinter der Polemik gegen strenge schulmäßige Studien sich nur allzuoft die Selbstgenügsamkeit des Unfleißes und der Unwissenheit verbirgt.

Die Stelle kommt in einem Aufsatze über Klotz »Ridicula Litteraria (Lit. Br. XVI, 141) vor, eine Sammlung lateinischer Satiren, im Geschmack etwa der Mencke'schen Reden de Charlataneria Eruditorum (vgl. in Kürze des Verf. Gesch. d. deutsch. Journalismus, I, p. 284). Eine derselben war speciell gegen die »Metaphysik« gerichtet (Laus Metaphysices in confessu Metaphysicorum recitanda), das heißt in Klotz' Sinne, gegen alles eigentliche ernste Philosophiren, das er auf eine mehr frivole als witzige Art verspottete.

Bei dieser Gelegenheit nun sagt Abbt (a. a. O. p. 148): »Ich bin kein Metaphysiker, ich suche in der Stille meine Vortheile aus den Wissenschaften; und täglich stößt es mir auf, daß ich einzelne Stücke zu wissen nöthig finde, deren ich die Sammlung erst gering gehalten. Nichts ist bequemer für die Jugend, als über Kenntnisse mit weisem Ansehn zu spotten, zu deren Erklärung [1]) sie zu faul ist: aber nichts wird ihr schädlicher. Wir erreichen ohnehin schon beynahe die Periode, daß unsere junge Leute weder bis zu Subtilitäten studieren, noch schöne Wissenschaften in den Quellen suchen; weder selbst denken, noch aus den Büchern mit Mühe lernen wollen: der Gelehrte im engern Verstande ist ihnen verächtlich, weil er, wie sie denken, nur das Gedächtniß brauchet, der Philosoph ist ein Grillenfänger, der nur dunkles und mühsames Gewäsche und schwere Posten

1) Druckfehler für Erlernung?

weis. Das lateinische und griechische ist ihnen Schulfüchserey, denn wir haben nun über die Männer die beyde verstanden, so lange gelachet, bis man sich den Sprachen zu schämen selbst angefangen. Was für Gelehrte werden wir also bekommen? «

Da wir nun mit diesen Auszügen (denn Abbt's Thätigkeit für die Literaturbriefe fällt dem bei Weitem größeren Theile nach über seinen Aufenthalt in Frankfurt hinaus), die Ordnung der Zeit doch einmal verlassen haben, so wollen wir, um des verwandten Gegenstandes willen, hier auch gleich seines Antheils an der Allgemeinen Deutschen Bibliothek gedenken. Dieses Journal, das in der Geschichte unserer gelehrten Zeitungen einen so außerordentlichen Rang einnimmt, war gleichfalls durch Nicolai nach längeren Vorbereitungen, unmittelbar nach dem Aufhören der Literaturbriefe (Ostern 1765) und zunächst auf Grundlage derselben, ins Leben getreten. Den unmittelbaren Zweck der Bibliothek, im Gegensatz namentlich zu der beschränkteren Tendenz der Briefe, hat Nicolai selbst in einem Schreiben an Abbt sehr gut bezeichnet, wo er dessen Vorwürfe wegen der Unzahl theologischer Kritiken, mit denen die Bibliothek eröffnet ward, zu widerlegen sucht: Ges. W. III, 359. »Ich habe meine Lust,« sagt er, »wie meine Freunde sich über die theologischen Recensionen in der deutschen Bibliothek ärgern, und wie das Publikum eben dieser theologischen Recensionen wegen, die Bibliothek in den Himmel erhebt! Dis habe ich vorher gesehen. Die Briefe handelten eigentlich nur von der Literatur, um die sich die Verfasser bekümmerten. Jetzt da meine Freunde auf einmal die ganze deutsche Literatur erblicken, so wundern sie sich, daß es so viele Bücher giebt, um die sie sich nicht bekümmern wollen. Das habe ich eben mit der deutschen

Bibliothek gewollt, daß man darinn die deutsche Literatur ganz übersehen soll, da sonst jedermann gleichsam nur den Theil kannte, um den er sich Standes wegen bekümmern mußte.« Vgl. ebendas. p. 179. 359. 362. 371., auch Bd. V. p. 158, so wie die Ankündigungen der Lit. Br. XX. p. 183.

Natürlich ließ ein Unternehmen von so großartigem Umfange sich nur durch eine Vereinigung verschiedener und zahlreicher Kräfte zur Ausführung bringen; die Mitarbeiter, deren es an den Literaturbriefen eigentlich nur drei gegeben hatte, beliefen sich bei der Bibliothek gleich bei ihrer Gründung auf vierzig; als sie nach mehr als vierzigjährigem Bestehen zu Ende ging, war ihre Zahl sogar auf beinahe anderthalb hundert gestiegen: die größte Mitarbeiterschaft, deren wohl je eine Zeitschrift sich erfreut hat. Vgl. Göckingk im Leben Nicolai's p. 36, so wie das Mitarbeiterverzeichniß, mit welchem Nicolai's Enkel, Herr Dr. Parthey, der Literatur kürzlich ein so höchst werthvolles Geschenk gemacht hat.

Allein eben so natürlich war es auch, daß Nicolai einen so treuen Gehülfen, wie Abbt ihm an den Literaturbriefen gewesen war, auch bei dieser neuen Unternehmung nicht entbehren wollte; seine Briefe, in denen er Abbt zu fleißiger Theilnahme ermuntert, bezeugen dies. Wenn nichts desto weniger Abbt's Antheil an der Bibliothek auch abgesehen von seinem frühen Lebensende, im Ganzen nur sparsam blieb, so lag dies theils an der Einrichtung des gesammten Journals, das, bei der Universalität seiner Besprechung, einem einzelnen Mitarbeiter der Regel nach keinen großen Raum verstatten konnte, theils und hauptsächlich aber daran, daß Abbt dazumal von anderen Dingen, besonders von seiner neuen Stellung in Bückeburg, von der wir unten noch sprechen werden, allzusehr in Anspruch genommen war.

Es sind daher (doch ist das Exemplar der Allg. Deutsch. Bibl., auf dessen Benutzung wir in diesem Augenblick beschränkt sind, nicht ganz vollständig und mag dieses Verzeichniß daher wohl bei besserer Muße noch einige Ergänzung erfahren) im Ganzen nur vier Recensionen, welche die Bibliothek von Abbt aufzuweisen hat; und zwar folgende:

Im ersten Band, Heft 2, p. 97 — 107 eine Anzeige von Wieland's Sylvio von Rosalva. Sie besteht, nach guter deutscher Recensentenmanier, fast nur in einer trocknen Angabe des Inhalts; einige Ausstellungen am Schluß sind unerheblich und thun dem Lob, mit welchem das Ganze aufgenommen wird, keinen Eintrag. Daß Wieland der Verfasser (das Buch kam ohne seinen Namen heraus und mochte man um so weniger auf Wieland rathen, als dieser bis dahin der Schwärmerei ebenso sehr gehuldigt hatte, als er sie hier verspottete), hat Abbt, wie der Schluß einer folgenden Recension beweist, gewußt, ohne jedoch in dem Aufsatze selbst irgend Rücksicht darauf zu nehmen.

Sodann über Meiers (in Halle) »Beurtheilung der Betrachtungen des Herrn Marquis von Argens über den Kaiser Julian,« ebendas. p. 134 bis 153. — Beiläufig gesagt: sollte diese Beschäftigung mit Julian, die damals ordentlich Mode ward (es erschienen hintereinander Schriften über ihn von d'Argens, Cramer in Kopenhagen, Meier in Halle ꝛc.), nur ein Zufall gewesen sein? oder möchte dabei nicht vielmehr eine, bewußte oder unbewußte, Beziehung auf Friedrich den Großen, der in den Augen Vieler kein geringerer Apostat war, als Julian, zu Grunde gelegen haben? —

Ferner, in demselben Hefte, p. 215—228, über Wieland's Komische Erzählungen. Von dem sittlichen Unwillen, welchen diese Dichtungen anderwärts erregten, ist hier keine Spur; die Leichtigkeit der Darstellung, der Wohllaut der

Sprache, die Glut der Schilderungen, durch welche sie damals wirklich eine ganz neue Erscheinung in unserer Literatur waren, werden gebührend und mit sichtbarer Freude anerkannt. Aber sie können das Zartgefühl des Recensenten nicht abstumpfen gegen einzelne Roheiten, Übertreibungen und Längen, an denen die Erzählungen allerdings litten und von denen sie selbst durch die spätere, beinahe völlige Umarbeitung, in der wir sie heutzutage kennen, nicht völlig befreit worden sind. »O! könnte unser Rath,« sagt er (p. 215) »bey dem unbekannten (?) Verfasser, der gewiß Genie zur leichten Erzählung hat, könnte er so viel Gewichte bey ihm haben, daß er seine Arbeiten abkürzte; daß er sie von pöbelhaften Ausdrücken säuberte, und daß er sich eine Manier im Erzählen wählte und sich nicht bald Fontainen, bald Crebillon, bald Marmonteln, bald einen andern zu erreichen vorsetzte, welches bey ihm gleichsam mit der Laune oder vielleicht je nachdem er einen dieser Autoren zuletzt in der Hand gehabt, abwechselt! Auch Küchenstücke wollen eine feste Manier haben.« — Zum Schluß, auf Wieland's Verfasserschaft eingehend, sagt er (p. 227): »Nachrichten, die das Ansehen der Zuverlässigkeit haben, versichern, daß Hr. Wieland der Verfasser der obenangeführten Begebenheiten des Don Sylvio, und dieser Comischen Erzählungen sey. Ist dies wahr, so möchte es freylich diejenigen, die die Art der Dichtkunst, in der sich Hr. W. bisher gezeigt hat, [1]) kennen, etwas befremden, daß er sich jetzt von einer ganz entgegengesetzten Seite zeiget. Sein künftiger Biograph mag die Ursachen dazu aufsuchen; Wir

---

1) Er meint den geprüften Abraham, die Psalmen in, den Anti-Ovid ꝛc. — Auch erinnre man sich, daß wenige Jahre zuvor Uz (wegen seines Siegs der Liebe) von Wieland öffentlich der Verderbniß der Sitten angeklagt worden war!!

begnügen uns, was schön ist, schön zu finden, es mag herkommen, von wem es will.« —

Endlich im ersten Hefte des zweiten Bandes, p. 3—19. über den zweiten Band von Moser's gesammelten Schriften. Es ist dies die Recension, zu welcher Nicolai ihn mit den Worten aufgefordert hatte (Ges. W. III, 351): »Untersuchen Sie des Herrn von Moser's Sätze als ein Fremder und als wenn das Buch gar nicht wider uns geschrieben wäre.« Abbt hat diesen Rath befolgt; der Aufsatz ist in einem ernsten und würdigen Tone abgefaßt und nimmt auf die früheren Streitigkeiten nicht die geringste Rücksicht. Aber um so schärfer ist er in der Sache; ja er ist in dieser Hinsicht von bleibender Wichtigkeit, weil er nämlich den Kampf gegen die Frömmler und Überchristen, den bekanntlich die Bibliothek späterhin als eine Hauptaufgabe sich nahm [1]), gewissermaßen eröffnen und einleiten hilft. Auch hier sind besonders die Moser'schen Sätze von der Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft, der Unfehlbarkeit des Frommen, auch in weltlichen Geschäften ꝛc., welche Abbt's Widerspruch reizen. »Man könnte es noch übersehen«, heißt es p. 8, »wenn dergleichen fromme Leute dagegen auf Verstand und Einsicht, die sie hassen, Verzicht thäten. Allein es scheint, daß sie bey allem Manna, das sie sich ausschließungsweise zueignen, doch zugleich nach Egyptens Fleischtöpfen lüstern seyn. Frömmigkeit soll auch Verstand geben, und zwar nicht bloß das Verständniß,

1) Ueber die (wenn wir diesen Ausdruck wiederholen dürfen) »Religion der Bibliothek« findet sich Bd. V. Heft I. p. 110 ff., in einer Kritik von Joh. Joach. Zimmermann's, Archid. an der Katharinenkirche zu Hamburg, »Vertheidigung seiner ersten Schrift von der ersten Drohung Gottes« a. a. O. p. 86—120 (von Resewitz) eine höchst wichtige Stelle, die wir jedoch dem Leser selbst nachzuschlagen überlassen müssen, da sie hier zu viel Platz wegnehmen würde.

welches zum geistlichen Leben und zur Führung des Christenthums nöthig ist, sondern auch die Klugheit, welche die mannigfaltige Vorfälle, öffentlichen und besondern Angelegenheiten unumgänglich erfordern.«

Nachdem er darauf die »Frommen« in »wahre« und »anmaßliche« eingetheilt (p. 7) und von den ersteren nachgewiesen, daß »tiefe Einsicht und Klugheit in Geschäften gar nicht wesentlich zur Bildung des Christenthums sey: folglich auch derjenige, der es in den Seelen vermehret, auf die erstere seine übernatürliche Kraft gar nicht verwenden wird,« (p. 8) fährt er fort:

»Der anmaßliche Fromme hat noch weniger Anspruch auf Verstand — bloß seiner Frömmigkeit wegen. Er beschäftigt sich, wie er sagt, einzig und allein mit dem Gedanken an seinen Heiland, ihm betet, ihm singt er, von ihm spricht er mit andern auserwählten Seelen, seine Liebe für diesen Heiland prüft er an sich und andern, und jede Käntniß, jede Unterredung, die nicht unmittelbar auf diesen Heiland führet, hält er für sündlich oder doch für höchst unnütze. Ich sage nichts vom Handeln, weil dies sehr oft bey Singen, Beten, Seufzen und Reden wegzufallen pflegt, und höchstens in Enthaltungen, selten in wahren Ausübungen zum Besten des Nächsten bestehet. Dies ist eine wahre Beschreibung von Leuten, die boshaft genug sind, um gesunde Vernunft für eine Feindschaft gegen das Christenthum auszugeben und einfältig genug, um sich nicht anders belehren zu lassen; die einen gewissen Cant [1]) auswendig lernen, und sich daran wie an gewissen

---

1) Kant, Immanuel Kant, als Wortführer der „Frommen“ genannt — sollte man ein solches Mißverständniß für möglich halten? Und doch ist kein Anderer gemeint, als er. Aber freilich dauerte es auch noch zwanzig Jahre, ehe die Kritik der reinen Vernunft erschien. Einstweilen galt er wohl,

Handwerkswörtern jede andere Sprache aber für ungöttlich halten, und die zum Glück durch ihre Lehren zu sehr verrathen, daß ihre Religion nicht von Gott sey, weil sie die wahre Bestimmung des Menschen aufheben würde, wenn man sie befolgen müßte. Es mag einem veralteten gnädigen Fräulein leicht fallen, ihren Müssiggang auf eine solche Art zu verandächteln; aber wer in den verschiedenen Ständen des Lebens der göttlichen Bestimmung nach dienen muß, kann unmöglich Jesum zunächst ohne Aufhören in Gedanken haben. Armenrechnungen durchsehen und sie beschleunigen, ist besser als auf die Blähungen des Magens und Veränderlichkeit der Laune Acht zu geben, und eine Anstalt für Nothleidende treffen, ist Gott angenehmer als einem Freunde oder einer Freundinn, die noch zuweilen wiederkommenden Versuchungen des Fleisches mit frommer Beklemmung offenbaren. Und dergleichen Geschwätze unter Leuten, die eine zugestandene Unwissenheit in Beurtheilung der natürlichen Veränderungen der Seele haben, dergleichen Geschwätze sollte ihre Einsicht vermehren? Ihren Verstand, dessen pflichtmäßigen Anbau sie vorsätzlich verabsäumen, ja wohl gar an sich unmöglich machen, ihr Verstand sollte durch die Bilder von Braut und Bräutigam, die sie sich machen, klärer werden?«

»Es wird hoffentlich noch im Gedächtniß seyn, daß wir jetzt von der zwoten Gattung der Frommen reden und nicht von der ächten. — Ächte und anmaßliche Fromme, sollten sie also zu Staatsgeschäften unbrauchbar seyn? Hindert die Frömmigkeit daran? unmöglich. Ich bin auch der Meynung. Die Frömmigkeit hindert nicht und fördert nicht, besser: sie för-

---

schon weil er in Königsberg lebte, als Genosse Hamann's; daher der Irrthum. — Die Literaturbriefe hatten sich über Kant stets anerkennend ausgesprochen: XVIII, 69. XXII, 147 und 159.

dert vielmehr in Vermehrung der pflichtmäßigen Treue. Warum schließt man denn so oft die Frommen davon aus? Die unächte Art mit Recht; die ächte, weil sie zufälliger Weise ihre Einsichten zu sehr beschränken und durch die Verwirrung der ihnen obliegenden Sorgfalt für die zeitliche mit der Sorge für die ewige Wohlfahrt ihrer Unterthanen, alle Zwecke, die bey der Verwaltung eines Staats sind, verrücken, wodurch offenbar Alles in einander geworfen wird. Wenn aber der Hr. v. M. sich am Ende mit nichts weiter zu helfen weiß, als damit, »daß ihm die Fehler eines frommen Staatsministers lieber seyn als die Heldenthaten eines gottlosen,« dürfen wir ihn nicht bitten, die Hand auf die Brust zu legen, und zu bedenken, ob er diß nicht bey einem andern für etwas mehr als Chicane halten würde? Denn einmal ist ja hier nicht die Rede von Privatfehlern, deren schlimme Folgen meist unmerklich seyn können, wenigstens für andre, sondern von Staatsfehlern, die gleich das Unglück von vielen Tausenden nach sich ziehen; hernach ist auch nicht bloß von Heldenthaten, sondern von jeder ersprießlichen That, von jeder nüzlichen Verordnung, von jedem großen und heilsamen Unterfangen, die Rede. Und dergleichen verdienstliche Handlungen, wodurch Tausende glücklich werden, die aber ein Unwiedergebohrener verrichtet, diese sollten bloß deswegen nachzusetzen seyn, einem Versehen, schwanger mit Elend für ein ganzes Land, das aber das Versehen eines Wiedergebohrenen ist?« —

Auch das Resultat, das er aus Moser's christgläubigen Bedenken gegen die schönen Wissenschaften und ihren verderblichen, weil verweltlichenden Einfluß zeigt, mag hier, kurz und energisch, wie es ist, eine Stelle finden (p. 19). »Sie sind,« sagt er, »nichts anders als der in christliche Ausdrücke übersetzte Schluß des Muselmanns: »Was nicht

Alcoran ist, verbrenne!« Was nicht Bibel ist, lerne nicht; was nicht Christus ist, denke nicht!« — —

Außer diesen vier Recensionen ist noch eine (im ersten Stück des XVII. Bandes) mit Abbt's Zeichen versehen; nach Nicolai's ausdrücklichem Bekenntniß: Abbt's Ges. W. V. p. 195. Note 2, ist dieselbe, jedoch nicht von ihm, sondern sie habe dies Zeichen nur erhalten, »weil man gar nicht für dienlich hielt, daß die Anekdotenjäger, die damals noch nicht so allgemein verachtet waren, wie jetzt, den rechten Verfasser errathen und ihn anzuzapfen suchen sollten.« — Eine sechste endlich, die gleichfalls Abbt's Zeichen führte (über Theokrit's Idyllen: II. 1, 215), tragen wir, um ihres durchaus philologischen Inhalts willen, Bedenken, für eine Abbt'sche Arbeit anzuerkennen; sie scheint uns vielmehr von Heyne, der in dieser Zeit einer der fleißigsten Mitarbeiter der Allg. Deutsch. Bibl. war, und die Signatur ein Druckfehler zu sein, wie deren mehr mit untergelaufen: s. Göckingk a. a. O. p. 40.

Von Frankfurt aus ging Abbt im Herbst 1761, nach einem halbjährigen Aufenthalt in Berlin, welchen er, im Umgang mit Nicolai, Mendelssohn, Rammler ꝛc. (s. die Briefe an Segner, im sechsten Band der Ges. W.) als die Glanzepoche seines Lebens betrachtete, nach Rinteln, wohin er einen Ruf als Professor der Philosophie und Mathematik erhalten hatte.

Allein dieser neue Aufenthalt entsprach seinen Wünschen gar wenig. Wir sind mit dem damaligen Zustande der Universität Rinteln nicht bekannt; aber angenommen, daß von Abbt's Klagen und Anklagen auch nur die Hälfte begründet war, so sah es schon immer schlimm genug aus. Auch Frankfurt war nur eine kleine Universität; aber abgesehen von der

Nähe Berlins, die für Vieles entschädigte, konnte er den dortigen Studirenden auch einen wissenschaftlichen Eifer nachrühmen [1]), davon er in Rinteln nichts verspürt, weder bei den Studenten, noch bei den Lehrern selbst. »In Rinteln,« schreibt er an Nicolai, Ges. W. III, 39; »ist niemand, so viel ich noch weis, der die Namen Ramler, Moses und Lessing kennt, und letzthin, da ich Sie nannte, hätte mich beynahe jemand gefragt, unter welchem Regimente Sie dienten.« An einer andern Stelle klagt er (VI, 80), daß »auf der ganzen Universität nicht einmal Brucker's Historia Philosoph. zu kriegen«; von neuen Büchern sei nun gar keine Rede: »denn ich lebe in Rinteln« (III, 132). Auf seine Vorschläge, das Studium der Philosophie bei den Studenten auch äußerlich durch Examina ꝛc. zu heben, bekommt er den amtlichen Bescheid (VI, 86), daß seit drei Jahren nicht mehr als ein einziger Student in Rinteln gewesen, der sich eigentlich zur philosophischen Facultät bekannt, die andern schlügen sich alle zu den drei anderen, den »heheren«, wie sie in einem andern Briefe (III, 238) officieller Weise genannt werden. »Nach dieser schönen Probe,« setzt Abbt hinzu, »habe ich beschlossen, mich öffentlich für einen Narren ausrufen zu lassen, wenn ich je wieder die Schwachheit begehe, etwas vorzuschlagen.«

Um indessen gerecht zu sein, so müssen wir allerdings zugestehen, daß die Schuld dieses Mißbehagens wohl nicht ganz und allein an Rinteln lag. Jener praktische Trieb, der überhaupt in Abbt steckte, der ihn in Halle der Theologie entführt, ihm in Frankfurt die Schrift vom Tode fürs Vaterland eingegeben hatte, war mittlerweile durch den Umgang

1) Brief an Segner, a. a. O. p. 40: „Die Zahl der Studirenden sind hier: rari nantes in jurgite vasto. Aber zu meinem Trost sind hier auch weniger studirende Schuhknechte.

mit Männern, wie Nicolai, Mendelssohn ꝛc., zu gewaltsam ungestümer Entwicklung gekommen. Er sehnte sich überhaupt aus der Enge des Gelehrtenstandes, aus den Formalitäten und Weitläuftigkeiten der damaligen Akademieen hinaus; nicht bloß Rinteln, sondern das Universitätsleben im Allgemeinen war ihm zur Last geworden. »Unter allen Universitäten,« heißt es in einem Briefe an Moses, III, 239, »[Göttingen wegen der Bibliothek etwa ausgenommen [1])] möchte ich kaum, nach dem Sprichworte, die Hand umwenden.« — »Ich bedaure,« schreibt er an Klotz (V, 149), »die Verdrüßlichkeit, welche Ihnen Dummheit und Neid erreget haben [2]). Das akademische Leben hat gewiß äußere Vertheidigungen nicht nöthig, um den Überdruß, den es oft erreget, bis zum Ekel zu vergiften. Auf jeder Universität scheinet beynahe die Verordnung von oben zu ruhen, daß eine Sammlung von Köpfen und Herzen da ist, über die man sich wundern muß, ohne sie bewundern zu können, und von denen man sich entfernt halten muß, um sie nicht zu verabscheuen.« Vgl. III, 29. 127. V, 125, sowie Klotz' Deutsche Bibl. St. IV, p. 41, 45; auch Herder im Denkmal Abbts, a. a. O. p. 57. — Daher die wunderlichsten Entwürfe, um von dem »traurigen Ort, wohin er verstoßen« (III, 113), dem »Nest, wo er sein elendes Leben hinschleppt« (ebendas. 176; vgl. die Überschrift des Briefes p. 132) hinwegzukommen. Er will noch anfangen Jura zu studiren (III, 117), »um künftig einmal von

1) Vgl V, 198: „In Göttingen sind gewiß nicht die Annehmlichkeiten der Literatur in Absicht auf die Gelehrten, sondern allein in Absicht auf die Bücher. Wie leicht kann man da Verdruß mit dem einen oder mit dem andern bekommen? Denn die Gelehrten auf Universitäten sind größtentheils gar zu sonderbare Thiere."

2) Bezieht sich auf Vorfälle in Göttingen, von wo Klotz kurz darauf (1765), als Professor der Beredtsamkeit, nach Halle ging.

Universitäten ganz weg und in ein Justizcollegium zu kommen. »Denn,« setzt er hinzu, »daß ich es auf Universitäten aushalte, glaube ich nimmermehr! Stellen Sie Sich vor, daß ich erst vierundzwanzig Jahr alt bin, und denken Sie Sich die wahrscheinliche Zeit der Lebenslänge dazu, wenn mich nicht der Verdruß, welcher stille fortnaget, durch einen schleunigen Tod eher befreyet« [1]). Ja er macht ganz ernstliche Anstalten dazu (a. a. O. 240; vgl. die Briefe an Möser, VI, 25), will sich als Archivar nach Basel berufen lassen (ebendas. 239), speculirt auf seine Bekanntschaft mit dem künftigen Regenten von Würtemberg (p. 238) u. s. w.: und das Alles bloß, »um von der Universität wegzukommen.«

Stände Abbt mit diesem Überdruß an dem Gelehrtenleben, diesem Verlangen nach unmittelbarer, praktischer Thätigkeit allein, so möchten wir, als auf eine zufällige persönliche Stimmung, nur geringen Werth darauf legen. Aber vielmehr es war die allgemeine — Viele werden sagen Krankheit, wir sagen: der allgemeine Fortschritt seiner Zeit, der sich in dieser persönlichen Stimmung offenbarte. Durch die ganze Periode, von Mitte des Jahrhunderts an, geht, durch alle vorzüglichsten Köpfe, ein dunkler Drang, ein sehnsuchtsvolles Verlangen, aus der Theorie in die Praxis, aus der

1) Mendelssohn, in den „Anmerkungen zu Abbt's freundschaftlicher Correspondenz (hinter dem III. Bd. der Nicolai'schen Ausg., auch einzeln gedruckt) macht dazu folgende ergötzliche Bemerkung (p. 13): „Nur diesem jugendlichen Alter ist die Ungeduld zu verzeihen, mit welcher Herr Abbt damals die Ungemächlichkeiten seines Standes ertrug, sowie der spröde Geniesinn, dem alles Kleinigkeit ist, was nicht unmittelbar auf sein Herz wirkt, und dem jede leere Förmlichkeit Höllenangst verursachet. Ihm war der Prorektoratwechsel eine Kinderey. Dreisig Jahre etwa früher schrieb Wolf, bey Gelegenheit seines Prorektoratwechsels eine Abhandlung über die Philosophie der Chineser, und verglich am Ende derselben die Führung seines Prorektoramts mit der Regierung von China.“ — Das könnte mancher heutige Prorektor auch.

Literatur ins Leben überzutreten; man könnte sagen; die Literatur, von dem Augenblicke an, wo sie selbst wieder zu existiren anfing, empfand sie auch schon den Drang, über sich selbst hinauszugehen und sich der Unmittelbarkeit des Lebens zu versöhnen und zu verschwistern. Denken wir statt Vieler nur an den Einen Lessing: welche Versuche machte er, praktisch zu werden, als Zeitungsschreiber, als Dramaturg, als Kriegssecretair, als Buchhändler — bis er endlich doch als Bibliothekar zu Wolfenbüttel, vergiftet von Bücherstaub und theologischen Zänkereien, einsam, an gebrochenem Herzen sterben mußte! Selbst wer nicht das mindeste Geschick zu praktischer Thätigkeit hatte, quälte doch sich und Andere mit den Versuchen dazu. Man wollte, wenn nicht ein Amt, doch wenigstens einen Titel haben, der wie nach einem Amte aussah; wer in kein Collegium taugte, wollte wenigstens in die Nähe eines Fürsten oder sonstigen großen Herrn gelangen, als Vertrauter, Günstling oder auch bloß um sich vom Hofe schmeicheln und bewundern zu lassen. Von dieser Art war Klopstock und seine Stellung in Kopenhagen, sowie die weit kürzere in Karlsruhe; so petitionirte noch in späterer Zeit Voß beim Markgrafen von Baden, ihn als »Volksdichter« förmlich anzustellen; so ließ selbst Claudius sich verleiten, aus seinem friedlichen Wandsbeck in die Nähe eines Hofes, die Last eines Amtes überzutreten; so trugen sich die Stürmer und Dränger, die Lenz, Klinger ꝛc. mit prächtigen Luftschlössern von Günstlingschaften, Ministerstellen und dergleichen guten Dingen mehr: bis endlich auch in dieser Hinsicht Goethe die reife Frucht abpflückte — Goethe, der schon im Jahre 1777 das stolzbescheidene Wort aussprechen durfte: »Die Herzogthümer Weimar und Eisenach seien immerhin ein Schauplatz, zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesichte stände« (Merck'scher Briefwechsel, I, 122) — und der, da er

zu wählen hatte zwischen Poeten und Minister, unbedenklich den Minister poussirte auf Kosten des Dichters!

Wir werden sogleich sehen, wie dieser Trieb auch in Abbt eine glänzende, wenn auch kurze Befriedigung erhielt und wie er daher auch in dieser Hinsicht als Vorläufer und Skizze gleichsam zu betrachten ist. Einstweilen, so lange er die Last der akademischen Verhältnisse noch nicht ganz von sich abwerfen konnte, suchte er sich durch eine neunmonatliche Reise (1763) wenigstens auf einige Zeit davon zu erleichtern.

Man reiste, wie zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts nach Holland, um der Gelehrsamkeit, zu Ende des achtzehnten nach Italien, um der Kunst willen, so damals, um Mitte des Jahrhunderts, nach Frankreich, weil nur hier jene moderne Glätte, jene weltmännische Bildung zu finden war, um welche die deutschen Gelehrten sich damals instinctmäßig bewarben. Auch Abbt's Reise ging hauptsächlich nach Frankreich; es war derselbe Drang, der wenige Jahre später Abbt's Geistesverwandten, Herder, aus der Verdumpfung der Rigaischen Stadtschule, meerüber, nach Frankreich trieb (vgl. in Herder's Leben von seiner Frau, I, p. 110. 125 ff.: S. W. Abth. z. Philos. u. Gesch. Bd. XX.). —

Auch von dieser Reise sind in Abbt's Briefen einige interessante Notizen aufbewahrt: s. Bd. III, 146. V, 111. VI, 71 ff. Ihr Glanzpunkt war der Besuch bei Voltaire in Fernay. »Ich habe (schreibt er an Segner, VI, 75) Voltairen nebst seinem ganzen Hausrathe gesehen, und ein Schauspiel bey ihm zu Fernay, seinem Landgute auf französischem Gebiete, genossen: Moliere's femmes savantes. Voltaire, der jetzt durch seinen ton goguenard oft den Witz ersetzt; Madame Denys, die sich nicht mehr anders als geschminkt zeigen darf; Madame Dupuys (Madame Corneille), die einen Schuster würde geheyrathet, und weder der Schönheit noch

des Witzes wegen sich würde erniedriget haben, wenn ihr Eltervater und Voltaire zu einer Zeit gelebt hätten; Madame Dupuys, ihre Schwägerin, die den Körper einer Deutschen hat; Herr Dupuys, der ziemlich in seine Frau verliebt scheint, weil er durch sie sein Glück gemacht hat: alle diese Personen nebst einigen anderen aus Geneve von Stande hatten Rollen. Der Zuschauer waren ohngefehr 200 in einem ganz artigen Komödienhause, das Voltaire gerade der Kapelle gegenüber hat aufführen lassen. Während dem Schauspiel wurden Erfrischungen an Jedermann gereicht; um 11 Uhr des Abends wurde an fünf Tafeln gegessen (ohngefehr 80 Personen); um 2 Uhr wurde getanzt. Die Tochter der Herzogin von Enville, Madame de la Rochefaucoult, eröffnete den Ball, und um 4 Uhr fuhr jeder seines Wegs.«

Ein deutscher Professor, ein Professor der Philosophie aus Rinteln, zugleich deutscher Schriftsteller, mitten unter diesem Luxus, diesen Komödien, diesen tanzenden Herzoginnen, mit denen der alte Satyr von Fernay sich umgab, ist immerhin ein seltsames Schauspiel: und so glauben wir die Aufnahme dieser Stelle wohl entschuldigt.

Wir verlassen hier auf einige Augenblicke Abbt's persönliche Schicksale, um mit wenigen Worten der literarischen Arbeiten zu gedenken, welche in die Zeit seines Aufenthaltes in Rinteln fallen. Denn so wenig er sich in seiner Eigenschaft als akademischer Lehrer gefiel, so fleißig war er zu derselben Zeit als Schriftsteller: und vielleicht gerade deshalb.

Es fallen also in diese Zeit nicht nur, wie schon oben bemerkt wurde, die Mehrzahl seiner Recensionen, sondern auch verschiedene philosophische Aufsätze, wie: Vom Einfluß des Schönen auf die strengeren Wissenschaften (sein Antrittsprogramm: Ges. W. IV, 25—58), Versuch einer

Auflösung der Frage: Ob die metaphysischen Wahrheiten überhaupt einer solchen Evidenz fähig sind, als die mathematischen? (a. a. O. 59—134), Abhandlung über die Frage: Finden sich dergleichen Vorurtheile, die Ehrerbietung verdienen, und die ein guter Bürger öffentlich anzugreifen sich ein Bedenken machen soll? (ebendas. 135—188) u. s. w.; wozu noch seine akademischen Vorträge über Logik und Ästhetik kommen: Nicolai in der Einl. zu Bd. VI. der Ges. W. p. XIV—XVI, und die Briefe im dritten Band, p. 59. 104; ein Bruchstück daraus s. Bd. VI, 128—136.

Ferner an historischen Arbeiten einen Auszug der portugiesischen Geschichte, abgedruckt Bd. II, p. — . Das war eine ziemlich leichtfertige Arbeit, da durchaus keine eigene Studien, sondern lediglich Gebauer's portugiesische Geschichte zu Grunde lag, von der das Abbt'sche Werk nur ein Auszug ist, Bd. VI, p. XXII. ff.: weshalb ihm denn auch höchstens ein stilistisches Verdienst, namentlich in Vergleich mit der völlig ungenießbaren Form des Gebauer'schen Werkes, zugestanden werden kann. Auch seine Biographie des Frankfurter Baumgarten's (Leben und Charakter Alexander Gottlieb Baumgarten's: IV, 213—244; zuerst abgedruckt in den Rintelschen Anzeigen) war mit rascher Feder flüchtig entworfen; doch gab er sich in späteren Bearbeitungen Mühe, diese Spuren der Eile zu verwischen und dem Schriftchen einen mehr als augenblicklichen Werth zu geben: vgl. III, 157. 160. 167. 169. 319. — Auch trug er sich hier mit dem Plane, eine Geschichte Kaiser Max des Ersten (III, 251), imgleichen eine Braunschweigsche Geschichte zu schreiben (a. a. O. 301. 335. 353. 369. 399. V, 123. VI, 25): doch sind beide unausgeführt geblieben. Vgl. Bd. VI, Einl. p. XXXVI.

Auch die Theologie wurde in Rinteln wieder hervorgesucht: nämlich wenn dieser Ausdruck auf die Erfreuliche Nachricht von einem hoffentlich bald zu errichtenden protestantischen Inquisitionsgerichte, und dem inzwischen in Effigie zu haltenden erwünschten evangelisch-lutherischen Auto da Fe anwendbar ist. Es ist eine Spottschrift gegen die bornirte Orthodoxie, die damals hauptsächlich in Hamburg (man erinnere sich an den durch Lessing unsterblich gewordenen Hauptpastor Goeze) ihren Sitz aufgeschlagen hatte und gegen alle freisinnigen Bestrebungen in Philosophie, Literatur und Politik jene Waffen der Verdächtigung und der Lüge richtete, die noch heute, beinahe hundert Jahre später, ihre Kraft bekanntlich noch nicht verloren haben. Abbt fingirt ein formelles Ketzergericht, zu welchem Goeze, Ziegra, Teller [1]), Bahrdt (der erst von einer enragirten Gläubigkeit zu seiner späteren ebenso enragirten Ungläubigkeit überging) und andere Dunkelmänner mehr sich vereinigen, unter Goeze's Vorsitz, um, »da sie vor der Hand schwerlich das Vergnügen hoffen dürfen, die irrlehrenden Satanskinder auf den Scheiterhaufen gebracht zu sehen« (a. a. O. p. 7), dieselben vorläufig wenigstens zu contumaciren und ihre Bilder und Schriften zu vernichten. Es ist interessant für die Stellung der damaligen Parteien, die Namen zu lesen, die hier citirt und vor das Forum der Ketzerrichter berufen werden: Damm in Berlin, Teller in Helmstädt, Basedow in Altona — diese wegen ihrer dogmatischen Neuerungen; dann wegen höchst gefährlicher phi-

1) Das heißt nicht der bekannte Abt Teller (Wilh. Abraham), der im Gegentheil ein Hauptvertreter der damaligen Aufklärung war, sondern ein Bruder desselben, ein in jeder Hinsicht obscurer Mensch, der damals als Prediger in der Nähe von Hamburg stand und mit seinem Bruder nichts gemein hatte, als den Namen.

logisch kritischer Gelehrsamkeit: Michaelis in Göttingen, Ernesti in Leipzig, Semler in Halle, Spalding in Berlin; dann »Solche, welche ohne erleuchtet, ja sogar ohne einmal Christen zu seyn, eine bloße sich selbst gelassene Vernunft zu spekulativen Kenntnissen in der Philosophie anwenden, und das Blendwerk damit gar so weit treiben, daß sie die von einer christlichen Akademie, nur für Christen ausgesetzt seyn sollenden Preise über philosophische Materien, erhaschen; welches nicht ohne geheime gehässige Absichten gegen das Christenthum geschehen kann. Zu diesen gehört denn der in Berlin wohnende Judengenosse Herr Moses Mendelssohn« (p. 11). Endlich die Spötter und Neuerer in Bausch und Bogen, wie Klotz in Halle und die »kalviniſchen Lügenmäuler« (diesen Ausdruck hatten die Hamburgischen Nachrichten, damals gemeiniglich die schwarze Zeitung genannt — Abbt's Ges. W. III, 134. 335 ff. — wirklich von ihnen gebraucht), die Verfasser der Literaturbriefe, namentlich der Recensent B. (p. 12), was, wie wir wissen, kein Anderer als Abbt selber war. — Das Schriftchen machte zu seiner Zeit großes Aufsehen. Abbt selbst nannte es ein »Pasquill« (III, 361) und die Berliner Freunde trugen Bedenken, es in Druck zu geben (ebendas. 362; vgl. 370 ff.). Desto gewaltiger war hinterdrein die Wirkung, besonders bei den Getroffenen selbst, die freilich damals noch nicht wußten, wem sie diesen Streich zu verdanken hatten: Abbt's Brief an Moses III, 380.

Endlich wurde auch die Schrift vom Verdienst (zuerst erschienen 1765), die er schon 1762 begonnen und, unter dem kritischen Beistand der Berliner Freunde, mit einer ihm sonst kaum eigenen Vorsicht und Beharrlichkeit ausgeführt hatte (vgl. die Briefe im III. Band, p. 152. 233. 250. 261. 275), in Rinteln vollendet. Sie gilt, nicht bloß dem Umfange nach, als Abbt's Hauptwerk und sein vorzüg-

lichster Anspruch auf das Andenken der Nachwelt. Wir können diesem Urtheil nicht ganz beitreten, im Gegentheil, die Schrift vom Verdienst scheint uns (wohlverstanden, nicht an ästhetischem, sondern an historischem Interesse, das wir in der Geschichte der Literatur allein als maßgebend anerkennen) sowohl der früherm vom Tode fürs Vaterland, als namentlich seinen journalistischen Arbeiten nachzustehen. Allerdings liegt auch ihr ein praktischer, sogar politischer Gedanke zu Grunde, allerdings ist auch sie reich an Zeitbeziehungen, allerdings spricht Abbt auch hier, mit einer, für damalige Zeit wahrhaft bewundernswerthen Selbstentäußerung, den Preis des Verdienstes nicht dem speculativen Genie, dem literarischen Talente, dem Dichter, Denker, Schriftsteller, sondern demjenigen zu, der sich am Meisten verdient macht um das Volk. Aber das Ganze ist zu sehr in die Breite gegangen; jener philosophische Schematismus, jenes Allesergründen-, Allesbeweisen-, alles Hereinziehenwollen das wir schon im Tode fürs Vaterland bemerkten, ist hier noch sichtbarer und macht sich mit noch größerer Behaglichkeit noch breiter. Dadurch erhält das Ganze, neben vielen einzelnen vorzüglichen Stellen, etwas Gemachtes, Kunstmäßiges (im schlimmen Sinne), das der Wirkung Eintrag thut: wie denn jedenfalls die Schrift vom Verdienst von jeher mehr genannt worden ist als gelesen.

Doch das ist ein Schicksal, das sie mit — um es gering anzuschlagen: vier Fünfteln unsrer sogenannten berühmten oder klassischen Schriften theilt: nur daß wir unsers Theils jedesmal geneigter sind, darin nicht, wie es zu geschehen pflegt, eine Schuld des Publikums, sondern vielmehr eine Schuld der Schriften selbst zu erkennen.

Zwei Jahre hatte Abbt nach der Rückkehr von seiner Reise wieder in Rinteln ausgehalten und seine Mißstimmung war aufs Äußerste gestiegen: als er gegen Ende des Jahres 1765 gleichzeitig einen Ruf nach Marburg, als Professor der Mathematik (III, 366. 369 und den Briefwechsel mit Klotz im V. Bande), nach Halle, als Professor der Philosophie (III, 378), und nach Bückeburg, als »Gräflich-Schaumburg-Lippischer Hof-, Regierungs- und Konsistorialrath, auch Patronus Scholarum« erhielt.

In Bückeburg regierte damals Graf Wilhelm zur Lippe. Das Leben dieses in jeder Hinsicht merkwürdigen und vorzüglichen Mannes ist bekanntlich von einem Meister biographischer Darstellung, von Varnhagen von Ense (in den Biogr. Denkmalen Th. 1, p. 1—130), beschrieben und dadurch zur allgemeinen Kenntniß aller Gebildeten gebracht worden: so daß wir uns bei einer eigenen Schilderung des Grafen Wilhelm nicht zu verweilen, vielmehr nur auf die Varnhagen'sche Schrift zu verweisen brauchen.

Der Graf hatte Abbt's Schriften gelesen. Selbst ein Gemisch von praktischer Verständigkeit und genialer Bizarrerie; mit jenem fremdartigen britischen Anflug, den man auch an Abbt, in Folge seiner Beschäftigung mit Shaftesbury ꝛc. bemerkt; wie dieser, ein Freund der Alten, vor Allem des Tacitus, dessen Breviloquenz (die bekanntlich Abbt nachahmte) seiner gedrungenen, in sich geschlossenen, fast schwerfälligen Denkungsart entsprach: (vgl. Abbt's Schilderung in dem Briefe an Möser, VI, 29) hatte er großes Gefallen an diesen Schriften gefunden, in dem Grade, daß er den Verfasser persönlich kennen zu lernen wünschte.

Abbt wurde also (Juni 1765) zur Verwunderung von ganz Rinteln »in einer Kutsche mit sechs Pferden« zu ihm geholt (III, 363; vgl. VI, 28). Das Gefallen war gegen-

seitig; besonders bewunderte Abbt die Belesenheit und die Kenntnisse des Grafen. »Er hat mir«, schreibt er an Nicolai, III, 367, »ganze Stellen aus dem Shakespeare auswendig hergesagt. Eben so aus dem Metastasio. Den Locke hat er studiert.« Vgl. ebendas. 377 und den ausführlichen Brief an Möser, VI, 28—32.

Aber auch der Graf fühlte sich von Abbt befriedigt; das zeigte die Berufung, die bald nach der persönlichen Bekanntschaft erfolgte. Die Berliner Freunde zwar waren bedenklich, ob er sie annehmen solle; sie warnten ihn vor der Hofluft, der wechselnden Laune fürstlicher Gebieter u. s. w.: s. den Briefwechsel im fünften Band, p. 170 fgg. Aber Professor in Rinteln, Marburg, Halle — oder Staatsmann, Rathgeber, Günstling eines Fürsten in Bückeburg: wie wäre für Abbt noch eine Wahl gewesen?!

Er selbst macht von den Verpflichtungen seines neuen Amtes folgende Schilderung (III, 382. V, 122): »Meine Arbeit wird künftig seyn: wöchentlich einmal der Regierungsconferenz beyzuwohnen, wo die Landesangelegenheiten vorkommen, die ohne Prozeß abgethan werden. Zugleich habe ich Session beim Konsistorium, das sich monatlich einmal versammelt, wobey mir die Schulsachen besonders aufgetragen sind. Wenn im Kabinette etwas vorfällt, wozu mich der Herr brauchen will, es sey in loco oder in Verschickungen, so bin ich dazu verpflichtet. Übrigens wohne und speise ich bey Hofe.«

Man sieht, diese Stellung ließ noch ziemlich viel Muße zu selbständigen literarischen Arbeiten: und Abbt hat sie benutzt. Zu den meisten gaben ihm die Neigungen und Wünsche des Fürsten Veranlassung; so zu der Übersetzung des Sallustius von der Zusammenrottung des Katilina (zuerst nach seinem Tode, auf Kosten des Fürsten gedruckt. Stadthagen, 1767; eine Probe s. in den Ges. W. VI, 164—166. Vgl. auch III, 380—386. V, 181—191), ferner zu den Nachrichten vom Schaumburgischen und Lippischen Edlen Stamme (Bd. V, 25—42) u. s. w. Auch von dem Auszug aus der großen Hallischen Weltge-

schichte, den er auf Miller's (in Halle) Veranlassung schon in Rinteln begonnen, wurde ein erster Band in Bückeburg vollendet: s. Bd. VI. Einl. p. XXV.

Und so hatte Abbt erreicht, wonach er sich eine Reihe von Jahren in ahnungsreicher Ungeduld gesehnt: ein weiter und ehrenvoller Kreis praktischer Thätigkeit war ihm eröffnet; ja schon im Geist, über die Grenzen seiner Grafschaft hinaus, sah er sich zu diplomatischen Geschäften, nach Berlin, nach Portugal (III, 382) verwendet. Freund eines edlen, hochherzigen Fürsten, mit Männern, wie Nicolai, Mendelssohn, Möser ꝛc. durch freundschaftlichen Briefwechsel verbunden, bei der Nation als Schriftsteller in fester, wohlbegründeter Achtung, kenntnißreich, im Anfang des Mannesalters, sich frisch fühlend an Leib und Geist: wer hätte ihn nicht glücklich preisen, wer ihm nicht eine reiche, glänzende Zukunft versprechen mögen?! —

Aber das Schicksal wollte es anders: kaum ein Jahr nach seiner Ankunft in Bückeburg starb er (Novbr. 3, 1766), noch nicht volle acht und zwanzig Jahre alt.

Die Klage um seinen Tod war laut und allgemein; sein Fürst ließ ihm ein ehrendes Denkmal setzen, die Vorzüglichsten der Nation, Möser, Herder, Nicolai, feierten sein Gedächtniß; selbst Klotz, der ihm seine Freundschaft mit den Berlinern nicht vergeben konnte, wagte den Lorbeer, mit welchem diese frühe Gruft sich schmückte, nicht anzutasten.

So mußte der Tod selbst zur Verherrlichung seines Lebens dienen — und so in dem Hinblick auf die reichen späteren Entfaltungen, deren anfängliche Keime wir in Abbt zu zeichnen versucht haben, scheiden auch wir von ihm, aufs Neue in der Überzeugung befestigt, daß im Reich der Geister keines, auch nicht das kleinste Samenkorn verloren geht und daß auch hier dasselbe Gestirn, das wir zu Nacht als bleichen, trüben Abendstern versinken sehen, nach wenig kurzen Stunden, als Bote eines neuen Tages, neu emporsteigt.

Miscellen und Notizen.

I.

Zur Kritik der Goethe-Schiller'schen Epigramme von 1796.

Von J. W. Schaefer.

Als Goethe und Schiller in der schönsten Periode ihrer gemeinsamen Thätigkeit jene Epigrammenblitze schmiedeten, durch welche der Musenalmanach für 1797 die damalige Literatur aus ihrer Ruhe aufscheuchte, indem er zugleich die Atmosphäre reinigen half, war es ihre Absicht, »sich so in einander zu verschränken, daß sie Niemand ganz aus einander scheiden und absondern solle.« Daher enthalten auch die Xenien die kecke Herausforderung:

Wem die Verse gehören? Ihr werdet es schwerlich errathen;
Sondert, wenn ihr nun könnt, o Chorizonten, auch hier!

Es war anfänglich verabredet, sämmtliche Epigramme, sowohl die satirischen als die poetischen und philosophischen, sobald ein ansehnlicher Vorrath zusammengebracht sei, als ein Ganzes zu verarbeiten und zu redigiren. Allein schon unter dem 18. Juni 1796 schreibt Schiller an Goethe: »Gar zu gern hätt' ich die lieblichen und gefälligen Xenien an das Ende gesetzt; denn auf den Sturm muß die Klarheit folgen.« Später äußerte er: »Nachdem ich die Redaction der Xenien gemacht, fand sich, daß noch eine erstaunliche Menge neuer Monodistichen nöthig sei, wenn die Sammlung auch nur einigermaßen den Eindruck eines Ganzen machen sollte. Weil aber etliche hundert neue Einfälle, besonders über wissenschaftliche Gegenstände, einem nicht so leicht zu Gebote stehen, auch die Vollendung des Meisters Goethen eine starke Diversion

macht, so sind wir übereingekommen, die Xenien nicht als ein Ganzes, sondern zerstückelt dem Almanach einzuverleiben. Die ernsthaften, philosophischen und poetischen, werden daraus vereinzelt und bald in größeren, bald in kleineren Ganzen vorn im Almanach angebracht. Die satirischen folgen unter dem Namen Xenien.«

»Es ist zwischen Goethe und mir,« schreibt Schiller an W. von Humboldt, »förmlich beschlossen, unsere Eigenthumsrechte an den einzelnen Epigrammen niemals auseinanderzusetzen, sondern es in Ewigkeit auf sich beruhen zu lassen.« Dies ist später nicht befolgt worden. Schon der Musenalmanach hat bei einem Theil der philosophischen Epigramme die Autorschaft angegeben; die Chiffer G. und S. tragen nur die Partien »Vielen«, »Einer«, »tabulae votivae«. Schiller hat einen Theil dieser Epigramme, sowie von den Xenien diejenigen, welche mehr ganze Massen und Tendenzen der Literatur, als einzelne Personen trafen, in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen; doch ist auch manches werthvolle Epigramm übergangen worden und dadurch in Vergessenheit gerathen. Als Beispiel mögen folgende dienen, die unzweifelhaft Schiller zum Verfasser haben:

Zucht.

Wahrheit ist niemals schädlich; sie straft — und die Strafe der Mutter
Bildet das schwankende Kind, wehret der schmeichelnden Magd.

Die Quellen.

Treffliche Künste dankt man der Noth und dankt man dem Zufall,
Nur zur Wissenschaft hat keines von beiden geführt.

Wahrheit.

Eine ist sie für alle, doch siehet sie jeder verschieden,
Daß es Eines doch bleibt, macht das Verschiedene wahr.

Schönheit.

Schönheit ist ewig nur Eine, doch mannigfach wechselt das Schöne;
Daß es wechselt, das macht eben das Eine nur schön.

Bedingung.

Ewig strebst du umsonst, dich dem Göttlichen ähnlich zu machen,
Hast du das Göttliche nicht erst zu dem Deinen gemacht.

Der Vorzug.

über das Herz zu siegen, ist groß, ich verehre den Tapfern;
Aber wer durch sein Herz sieget, er gilt mir noch mehr.

Dichtungskraft.

Daß dein Leben Gestalt, dein Gedanke Leben gewinne,
Laß die belebende Kraft stets auch die bildende sein.

Bedeutung.

Was bedeutet dein Werk? so fragt ihr den Bildner des Schönen;
Frager, ihr habt nur die Magd, niemals die Göttin gesehn.

Vier Epigramme finden sich in Schiller's und Goethe's Gedichten zugleich abgedruckt:

Pflicht für jeden.

Immer strebe zum Ganzen! und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an.

Aufgabe.

Keiner sei gleich dem Andern, doch gleich sei Jeder dem Höchsten!
Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich.

Das Verbindungsmittel.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.

Die schwere Verbindung.

Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft, dieses verachtet den Zaum.

Goethe wies, wie Eckermann uns berichtet, die Entscheidung über das Eigenthumsrecht von der Hand und meinte, man müsse tief in der Philisterei stecken, wenn man auf die Entscheidung solcher Fragen nur die geringste Wichtigkeit legen wolle. Allein soll die deutsche Literaturgeschichte wissenschaftlich bearbeitet werden, so kann sie auch solche Fragen nicht umgehen, weil im Gebiet der Wahrheit eben nichts klein und unbedeutend ist. Goethe's angebliche Äußerung: »Oft hatte ich den Gedanken, und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall«, widerspricht der Natur des dichterischen Schaffens; jedes wahrhaft poetische Epigramm bringt seine Form schon in der Geburt mit. Die obigen Epigramme haben eine so innige Beziehung zu dem Schiller'schen Ideenkreise, daß sie, wie auch Hoffmeister schon gethan,

Schiller zuzuerkennen und aus Goethe's Sammlung wegzulassen sind.

Ich möchte jedoch noch weiter gehen und die Frage aufwerfen, ob nicht von den unter die »Vier Jahrszeiten« Goethe's aufgenommenen Distichen noch mehre andere Schiller zum Verfasser haben.

Während die in der jetzigen Ausgabe »Winter«, im Musenalmanach richtiger »Eisbahn« überschriebenen Distichen nur mit Goethe's Namen unterzeichnet sind, tragen die Epigramme »Vielen«, »Einer« die Namenszeichen beider Dichter; dessenungeachtet sind sie insgesammt ohne eine einzige Ausnahme jetzt als »Frühling« und »Sommer« unter Goethe's Gedichte eingereiht. Obwohl in diesen Gedichtchen der Charakter der Goethe'schen Poesie vorwaltet, so ist doch nicht anzunehmen, daß Schiller sich würde mitunterzeichnet haben, wenn er überhaupt gar keinen Antheil daran gehabt hätte. Daß die Blumenepigramme Goethe zugehören, ist wohl am wenigsten zu bezweifeln; kaum eins von ihnen möchte sich mit Sicherheit Schiller zuweisen lassen, es sei denn etwa dies:

Kornblume.

Zierde wärst du der Gärten; doch wo du erscheinst, da sagst du:
Ceres streute mich selbst aus mit der goldenen Saat.

Auch ist wohl dies die Epigrammensendung, von der Schiller unterm 11. Juni 1796 an Goethe schreibt, daß das Contingent der Liebe so lieblich darin ausgefallen sei. Von den Distichen des »Sommers« rühren nach meinem Dafürhalten folgende von Schiller her:

Immer war mir das Feld und der Wald und der Fels und die Gärten
Nur ein Raum, und du machst sie, Geliebte, zum Ort.

Kennst du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?
Körper verbindet sie schön, wenn sie die Geister befreit.

Das ist die wahre Liebe, die immer und immer sich gleich bleibt,
Wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles versagt.

Die beiden letzten Distichen scheinen hervorgerufen zu sein

durch das Goethe'sche Distichon von dem Gift der unbefriedigten Liebe.

Von einem solchen Parallelismus der Epigramme, wodurch die Grundidee in verschiedener Auffassung variirt wird, finden sich in den Votivtafeln mehre Beispiele, auch scheint dies uns der wahre Sinn jener oben erwähnten Goethe'schen Äußerung zu sein. So folgen auf das Goethe'sche Epigramm (Herbst, 46, oder in der neuesten Ausgabe 52):

Wärt ihr Schwärmer im Stande, die Ideale zu fassen,
O so verehrtet ihr auch, wie sich's gebührt, die Natur —

im Musenalmanach folgende, unstreitig Schiller'sche Verse:

Wärt ihr Philister im Stand, die Natur im Großen zu sehen,
Sicher führte sie selbst euch zu Ideen empor.

Während sich somit unter Goethe's Epigramme einige Schilleriana eingeschlichen haben, sind zugleich einige ihm gehörende Votivtafeln in der Sammlung seiner Gedichte nicht zu finden. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich z. B. folgende als Goethisch bezeichne:

Das Subject.

Wichtig wohl ist die Kunst und schwer, sich selbst zu bewahren;
Aber schwieriger ist diese: sich selbst zu entfliehn.

Die Zergliederer.

Spaltet immer das Licht! wie öfters strebt ihr zu trennen,
Was euch allen zum Trutz Eins und ein Einziges bleibt.

Das Mittel.

Willst du in Deutschland wirken als Autor, so triff sie nur tüchtig;
Denn zum Beschauen des Werks finden sich wenige nur.

Von anderen Epigrammen ist nur das erste Distichon beibehalten, dem man daher das Fragmentarische leicht ansieht. Ich setze folgende ganz her, da wohl nur wenigen Lesern der Schiller'sche Musenalmanach zur Hand sein dürfte:

Genialische Kraft.

Alle Schöpfung ist Werk der Natur. Von Jupiters Throne
Zuckt der allmächtige Strahl, nährt und erschüttert die Welt.
Pflanzet über die Häuser die leitenden Spitzen und Ketten;
Über die ganze Natur wirkt die allmächtige Kraft.

An die Moralisten.

Lehret! Das ziemet euch wohl; auch wir verehren die Sitte,
Aber die Muse läßt sich nicht gebieten von euch.
Nicht von dem Architect erwart' ich melodische Weisen,
Und, Moralist, von dir nicht zu dem Epos den Plan.
Vielfach sind die Kräfte des Menschen; o daß sich doch jede
Selbst beherrsche, sich selbst bilde zum herrlichsten aus.

Von den eigentlichen Xenien hat Goethe nur einige wenige in die Sammlung seiner Gedichte herübergenommen, nämlich die Herbst-Epigramme, welche in der Ausgabe von 1828 mit 39. 60. 62. 63. 64, in der neuesten Ausgabe mit 39. 65. 67. 68. 71 bezeichnet sind. Warum gerade diese und nicht andere von gleichem oder noch größerem Werthe gewählt worden sind, läßt sich nur aus der Flüchtigkeit erklären, womit diese Epigramme redigirt worden sind. Denn wenn auch die persönlichen Invectiven der Vergessenheit übergeben werden sollten, so sind doch die Epigramme, welche Mineralogie, Farbenlehre und Politik betreffen, so charakteristisch für Goethe's Ansichten über Leben und Wissen, daß sie einen weit höheren Genuß gewähren, als die zahmen Xenien aus einer Periode, wo der greise Dichter schon nicht mehr auf der Höhe seiner Zeit stand. Wenn auch bei einigen allgemein gehaltenen Epigrammen über die Autorschaft Zweifel erhoben werden können, so ist sie doch bei den besten und schlagendsten mit Sicherheit zu bestimmen. Es ist hier nicht der Ort, diesen Sonderungsproceß vorzunehmen, weil ich fürchten muß, die Aufmerksamkeit meiner Leser durch diese Einzelheiten zu ermüden. Möge man indeß diesen bescheidenen Beitrag zur Kritik des Textes unserer größten Dichter, für den bis jetzt noch wenig geschehen ist, freundlich aufnehmen. Der gründliche Forscher weiß, wie sehr durch solche Einzelheiten das tiefere Verständniß ihrer innersten Natur gefördert wird, ja wie dieses ohne jene kaum möglich ist.

II.

Über einige hochdeutsche Übersetzungen und Bearbeitungen des Reineke de Vos.

Von Jul. Tittmann.

Unsere Beschäftigung mit der Poesie des siebzehnten Jahrhunderts brachte ein Buch in unsere Hände, in welchem die Manier des Nürnberger Kreises so sehr übertrieben erscheint, daß der Charakter der Pegnesischen Dichtkunst nirgend deutlicher ausgeprägt ist. Der Nürnberger Rathsherr wird darin »der Edle und mit seinen lieblich schönen Büchern himmelübersteigende Harsdörfer« genannt, wodurch es gleich von vornherein klar wird, daß der Verfasser Mitglied des Blumenordens war, oder doch auf diese Ehre aspirirte. Es ist dies Buch eine hochdeutsche Übersetzung des niederdeutschen Reineke de Vos, des bewundertsten Gedichtes aus dem sechzehnten Jahrhundert, dessen Berühmtheit für uns freilich sinken muß, seit sich dasselbe als bloße Übersetzung eines niederländischen Originals ausgewiesen hat.

Hans Wilmsen Laurenberg, der Verfasser der »veer olden berömeden Scherzgedichte« (1655), der erklärte Feind des modesüchtigen Curiosus seiner Zeit, sagt von diesem Gedichte:

Man hefft sick twar tomartert, dat Boek to bringen,
In hochdütsche Sprak, man yt will gantz nich klingen,
Jt klappert gegen dat Original to reken,
Als wenn man plecht ein Stücke vull Holt to breken,
Edder schmitt einen olden Pott gegen de Wand.

Er hatte dabei wohl die hochdeutsche Übertragung eines Michael Beuther (1544) im Sinne, von welcher bis 1617 zu Frankfurt eine ganze Reihe von Ausgaben in Folio und Quart erschien. Etwas Entsetzlicheres als diese Übersetzung, welche überdies durch Entstellung und Auslassung das Original kaum wiedererkennen läßt, ist uns freilich kaum jemals begegnet. Diesem Vorwurf wollte ohne Zweifel ein anonymer Verfasser entgehen, als er im Jahre 1649 im Schweiße seines Angesichtes eine neue Übersetzung anfertigte. Er bedauert

nämlich, daß ein so herrlich-schönes und ausbündig-nützliches Büchlein mit so hart und übel klingenden Reimen versehen sei: und so unternimmt er es, bei gegenwärtiger Sprachsteigerung, wie er sagt, dasselbe in die »jetzt üb- und löbliche Vers- und Reimart zu versetzen.« Was man von ihm zu erwarten habe, weiß man bald, wenn man sieht, wie er sich auf Harsdörfer beruft, der einmal in einer Zuschrift an einen berühmten geistlichen Dichter den Ausspruch gethan: es solle Jeder, der zum Kirchendienst befördert zu werden wünsche, zu seiner erbaulichen Ergötzlichkeit deutsche Poeten lesen und ein Gedicht zu Papier bringen lernen, weil man dadurch sich gewöhne, zierlich zu reden, eine Sache mit dringenden Worten vorbringen und zu Erweckung brünstiger Andacht nach Begebenheit auch ein geistliches Lied werde abfassen können.

Das Buch hat den Titel: Reineke Fuchs, Das ist: ein sehr nützliches, Lust- und Sinnreiches Staatsbüchlein u. s. w. Rostock. Joachim Wilde. **1650.** 8. (Zweite Auflage ebendaselbst **1662.**) Angehängt ist ein Register von gegen siebenzig Arten von »Scansion oder Fußbildung,« welche in der Übersetzung, die das Original in viele kleine Erzählungen zerlegt, nach einander vorkommen. Wir theilen den Anfang mit, welcher im Original lautet:

Jd geschach up einen pynkste dach,
Dat men de wolde und velde sach
Grone staen mit loff un grass,
Un mannig vogel vrolig was
Mit sange, in haghen un up bomen,
De krüde sproten un de blomen,
De wol röken hier und dar,
De dach was schone, dat wedder klar. [1])

Unser Verfasser beginnt dagegen folgendermaßen:

---

1) Merkwürdig ist es, um dies nebenher zu bemerken, wie die Beschreibung der Maienzeit immer mehr und mehr erweitert und ausgeführt worden ist. Im Reinaert heißt es bloß:

Het was in enen sinxendage
Dat beide bosch ende hage
Met groenen loveren waren bevaen.

Die schöne Pfingstenzeit, da Alles grün bemahlet
Im Wald und Felde steht, das Dick-befrüchtet pralet
Mit schön-besüßtem Klee, mit Blumen mannigfalt,
Da die vor wüst-gleich Erd hat eine neu Gestalt
Und Zierrath angelegt. Die ließ sich nunmehr sehen,
Die Zeit da alle Thier' in voller Freude stehen,
Sie mügen sein im Wald, sie mügen sein im Meer,
Sie mügen gleichfalls sein in dem Geflügelheer.
Die Zeit die kahm heran, da alle Vöglein singen
Im dikken Laubgebüsch, und da die Thiere springen
In ihrem Waldgeheg, weil die berundte Sonn
Mit ihrem Strahlenglanz erwecket große Wonn.

In diesem Tone, und oft noch weit schlimmer, geht es das ganze Buch hindurch: so daß, mit dieser Verwässerung verglichen, selbst der lateinische Bearbeiter noch treu erscheint:

Res obstupenda contigit,
Tepente veris tempore,
Amoena prata cum virent,
Colore florum plurimo,
Rosasque virgo colligit,
Comas et arbor induit,
Avisque carmen concinit,
Vel melle dulci dulcius.
Serena lucebat dies et sol micabat aureus. sqq.

(Hartm. Schopper. Speculum vitae aulicae. Franc. ad M. 1584.)

Es hat überhaupt, wie in den Versen des niederdeutschen Satirikers angedeutet ist, mit den hochdeutschen Bearbeitungen nicht recht von Statten gehen wollen. Keine der vielen Übersetzungen, selbst die neueren, von Gottsched an, mit eingeschlossen, ist durchaus zu billigen; eine jede noch hat die Anmuth des Originals, die selbst im Rhythmus sich ausspricht, mehr oder weniger verwischt. Sogar Goethe's Bearbeitung wird, wie es uns scheinen will, zu hoch angeschlagen, obgleich er auch hier das Verdienst hat, an ein vergessenes Buch erinnert zu haben. Am Wenigsten möchten wir einem deutschen Kritiker beistimmen, welcher behauptet, »das alte Thierepos sei durch Goethe mit der Fülle des epischen Lebens ausgestattet worden.« Vielmehr hat schon Soltau ganz richtig bemerkt, daß der alte Schleicher Reineke in dem feinen

griechischen Gewande freilich wohl eine stattliche Figur mache, aber zuweilen koste es ihm doch Mühe, den rothen Bart und den zottigen Wedel dem neuen Kleide anzupassen.

Die Zeit der neu entstehenden Ritter- und Geisterromane im vorigen Jahrhundert, wo man es sich angelegen sein ließ, das Mittelalter in seiner eisernen Rohheit, sammt Faustrecht und Humpen, wieder herauf zu beschwören, erweckte auch den wunderlichen Gedanken, den alten Burgherrn von Malepertus und die Vasallen des Nobelschen Reiches in zeitgemäßer Weise zu costumiren. So entstand: Ritter Reineck von Waldburg, eine Geschichte aus den Zeiten des Faustrechts. Dresden und Leipzig. Breitkopf, 1791. 2 Theile. In diesem seltsamen Buche treten die gleichsam auf dem Wege der Metempsychose wieder zu Menschen gewordenen Thiere des Waldes und Feldes in ihren entsprechenden Charakteren auf. Da giebt es Liebe und Verrath, Gewalt und Ehebruch, Edelmuth und Unschuld neben teuflischer Bosheit. Selbst geheimnißvolle Phantasmagorieen in unterirdischen Gewölben, mit geheimen Bündnissen, fürchterlichen Eiden, Zauberei und Teufelsspuk durfte dem neu erwachten Geschmack willkommen erscheinen. Alles dieses ließ sich denn auch in der Stelle, wo der listige Lügner sonst von dem Schatze erzählt, auf das Bequemste anbringen.

Ein anderer Bearbeiter jener Zeit geht von dem Grundsatz aus, wie das alte Buch längst als ein vortreffliches anerkannt sei und Reineke in jedem Jahrzehend neue Sprünge mache, so müsse seine Geschichte immer interessant und neu sein. Er betitelt sein Werk: Reineke Fuchs am Ende des philosophischen Jahrhunderts. Itzehoe 1797. 8. Die Scene ist in das achtzehnte Jahrhundert hinaufgerückt, und die Geschichte liest sich wo möglich noch alberner als die vorhergehende, obgleich die vernünftigen Bestien nicht durch räsonnirende Menschen verdrängt sind. Die ganze Philosophie des Buches ist diese, daß alle Philosophie des Teufels sei. Über die freie Bewegung des Humors wird man urtheilen können, wenn man bemerkt, daß alle Spöttereien gegen Pfaffenthum u. dgl. sorglich gestrichen sind. Die Neckereien gegen

den unglücklichen Braun, wegen der geschorenen Platte, fehlen, die Haushälterin des Pfaffen ist zur Gemahlin seines ihm adjungirten Sohnes befördert, — wobei man sieht, daß man sich auf protestantischem Boden bewegt; auch kommt derselbe ohne Schaden an einem integrirenden Theile seiner Mannheit für diesmal davon. —

Das ursprüngliche Gedicht, aus ächt germanischem Geiste erzeugt, nahm durch Frankreich und Flandern den Weg zu uns zurück; von ihm urtheilte man seiner Zeit: daß in weltlicher Weisheit kein Buch geschrieben sei, welches mehr zu loben, ein schlichtes Buch, darin ein Spiegel hoher Sinnen zu sehn; Verständigkeit liege wie ein theurer Schatz in dem geringen Gedichte, gleichsam wie Feuer unter der Asche, oder goldne Pfennige in einer schmutzigen Tasche (Laurenberg). Aus einem solchen Buche wußte der Feind des philosophischen Jahrhunderts keine andere Moral zu ziehen, als etwa eine Saalbaderei wie folgende. Zu der Stelle, wo Reineke in Mönchskleidern Hühner fängt, wird bemerkt, daß das Kloster die wahre Kirche Gottes, diese Welt aber die grüne Wiese bedeute. Wenn die Kinder dieser Welt sich in allen nur erdenklichen Wollüsten ergötzen, alsdann komme der höllische Fuchs, der Teufel, und erhasche und zerstreue die armen Seelen der Menschen und bringe sie zum ewigen Tode. Hingegen so lange sie sich in ihrer Warte, der wahren Gottesfurcht, halten, und die Hunde, das ist die Lehrer, keine stumme Hunde seien, und mit dem Gesetz und ihren Eiferzähnen auf den Teufel und seinen Anhang losbeißen, so habe es keine Gefahr. Dies wird nach Vorgang einer alten Ausgabe des Reineke allen Ernstes und andächtig eingeschärft.

Wir möchten dabei die Frage aufwerfen, ob denn wirklich die Zeit sich so ganz geändert hatte, um dergleichen Mißgeburten möglich zu machen. Und da müssen wir mit Nein antworten; die Plackereien an den Höfen des hundertfach regierten Vaterlandes, die Intriguen und Bestechungen, das pfäffische Wesen, wovon die Bücher der Zeit in so unerfreulicher Weise erzählen, beweisen das Gegentheil. Aber wir fragen weiter, ob denn selbst für unsere Zeit Nichts mehr

daraus passen sollte, und ob denn die Reineke und Nobel unserer Zeit (und wir haben von beiden) so ganz verschieden sind? Der Unterschied möchte auch jetzt noch so gar groß nicht sein; nur daß bei der allgemeinen Verflachung auch hier die Spitzen abgebrochen sind. Für diesen kurzen Bericht ist kein Raum, dies weiter auszuführen. Was wir meinen, ist ohnehin klar. Wenigstens hat das deutsche Volk in der Form des niedersächsischen Gedichts einen Criminalproceß, der bei seiner Öffentlichkeit äußerst lehrreich ist.

Im Übrigen, so bedauerlich es ist, so können wir es doch nur begreiflich finden, daß eine hochdeutsche Übertragung oder eine Bearbeitung für die Bedürfnisse der Gegenwart jederzeit mißglückt ist. Die erste: weil die ursprüngliche Form es nicht verträgt [1]), gleichsam als wenn die Thiere des Waldes, als ächte Plebejer, sich in die Sprache des bevorzugten Standes nicht finden könnten. Die zweite: weil jede specielle Anwendung auf vorliegende politische oder Gesellschaftszustände dem epischen Charakter des Gedichtes schaden würde, welches seine universale Bedeutung eben nur vermöge seiner Allgemeinheit hat. Es ist nicht ersonnen, sondern entstanden, nicht absichtlich erfunden und erweitert, sondern in stets neuen Gestaltungen erwachsen und geworden. Der Stoff ist durch Tradition geweiht, so daß jedes willkürliche Ändern, ein solches, welches sich im Verlaufe der Zeit aus der Mitte des Volkes nicht von selbst ergeben möchte, hier abzuweisen ist. Überhaupt geht auch das Thierepos nicht darauf aus, direct zu belehren und hat keinen bestimmten Zweck der Satire. Gerade das ist die wunderbarste Kunst, daß die ganze Geschichte aus dem scharf beobachteten naturhistorischen Charakter der Hauptheldn des Epos nothwendig und mit Leichtigkeit sich entwickelt, während eine Anwendung auf später gegebene Verhältnisse unendlich gezwungen erscheinen würde.

---

1) Laurenberg meint:

Dat makt, dewyl velen is unbekand
De natürlyke Eigenschop derfülven Rede,
Welke de angebohrne Zierlichkeit bringet mede.

Und darum glauben wir, muß von beiden Arten der Bearbeitung abgesehen werden. Vielmehr der richtige Weg möchte dieser sein, und mit diesem Wunsche schließen wir diese flüchtige Notiz, daß eine neue, hübsche und wohlfeile Ausgabe im niederdeutschen Dialekt, etwa nach einem Abdruck der ältesten Lübecker, oder in provinzieller Erneuung, wobei man nur Unwesentliches zu ändern hätte, besorgt werden möge. In die Namen u. s. w. würde man sich bald finden; auch leben ja noch diese, sowie andere Erinnerungen an die deutsche Thiersage im Volke traditionell fort. — Niederdeutschland hat ja das nächste Recht an diesem Gedichte, und wer so vornehm ist, nur die hochdeutsche Mundart zu verstehen und zu sprechen, jenun, der mag zusehen, wie er mit ihrer proletarischen Schwester fertig wird.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 117721537